FRIEDRICH WILHELM III UND LUISE, KÖNIG UND KÖNIGIN VON PREUSSEN:...

Werner Hahn



Contains nothing about the king and queen except what is given in R. Fr. Eyloff's Charakter-züge.

v Alexander Zirek

Friedrich Wilhelm III. und Luise

König und Königin von Preußen.

Zweihundert zwei und zwanzig Erzählungen

aus ihrer Zeit und ihrem Leben

von

Werner Hahn,
Verfasser der Volksschriften „Hans Joachim von Zieten,"
„Kunersdorf," „Friedrich I." ꝛc.

Dritte Auflage.

Berlin, 1877.
R. v. Decker's Verlag
Marquardt & Schenck.

Vorwort.

Die Zeit der Abfassung dieses Buches war das Jahr 1849. Wenig ist in dem Jahre geschrieben, was nicht die Spuren jener Zeit an sich trüge. Und auch dieses Buch bekennt sich gern als ein Kind derselben.

Es galt, gegen das Treiben der Parteien, gegen die Zersplitterung der Gedanken, den Blick auf das zu richten, was in langer Vergangenheit freudig als unantastbares Gut im Herzen gehegt war. Es galt namentlich, der Liebe zum brandenburgisch-preußischen Fürstenhause Ausdruck zu geben, in der das Volk immer seinen Stolz gefühlt hatte. Es galt zugleich, in unwidersprechlichen Geschichtsbildern zu zeigen, wie werth dieser Liebe das Fürstenhaus sei. Alles dieses, galt es, in möglichst weiten Kreisen dem Volke ans Herz zu legen.

Heute ist für die Abfassung eines Buches solcher Art nicht dieselbe Veranlassung. Der Liebe, ja der bewundernden Verehrung gegen den Sohn des Königs und der Königin, denen dies Buch zugewandt ist, ist heute das Volk allerwegen voll.

Um so mehr scheint es aber, da das Buch in neuer Auflage hergestellt wird, geboten, jenen Gesichtspunkt anzudeuten, unter dem damals die Idee desselben im Herzen des Verfassers erwuchs.

Ja „im Herzen des Verfassers!" Denn Wissenschaft und Studium, denen der Verfasser sonst obliegt, haben wenig mit diesen Darstellungen gemein. Die Arbeit am Werke war wie die Rede im gemüthlichen Kreise, in der, was fertig im Inneren lebt, leicht und unbefangen vorgetragen wird. Noch standen ja dem Verfasser die Kindheitserinnerungen an den festtäglich gedeckten Tisch am 3. August im elterlichen Hause so nahe, an die Erzählungen aus der Kriegszeit, — wie jetzt eine königliche Kasse, einem leichten Kahne auf den Novemberfluthen der Weichsel anvertraut, gerettet wurde, wie dann das wenige Silber

und Gold hingegeben, wie dann aus dem Schiffbruch der zehn Jahre von 1806 bis 1815 langsam und mühsam Manches wieder gesammelt wurde.

Was vom Verfasser in jüngeren Jahren aus dem Herzen heraus geschrieben wurde, möchte er heute, da ihm das Alter genaht ist, wohl hin und wieder anders ausdrücken. Und hätte er sich dazu entschließen sollen? In der Rede des Menschen hängt Alles so innig zusammen. Aendert man an Einer Stelle, so werden Aenderungen an anderen nothwendig. Es wäre vielleicht ein ganz neues Werk geworden.

Mag es denn von Neuem hinziehen — mit den Wogen des Gemüths in ihm: jetzt mit der skizzenhaften Kürze, als gälte es Holzschnitte alter Art zu geben; jetzt mit den ungeschminkten Kraftausdrücken für das, was edel und was unedel ist; jetzt mit der Gleichnißrede und dem anschaulichen Lehrton, wenn Fragen der Wissenschaft beantwortet werden; dann mit dem strengeren Blick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse; dicht daneben mit leichten, scherzhaften Anekdoten.

Aendernde Striche zum Behufe der neuen Auflage sind sehr wenig an das 1849 Geschriebene angelegt worden.

Versagen konnte sich der Verfasser aber nicht, einige Geschichten aus dem Leben der Königin, die ihm seit kurzem erst bekannt geworden sind, zur Mehrung des Werkes hinzuzugeben: die Erzählung, wie die dreizehnjährige Prinzessin Luise ihre Großmutter bittet, die landgräflichen Vorläufer abzuschaffen; wie sie, „nach der Natur zeichnet;" dann wie sie als sechszehnjährige Prinzessin dem Kommandeur des Zietenregiments den Kranz von ihrem Hute zuwirft; wie sie in Frankfurt a. M. ihr „liebes Hannchen" wiedersieht; und wie in Augenblicken ihres höchsten Glückes immer die Erinnerung an ihre Mutter erwacht.

Der Leser wird hoffentlich diese Erzählungen als wesentliche Ergänzungen des reinen, seelen- und geistvollen Bildes der Königin willkommen heißen.

Berlin, 1877. **Werner Hahn.**

Verzeichniß des Inhalts.

Erster Abschnitt.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin.

Zweiter Abschnitt.

Acht Friedensjahre zu Anfang der Regierung.

Dritter Abschnitt.

Ein unglückliches Krieges-Jahr 1806 und 1807.

Vierter Abschnitt.

Die erste Hälfte des Friedens 1807 bis 1810.

Fünfter Abschnitt.

Krankheit, Tod und Begräbniß der Königin Luise.

Sechster Abschnitt.

Umschwung der Dinge in den Jahren 1810 bis 1815.

Siebenter Abschnitt.

Friede und Segen der Jahre 1815 bis 1830.

Achter Abschnitt.

Das Ende der Regierung König Friedrich Wilhelm des Dritten.

Friedrich Wilhelm der Dritte und Luise.

König und Königin von Preußen.

Erster Abschnitt.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin.

Im Jahre 1792.

Krieges Nacht lag über Europa. In Frankreich lösten sich die Bande der früheren Ordnung; der Königsthron brach, das Volk entflammte gegen sich selbst. Da rüstete man in Deutschland zum Schutz des französischen Königs. Aber die Unternehmung mißlang; zwei der mächtigsten deutschen Städte, Mainz und Frankfurt, wurden von den Franzosen genommen und gebrandschatzt. So war im Jahre 1792 geschehen.

Als noch in demselben Jahre der tapfere preußische General von Rüchel Frankfurt belagerte, mit Sturm nahm und die Franzosen daraus vertrieb, verlegte der damalige König von Preußen Friedrich Wilhelm II. sein Hauptquartier nach dieser alten deutschen Reichsstadt, und übersah von dort die Vorgänge des schwankenden Kriegs.

Den König begleiteten auf seinen Zügen seine beiden Söhne: Friedrich Wilhelm, der damalige Kronprinz, und der Prinz Ludwig, der um drei Jahre jünger als jener war. Beide hatten durch unerschrockene Tapferkeit und Geistesgegenwart ihrer ruhmwürdigen Ahnen sich werth gezeigt.

Die Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit ihren zwei Enkelinnen Luise und Friederike.

Vor den Schrecknissen eben jenes Krieges, den der König Friedrich Wilhelm II. und seine Verbündeten zu bewältigen strebten, war in demselben Jahre 1792 die alte würdige Landgräfin

von Hessen-Darmstadt mit ihren beiden Enkelinnen, den Prinzessinnen Luise und Friederike von Meklenburg-Strelitz, aus ihrem Lande geflüchtet, und hatte Aufenthalt und Schutz bei deren älterer Schwester gefunden, die an den Herzog von Sachsen-Hildburghausen vermählt war. Als nun Frankfurt wieder in die Hände der Preußen gekommen war, beschloß die Landgräfin, aus ihrem Zufluchtsort Hildburghausen in ihre Heimath nach Hessen-Darmstadt zurückzukehren.

Da schrieb der Landgraf von Hessen, der ein Verbündeter des Königs Friedrich Wilhelm II. war, an die Landgräfin: „sie möchte ihre Rückreise über Frankfurt einschlagen, damit die beiden jungen Prinzessinnen von Meklenburg dem Könige von Preußen vorgestellt werden könnten.“ Denn es bestand eine ziemlich nahe Verwandtschaft zwischen ihnen und dem Könige.

Der Vater der beiden Prinzessinnen, der Herzog Karl von Meklenburg-Strelitz, — der, weil er verwittwet war, seine Töchter in die Pflege ihrer weisen und liebevollen Großmutter gegeben hatte, — hatte nämlich eine Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt zur Gemahlin gehabt. Und eben dieser Landgraf von Hessen-Darmstadt war auch der Oheim der Gemahlin Königs Friedrich Wilhelm II. Also war die Mutter der beiden Prinzessinnen ein Geschwister-Kind der Gemahlin des Königs von Preußen, und dieser letztere in entfernterem Grade Oheim der beiden Prinzessinnen.

Die Landgräfin von Hessen-Darmstadt freute sich der Gelegenheit, ihre schön herangewachsenen, mit Liebe und zur Tugend erzogenen Enkelinnen dem Könige vorstellen zu können, und beschloß über Frankfurt nach Darmstadt zurückzukehren.

Die erste Begegnung des Kronprinzen von Preußen und der Prinzessin Luise von Meklenburg-Strelitz.

Im Monat März des Jahres 1793 war es, als die Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit den beiden Prinzessinnen von Meklenburg-Strelitz, ihren liebenswürdigen Enkelinnen, in Frankfurt am Main eintraf.

Als diese dem Könige vorgestellt wurden, begnügte er sich

nicht mit der einmaligen Begegnung; sondern lud die Damen ein, nach dem Schauspiel bei ihm zu Abend zu speisen.

Hier war auch der Kronprinz und Prinz Ludwig, die Söhne des Königs, zugegen.

Die Prinzessin Luise war jung und schön. Ihr Wuchs war hoch und stattlich, ihr Haar blond, ihr Auge klar, ihr Wesen fein und zart. Die Worte, die sie sprach, tönten sanft, und kündeten liebevolle Empfindung. Einfalt lag in ihrer Sitte, Klarheit in ihren Reden. Mit Heiterkeit umfaßte sie das Leben; in bescheidener Hoffnung blickte sie der Zukunft ihres Schicksals entgegen.

Als der Kronprinz sie erblickte, neigte sein Herz in stiller Sehnsucht zu ihr hinüber. Er sah sie an, ihr blaues engelreines Auge: und immer mehr erstaunte er über die Allmacht seiner Neigung und Zuversicht. Da ging das Herz ihm über. Und er sprach: „ich liebe Dich."

Sie schwieg. Jedoch ihr Blick verrieth: „ich liebe Dich."

Als sie dies zu einander sagten, war es, als wenn eine Stimme vom Himmel zwischen ihnen ertönte. Die sprach: „Ich segne Euch! So Ihr in eurer Liebe treu bleibt, werdet Ihr das Glück des Lebens herrlich adeln, und das größte Ungemach der Tage wird nicht groß genug sein, daß es Euch unglücklich mache."

Und Beide sprachen in ihrem Herzen: „Wir wollen treu in unserer Liebe sein."

Alle, die um sie standen, wußten, was unter ihnen vorgegangen war, und Keinem kam es in den Sinn, etwas dawider zu reden. Gott hatte es so gewollt.

Als sie ihre Herzen in Liebe versprachen, war der Kronprinz drei und zwanzig Jahre alt, frisch und kräftig, und die Prinzessin war schön und lieblich, eine Jungfrau von siebenzehn Jahren.

Darmstadt, am 24. April 1793.

Zum 24. April desselben Jahres versammelten sich Alle, die an diesem Abend in Frankfurt zusammen gewesen waren, wieder in Darmstadt. Hier sollte die Verlobung des Kron-

prinzen von Preußen und der Prinzessin Luise von Meklenburg gefeiert werden. Und nicht blos diese, sondern zu gleicher Zeit die des Prinzen Ludwig von Preußen mit der jüngeren Schwester der Braut des Kronprinzen; denn auch diese Beiden hatten sich in Liebe begegnet, als sie vor wenig Wochen in Frankfurt sich zum erstenmal sahen.

Da nahm der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., die goldenen Ringe und wechselte sie in beiden Paaren. Hier Friedrich Wilhelm und Luise, — dort Ludwig und Friederike. Zwei hoffnungvolle glückliche Paare.

Der König sprach: „segne euch Gott!" Und Alle sagten: „Amen!"

„Jedoch erst muß der Krieg beendet sein," setzte der König hinzu; „denn am Herzen liegt es mir, den Sturm zu bändigen, der Europa zu verwüsten droht. Eher soll die Hochzeit nicht begangen werden."

Da trennten sich die Paare. Die Prinzen gingen mit dem König in die Kriegsquartiere; die Prinzessinnen blieben in Darmstadt bei ihrer liebenswürdigen Großmutter.

Eine kleine Kriegsgeschichte.

Im Mai des Jahres begann die Belagerung von Mainz, das die Franzosen inne hatten. Das Dorf Kostheim, das davor liegt, mußte zuerst genommen werden. Die Franzosen hatten es besetzt und Schanzen dahinter aufgeworfen.

Da rückte der Kronprinz an der Spitze des ersten Bataillons des Regiments von Borck heran. Er schlug sich durch die Straße des Dorfs; die Franzosen wehrten sich hartnäckig und beharrlich. Endlich aber warf er sie doch hinaus. Er eroberte ihr Schanzenwerk, erbeutete eine ihrer Kanonen und machte viele Gefangenen.

Nun rückte auch der König an der Spitze des zweiten Bataillons heran. Und als er erfuhr, wie tapfer hier der Erbe seiner Krone das Gefecht geleitet habe, und als sie Beide oben auf der gewonnenen Schanze standen, da umarmte er seinen Sohn, der König den Kronprinzen, im Angesicht der versammelten

Truppen. „Gott führe Euch vereint weiter!“ riefen Alle, die es sahen.

Noch eine Kriegsgeschichte, aber von andrer Art.

Die Sorge um den Krieg gebührt den Männern. Aber den Frauen steht die Sorge um die Männer wohl.

Der Held ging in die Schlacht. Und seine Geliebte zieht ihm nach, — in Gedanken und mit der Liebe.

Ruhm und Liebe gehören fest zusammen. Die ritterliche Dame sieht in den Gefahren auch die Ehre des Krieges.

Das Schlachtfeld ist ein Blutfeld, mit Schrecken und Schuld gedeckt. Aber auf welcher Seite Recht und Gotteszuversicht ist, da mögen die Frauen hinkommen, trösten und versöhnen, stärken und erheben.

So geschah es, als am Ende des Mai das Hauptquartier des Königs nach Bodenheim verlegt wurde. Da kamen die beiden fürstlichen Bräute Luise und Friederike in Begleitung ihrer Großmutter in das Getümmel des Feldlagers, und statteten ihren Verlobten und deren königlichem Vater einen Besuch ab.

Sie speisten beim Könige und nach der Tafel besuchten sie das Lager. Sie gingen vertraulich auf und ab, bemerkten dies und jenes, sprachen hier und dort ein freundliches Wort.

Da mochte sich so mancher in sein Zelt einheften und vom Versteck heraus länger und genauer beobachten, als es ihm sonst die Sitte erlaubt hätte. Und alle, die die jungen Damen gesehen hatten, sprachen: „es sind himmlische Erscheinungen im Getümmel unseres Krieges gesehen worden!“

Eine dritte Kriegsgeschichte.

Bei der Beschießung einer französischen Stadt saßen der König und der Kronprinz mitten unter den preußischen Kanonen hoch zu Rosse. Plötzlich schlug nur wenige Schritte von ihren Pferden eine feindliche Kugel zu Boden.

„Eure Majestät setzen sich zu sehr aus,“ sagte der Kronprinz zu seinem Vater.

„Bei Kunersdorf hat Friedrich sich noch mehr ausgesetzt,“ antwortete der König und blieb auf der Stelle. „Aber freilich,“

setzte er hinzu, „es wäre ein Triumph für diese Republikaner, wenn es ihnen gelänge, nun auch den König von Preußen todt zu schießen, nachdem sie am Könige von Frankreich so schmachvoll gehandelt haben.“ Mit diesen Worten ritt er mit dem Kronprinzen, nicht aus der Schußweite, sondern nur auf die andere Seite der Batterie.

Kaum dort angelangt, schlug eine zweite Kugel noch dichter vor dem König und dem Kronprinzen nieder.

„Majestät, befehlen Sie, daß ich allein hier bleibe!“ sprach da der Kronprinz zu seinem Vater.

„Nein,“ antwortete der König, „ich bleibe hier, um Zeuge deiner Kaltblütigkeit zu sein.“

Abschied des Königs und der Prinzen von Preußen von den Truppen.

Was half diese Unerschrockenheit und Tapferkeit der Führer, wenn in der Armee, die zum Kriege aufgestellt worden war, nicht Uebereinstimmung und gemeinsamer Wille obwaltete? Mainz war zwar am 22. Juli 1793 nach langer Belagerung von den Preußen unter dem General von Kalkreuth den Franzosen wieder entrissen worden. Aber der König von Preußen führte den Krieg nicht allein, sondern mit ihm gemeinschaftlich die andern deutschen Fürsten. Das Oberkommando über die verbündeten Truppen hatte der Herzog von Braunschweig, der immer zögerte, Bedenken trug und abwarten wollte. Bei diesen Umständen konnten die Verbündeten besonderes Glück nicht haben. Alle Siege, die die Preußen erfochten hatten, zumal die Erstürmung Frankfurts und die Wiedereroberung von Mainz, gehörten ihrer selbstständigen Kriegführung an. Im Uebrigen sah es schlecht in der Armee aus. Zwiespalt hier und dort. Unlust, gegenseitige Spannung, Hoffnungslosigkeit auf Erfolge, — das war es, woran alle litten.

Da sprach der König gegen Ende des September dieses Jahres, nachdem er in der Schlacht bei Pirmasens die Franzosen noch geschlagen hatte: „auf seine eigene Kraft muß Preußen sich verlassen. Aus diesem Kampf der uneinigen Verbündeten erwächst Europa doch kein Heil.“

Und zu seinen Söhnen, dem Kronprinzen und Prinz Lud-

wig, sprach er: „ich will die Hochzeit Euch bereiten. Kommt nach Hause! So sorge ich für die Zukunft meines Staates."

Der König nahm im September Abschied von seinen Truppen. „Lebt wohl, Kinder!" rief er. „Vivat unser König!" erscholl es ihm nach.

Der Kronprinz übergab erst später, am 27. November, den Oberbefehl über die Belagerung von Landau, den er so lange geführt hatte, an den General von Knobelsdorf. Und traf am 8. December mit seinem Bruder in Berlin ein. Zu Weihnachten sollte die Hochzeit sein.

Einzug der Prinzessinnen Luise und Friederike von Meklenburg-Strelitz in Berlin, am 22. December 1793.

Am 16. December 1793 schieden die beiden Prinzessinnen von Meklenburg-Strelitz, Luise und Friederike, aus ihrem traulichen großmütterlichen Familienkreise in Darmstadt. Unter Thränen sagten sie ihrem Jugend-Aufenthalte Lebewohl. Ihre Großmutter, die verwittwete Landgräfin von Hessen-Darmstadt, begleitete sie; und die Hoffnung einer glücklichen Zukunft leuchtete ihnen entgegen.

Von Darmstadt ging die Reise über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig, Wittenberg, Potsdam, wo sie am 21. eintrafen. Und am 22. December sollte ihre Ankunft in Berlin sein.

Der Kronprinz und Prinz Ludwig, die ihre Bräute schon in Potsdam empfangen hatten, trafen Mittags um zwölf Uhr in Berlin ein, um die nachreisenden Prinzessinnen in dem Residenzschlosse willkommen zu heißen.

Der 22. December war ein Sonntag, ein winterlicher, heitrer Sonntag. Als die Berliner hörten, daß an diesem Tage ihre künftige Königin einziehen sollte, beschlossen sie für diesen Tag Stuben und Thüren zu schließen. Sie zogen Feierkleider an und gingen auf die Straßen. Vom Schloß an, unter den Linden, die Wilhelmsstraße und Leipzigerstraße entlang, auf der Chaussée bis nach Schöneberg und darüber hinaus, lebte und bewegte sich das muntere treue Volk.

Von zehn Uhr des Morgens an stellten sich auf der Straße Schönebergs die Zünfte, Gilden und Korporationen der Haupt-Residenzstadt auf, um den Prinzessinnen die erste Ehre zu erweisen. Ebenda fand sich das Regiment der Garde du Corps ein, in die große Staatsuniform gekleidet. Auch Cavaliere von allen Hofstaaten der Prinzen, die in Berlin lebten, sammelten sich hier, um die künftigen Anverwandten ihrer königlichen Herren willkommen zu heißen.

— Der Hofstaat, der den Prinzessinnen in Zukunft beigegeben werden sollte, war zu ihrem Dienste schon am 20. December nach Potsdam gefahren, und folgte in besonderen Equipagen den Staatswagen der Prinzessinnen. Die Damen und Herren, welche die Prinzessin Luise von nun an umgeben sollten, Fräulein von Vieregg, und der Kammerherr, Herr von Schilden. Alle diese sind in ihren Ehrenämtern bis zum Tode der Königin geblieben. —

Endlich um ein Uhr Mittags kamen die Prinzessinnen von Potsdam an. Schon von ferne, wohl als sie noch eine halbe Meile ab waren, hörte man bei Schöneberg das Jubelgeschrei der Volksmassen, die auf der Landstraße zerstreut waren. Sie grüßten mit „Hurrah! und Vivat!“ Da stellten sich die berittenen Bürgerzüge auf der linken, das Regiment der Garde du Corps auf der rechten Seite des Weges in Ordnung; und beide begrüßten die jungen Damen mit militairischen Ehrenbezeugungen. Die Prinzessinnen nickten links und rechts, grüßten freundlich hier und dort, so daß sich Niemand beklagen konnte. Alle sagten: „welche freundlichen Gesichter, welche holde Mienen haben unsere künftigen Prinzessinnen!“

Es dauerte lang, bis ihr Staatswagen die Ehrenstraße von Bürgern und Soldaten passirt war. Endlich, als es geschehen, dicht vor dem Dorfe Schöneberg, hielt der Wagen; und ein neues Gespann von acht Pferden aus dem königlichen Marstalle wurde vorgelegt. Unterdessen ritten die sämmtlichen Corps in der Reihenfolge, wie sie auf der Landstraße gestanden hatten, bei dem Staatswagen vorüber; die einzelnen Führer näherten sich dem Kutschenschlage und baten die Damen um Erlaubniß, ihrem Wagen voran reiten zu dürfen. Die Prin-

zessinnen nahmen mit den huldvollsten Mienen die Ehrenleitung an.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Voran ritten sechs königliche Postsekretaire. Dann vierzig Postillone, alle in neuen Uniformen, auf stattlichen Pferden; sie bliesen den ganzen Zug entlang. Hierauf folgte ein zahlreiches Corps der Frachtfuhrleute; alle blau gekleidet, wie man sie auf den Landstraßen neben ihren Fuhren einhergehen sieht. Darauf auf ihren Rossen die Meister des Schlächtergewerks in blauen Röcken. Alsdann die Schützengilde in grünen Uniformen mit Pfirsichblüthenfarbe. Dann ritt eine Rotte Bürgersöhne, die sich in altdeutsche Rittertracht gekleidet hatten. Nach diesen paradirte die vereinigte Gilde der Brauer und Brenner in blauen Röcken. Hierauf zwei Züge der jungen Kaufleute. Und den Beschluß bildeten die Kanfherrn von den drei Gilden der Kaufmannschaft, die blau mit ponceauroth gekleidet waren.

Unmittelbar hierauf folgte, mit acht Pferden bespannt, der königliche Staatswagen, in welchem die Prinzessinnen saßen.

Eigentlich nach alter Hofetiquette sollte zunächst vor diesem ein königlicher Wagen mit mehreren Kammerherrn fahren, damit beim Ende des Zuges, wenn die Prinzessinnen aussteigen wollten, die Kammerherrn vorher schon da wären und ihnen behilflich sein könnten. Aber die Bürger sagten treu und ehrlich: „wir holen die Prinzessinnen Bräute und nicht die Kammerherren ein.“ Und so mußte es der Oberhofmarschall geschehen lassen, daß gegen das vorgeschriebene Ceremoniell die Kammerherrn erst hinter dem Wagen der Prinzessinnen und hinter den beiden Familienwagen fuhren, in denen die Großmutter, der Vater und der Bruder der Verlobten saßen.

Die Prinzessinnen fuhren die halbe Meile bis zum Potsdamer Thore, — die Pferde warfen die Köpfe und schüttelten die Mähnen, — da mußten sie wieder Halt machen. Denn hier stand der Magistrat von Berlin, voran der Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt. Er sprach in Ehrerbietung ein paar wohlgelernte Worte, in denen er die Prinzessinnen im Namen der Stadt willkommen hieß.

Und sogleich hinter dem Potsdamer Thor in der Leipziger-

straße standen in zwei Reihen vier Compagnieen der damaligen bewaffneten Bürger-Garde. Die ließen ihre Pauken und Trompeten, ihre Flöten und Hoboen erklingen, ihre Fahnen flattern und winken, als der Wagen mitten durch sie hinfuhr. Die Prinzessinnen sprachen bei sich im Herzen: „uns klingt eure Musik entgegen und eure Fahnen flattern uns zu: aber aus unserm Herzen weht es auch euch entgegen, und ihr werdet die Liebe kennen lernen, mit der eine Königin mitten in ihrem Volke lebt."

Und unterdessen winkten sie freundlich zu den Häusern rechts und links hinauf, aus deren Fenstern Kopf an Kopf sah.

In der Wilhelmsstraße, durch die der Zug weiter nach den Linden ging, hatten sich an beiden Seiten die übrigen zwei und zwanzig Compagnieen der Berliner Bürger-Garde aufgestellt. Die grüßten, wie jene in der Leipzigerstraße. Und außerhalb dieser Barrièren auf den Bürgersteigen drängte sich und wogte das Volk in unabsehbaren Massen; und riefen willkommen! und Vivat! Freude und Jubel!

Ebenso ging es unter den Linden fort, als der Zug sich dort bewegte, bis wo sie zu Ende sind.

Hier war zwischen dem Gebäude, welches jetzt die Universität ist — damals war es noch das Palais des Prinzen Heinrich, — und zwischen dem Opernplatz eine prächtige Ehrenpforte aufgerichtet. Vierzig Fuß war der Triumphbogen breit und sechzig Fuß hoch. In der Mitte des Hauptthores, durch das die Prinzessinnen fuhren, schwebte ein doppelter Myrthenkranz. Zu beiden Seiten der Durchfahrt prangten die schönsten blühenden Blumen, so daß die winterliche Luft wie von Frühlingsdüften wogte. Ueberall, an und zwischen den Säulen des Triumphbogens, oben und unten, waren Bilder, Sinnbilder der Liebe und Freundschaft, des Glückes und der Hoffnung angebracht.

An dieser Ehrenpforte warteten dreißig Knaben in blauen Kleidern und vier und funfzig Mädchen, grüne Kränze im Haar, in weiß und rosenrothen Gewändern. Als endlich der Wagen der Prinzessinnen ankam, trat ein liebliches kleines Mädchen aus der ganzen Schaar hervor und deklamirte mit der schönen Stimme der Unschuld und Unbefangenheit ein Festgedicht, in

welchem es hieß: das preußische Volk habe für den Kronprinzen gefürchtet und gebetet, als er in den Krieg ging. Nun sei er zugleich als Sieger und als besiegt zurückgekehrt: als Sieger über die Feinde und als besiegt von der reizendsten Braut. Am Schluß des Gedichts, wo es sich unmittelbar an die künftige Kronprinzessin wandte, hieß es wörtlich so:

„Und Du erscheinst, es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als unsrer Treue erster Sold.
O nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.

„Vergiß, was Du verlorst! Es soll ein schönes Leben
Dir dieser Festtag prophezei'n.
Heil Dir! der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!"

Als die Prinzessin Luise diese Glückwünsche so gewichtigen Inhalts vernahm, wurde sie von der Lieblichkeit des Kindes, das sie aussprach, so angezogen, daß sie sich zu ihm niederbeugte und es wie eine Mutter ihr Kind küßte. Die Frau Oberhofmeisterin von Voß seufzte zwar und sprach leise: „Mein Gott, was thun Eure königliche Hoheit? Das ist ja gegen alle Sitte!" Und die überraschte Prinzessin fragte: „Wie? darf ich das nicht mehr thun?" Aber wer dies angehört hatte, wußte, daß der freundliche, milde und harmlose Sinn der Prinzessin trotz Oberhofmeisterin und trotz Hofetiquette nicht untergehen könne. Man hatte im Kuß der künftigen Königin auf den Mund eines Bürgermädchens das menschliche Herz, die natürliche schöne Empfindung, den vorurtheilsfreien Sinn erkannt.

Das war die königlichste Festesgabe, die Luise bei ihrem Einzug in Berlin dem Volke darbrachte.

Der Weg von dieser Ehrenpforte bis zum königlichen Schloß hatte noch Raum für neue Aufstellungen geben müssen. Die Berliner Gewerke standen hier mit ihren Fahnen und Innungszeichen in zwei langen und breiten Reihen.

Als endlich der Wagen der Prinzessinnen zwischen ihnen durchgefahren war und nun am Schlosse anlangte, war es drei

Uhr Nachmittags geworden. Zwei volle Stunden hatte der Festzug der Prinzessinnen gedauert.

Im Schlosse empfingen sie ihre künftigen Herren, der Kronprinz und Prinz Ludwig; und der König seine reizenden Schwiegertöchter. Der stellte sie dem versammelten Hof vor; führte sie zu der regierenden Königin, seiner Gemahlin, und zu der Königin Wittwe, der Gemahlin Friedrich des Großen. Dort verweilten sie, bis sie zur Tafel gingen.

Wie das Volk und die Bürger sich nach dem Zuge besprechen.

Als der festliche Zug zu Ende war und Alle wieder nach Hause kamen, die Corporationen, die Innungen und Gewerke, der Magistrat, die Gilden und Compagnieen, die Knaben und Mädchen, die Fremden und die Einheimischen, und als sie miteinander über das Fest sprachen, Mann und Frau in der Familie unter den Kindern, Bürger und Bürger in der Ressource des Abends, Soldaten auf der Wache, Freund und Bekannter auf der Straße, wo sie sich trafen: da floß Aller Rede von dem Lobe der Prinzessinnen über. Jeder wollte etwas besonderes bemerkt haben, was dem Andern entgangen sei; jeder wußte die Worte, die die Prinzessin gerade in seiner Nähe gesprochen hatte, auf's genaueste wiederzuerzählen; jeder wollte sie schöner und reizender als alle Andern gesehen haben. Allen aber hatten ihre Augen entgegengeleuchtet. „Ja, ihre Augen, ihre Augen," sagten sie; „wo haben wir je so schöne Augen gesehen!"

„Aus den Augen spricht die Seele!" fügten sie dann hinzu.

Und der alte würdige Bürgersmann nahm seinen Kalender aus dem Schrank hervor und strich diesen Tag, den 22. December, mit rother Kreide an. Und die Mütter erzählten die Geschichte dieses Tages ihren Kindern klar und umständlich, und ließen sich's noch Jahre darauf von ihnen wieder erzählen.

Vermählung des Kronprinzen und der Prinzessin Luise.

Am 24. December, am Weihnachts-Heiligen-Abend des Jahres 1793, fand die Vermählung des Kronprinzen von Preußen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., mit

der Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie von Meklenburg-Strelitz statt.

Die Vermählungen geschehen bei Hofe nach einem alten Ceremonien-Gesetz, das auch diesmal zur Ausführung kam.

Des Abends um sechs versammelten sich alle anwesenden Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern der Königin, der Gemahlin des regierenden Herrn. Auch die Prinzessin Luise wurde dahin geführt und hier mit der Diamantenkrone, dem Schmuck der königlichen Braut, angethan. So strahlend von den kostbarsten Steinen, verfügte sie sich und der ganze Hof zur verwittweten Königin, der Gemahlin Friedrich des Großen. Die hohe Greisin wurde abgeholt, um der feierlichen Vermählung beizuwohnen.

Zu derselben waren im weißen Saale des königlichen Schlosses die nöthigen Vorbereitungen getroffen: in der Mitte ein erhabner Thronhimmel, eine gewölbte Decke von purpurnem Sammet, glänzende Königskronen mit Gold darin gestickt. Unter diesem stand der Altar, der zum heiligen Amt dienen sollte, gleichfalls mit Purpursammet, wie der Thronhimmel, bedeckt.

Die sämmtlichen Staatsminister, Generale und Gesandte, alle eingeladene Gäste füllten den Saal.

Der Ober-Konsistorial-Rath Sack hatte vor drei und zwanzig Jahren den Kronprinzen getauft, vor neun Jahren ihn eingesegnet; nun vermählte er ihn.

In dem Augenblick, als die Hände der Verlobten zum ewigen Bündniß ineinander gefügt, wurden im Lustgarten am Schlosse zwei und siebzig Kanonenschüsse abgefeuert.

Darauf bewegte sich der Hochzeitszug aus dem weißen Saal in die großen Kammern neben dem Rittersaale, wo man sich zum Spiele setzte. Um neun Uhr ging man zur Tafel, die im Rittersaal unter einem Pracht-Baldachin, wieder von rothem Sammet mit Goldstickereien, gedeckt war.

Nicht länger als eine kleine Stunde saß man dort. Dann wurde zum Schluß der Festlichkeiten im weißen Saale der Fackeltanz aufgeführt. Nachdem der König und die Königin unter dem Thronhimmel Platz genommen hatten, führten, unter

dem Vortritt des Oberst-Marschalls, sämmtliche Minister paarweise geordnet, jeder eine brennende weiße Wachsfackel in der Hand, das neuvermählte Paar in feierlichem, langsamem Schritt, einmal um den Saal.

Hiermit endete das Fest des Tages. Alles ging zur Ruhe. Der Kronprinz und die Prinzessin Luise, jetzt die Frau Kronprinzessin, auch.

Elterliche Familie und Ahnen der Prinzessin Luise.

Den Vater der Prinzessin Luise von Meklenburg-Strelitz haben wir bereits genannt. Carl Ludwig Friedrich war zu der Zeit, da die Prinzessin Luise geboren wurde, im Jahre 1776 noch nicht regierender Herzog, sondern der jüngere Bruder desselben. Erst im Jahr 1794 als der ältere, Adolf Friedrich der unvermählt und kinderlos geblieben war, starb, bestieg er den Thron: damals den „herzoglichen" Thron; denn erst unter seiner Regierung im Jahr 1815 in Folge der neuen Anordnungen, die Deutschland erfuhr, wurde Meklenburg-Strelitz zum Großherzogthum erhoben.

Die Familie der Großherzöge von Meklenburg geht auf eins der denkwürdigsten deutschen Fürstengeschlechter zurück: auf das der Herzöge von Sachsen. Sächsische Herzöge saßen einst auf dem deutschen Kaiserthron und hielten die Ehre Deutschlands aufrecht. Noch der Herzog von Sachsen, Heinrich der Löwe, auf den die väterliche Familie der Prinzessin Luise zurückführt, war ein Enkel des deutschen Kaisers Lothar, der im zwölften Jahrhundert (1125 bis 1137) regiert hat.

Heinrich von Sachsen führte Kriege gegen wendische Völkerschaften, welche nördlich von der Elbe in dem Gebiet wohnten, das jetzt die Großherzogthümer Meklenburg und deren angrenzende Lande umfaßt. Die Wenden waren im zwölften Jahrhundert noch Heiden: und der Herzog von Sachsen kämpfte um des Christenthums willen mit ihnen. Sie sträubten sich hartnäckig. Endlich wurde der Wendenkönig Niklot doch überwunden. In einer mörderischen Schlacht kam er um: er war der letzte Heidenkönig der Wenden an der Ostsee. Einer seiner Söhne, Wratislaw, wurde gefangen genommen und hingerichtet: und nun

herrschte Heinrich von Sachsen bis an die Ostsee über das ganze frühere Wendenreich. Er vertheilte das Land unter seine Ritter und Feldherren, setzte nach deutscher christlicher Sitte Grafen, Richter und Bischöfe ein.

Der Herzog Heinrich wollte aber neben der Macht des Siegers auch die Großmuth desselben zeigen. Da nun der letzte Wenden-König Niklot außer dem Sohne, der hingerichtet worden, noch einen andern mit Namen Pribislaw hatte, der dem Tode in der Schlacht entgangen war: so schenkte der Herzog Heinrich diesem einen Theil seiner väterlichen Länder zurück. Er stellte dabei die Bedingung, daß Pribislaw zum Christenthum übergehe, den Titel seiner Vorfahren als Wenden-König aufgebe, vielmehr von nun an Fürst von Meklenburg heiße und dem deutschen Kaiser huldige. Pribislaw ging die Bedingungen ein und zeigte sich in der Erfüllung derselben, besonders in dem Bekenntniß, der Ausbreitung und Unterstützung des Christenthums, in der Errichtung von Kirchen und christlichen Stiftungen sehr eifrig. Dafür erwies sich denn wiederum der Herzog Heinrich erkenntlich, indem er dessen Sohne Borwin die eigne Tochter Mathildis zur Gemahlin gab. Borwin hinwieder fügte in der christlichen Taufe zu seinem Namen noch den seines Siegers Heinrich hinzu. So ergingen sie sich in gegenseitigen Anerkennungen.

Dieser Heinrich Borwin, Fürst von Meklenburg, und Mathildis, Tochter des Herzog Heinrich des Löwen, sind die Urahnen der jetzigen Großherzöge von Meklenburg.

Die Mutter der Prinzessin Luise hieß Friederike Caroline Luise und war die Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, von dem wir oben schon erzählt haben, daß er der Oheim der Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen war.

Aus dieser Ehe des Herzogs Karl von Meklenburg-Strelitz und der Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt gingen zehn Kinder hervor. Fünf jedoch starben in der zartesten Kindheit. Die andern waren vier Töchter und ein Sohn. Von den Töchtern haben wir außer unserer Kronprinzessin Luise zwei schon genannt: nämlich deren älteste Schwester Charlotte, die an den Herzog

von Sachsen Hildburghausen vermählt war; und deren jüngere Schwester Friederike, die an den Prinzen Ludwig von Preußen verlobt war und zwei Tage nach ihr vermählt wurde. Die dritte Schwester, um einige Jahre älter als unsre Kronprinzessin, hieß Therese. Sie war die Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis. Ihr Bruder, jünger als alle Schwestern, hieß Georg, der spätere Großherzog von Meklenburg-Strelitz.

Die Mutter aller dieser Kinder starb nach vierzehn Jahren glücklicher Ehe im Mai 1782. Ihr verwittweter Gemahl trauerte zwei Jahre um sie. Dann vermählte er sich mit der Schwester der Gestorbenen, mit der Prinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt.

Unsre Kronprinzessin empfing aus dieser zweiten Ehe ihres Vaters noch einen Bruder, Karl mit Namen. Dies ist der späterhin vielfach bekannt und berühmt gewordene Herzog Karl von Meklenburg, den jeder Preuße als einen um sein Vaterland besonders verdienten Mann kennen muß. Schon im Jahre 1799, im vierzehnten Jahre seines Lebens, trat er in die preußische Armee, besuchte zu seiner Bildung die militärische Schule in Berlin, zeichnete sich in allen Gefechten des schweren Krieges, an denen er Theil nahm, aus. Wir werden ihn später oft aufs rühmlichste nennen. Nach der ersten siegreichen Rückkehr der Preußen aus Paris wurde er Brigadechef der Garde, die er in dem Feldzug von 1815 als kommandirender General anführte. Hernach wurde er noch zu höhern Würden ernannt: zum General der Infanterie, zum Mitglied und darauf zum Präsidenten des Staatsraths. Sein Tod fiel in das Jahr 1837. König Friedrich Wilhelm III. ließ sein Brustbild im Lustgarten zu Potsdam unter den andern preußischen Helden, denen dort Denkmäler errichtet sind, aufstellen. Unsrer Königin Luise war er, so lange sie lebte, ein liebevoller Bruder, ein treuer theilnehmender Gefährte ihres Glückes und Unglückes.

Auch die zweite Ehe ihres Vaters wurde durch den Tod seiner Gemahlin bald wieder getrennt, schon im Jahre 1785. Unsre Kronprinzessin hatte, als sie noch nicht das zehnte Jahr ihres Lebens erreicht hatte, schon die zweite Mutter verloren. Ihr Vater, der Herzog, blieb seitdem unvermählt.

Seine Kinder gab er in die Pflege ihrer Großmutter, der würdigen Frau, die wir schon oft genannt haben, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

Diese berief zur Erziehung der Gräfin Luise aus der Schweiz das Fräulein Gelieux: eine zartfühlende, gebildete und sehr gemüthvolle Dame. Mit natürlichem Geschick, mit Liebe und Klugheit that sie Alles, daß die heitern schönen Anlagen der Prinzessin geweckt würden, ohne doch die kindliche Lust zu beschränken und einzuschüchtern. Mit unbefangener Liebe und lebhafter Anerkennung hing sich die Prinzessin an ihre Erzieherin, — eine Zuneigung, die auch in spätern Jahren sich nicht verlor, als die Prinzessin vermählt und Königin geworden war. Auch auf ihren Gemahl, auf den Kronprinzen und König Friedrich Wilhelm III. verpflanzte sich diese Hochachtung und Zuneigung. Er besuchte sie noch im Jahre 1814, als das Fräulein Gelieux längst nach der Schweiz zu ihrem Bruder, der dort als Prediger lebte, zurückgekehrt war. Es war eine schöne Stunde im Leben Beider, des Fräulein Gelieux und des Königs, die sie in der Erinnerung an die unterdessen gestorbene Königin Luise zubrachten.

Nur eins beklagte unsre Kronprinzessin später sehr, daß sie nämlich unter der Leitung des Fräulein Gelieux zu wenig von deutschem Wesen, von deutscher Sprache und Geschichte erfahren hatte. So war es damals an den Höfen der deutschen Fürsten Sitte, die Prinzen und Prinzessinnen zuerst mit französischem Wort und Sinn bekannt zu machen, wenn darüber auch das Verständniß der einheimischen Weise schlummern blieb. Die Prinzessin Luise beschäftigte sich später desto eifriger mit den Werken des deutschen Lebens, mit der Sprache, den Schriften und der Geschichte unsers Volkes.

Dreizehn Jahre alt.

In den Sommern, seitdem die Prinzessin Luise 13 Jahre alt geworden war, hielt sich die Landgräfin von Hessen-Darmstadt gewöhnlich zu Broich auf, einem Schlosse im Ruhrthal, auf einem Höhenvorsprung der Stadt Mülheim gegenüber. Es gefiel ihnen allen, der Großmutter, wie den Enkelinnen, dort so sehr, daß sie den Ort gewöhnlich ihr „Paradies“ nannten.

Es war auch, besonders für die Herzen der Kinder, Alles dort reizender, gefälliger und glänzender als in den verschlossnen Räumen des städtischen Schlosses. Welch Glück, welche Pracht, schon wenn sie ins Schloß einfuhren! In der schaukelnden Kutsche auf dem weichen Polster saß die Landgräfin, neben ihr oder ihr gegenüber die Prinzessinnen. Große Fensterscheiben öffneten den Blick ins Freie. Dem Wagen voran liefen, sprangen und tanzten lustige, leichte Leute, die „Vorläufer." Sie waren ganz in Seide gekleidet, bequem, wie zum Tanze. Farbige Bänder wehten von den Hüten und den Aermelpuffen. Mit silbernen Stäben, die sie in den Händen hielten, machten sie allerlei Kunststücke, warfen sie hoch, fingen sie auf. Von Zeit zu Zeit kamen sie von vorn an die Seite der Wagenräder. Immer lächelnden Blickes schauten sie in die Kutsche hinein, ob ein Befehl zu empfangen und weiter zu melden wäre. Wenn der Wagen dem Schlosse nahe war, erdröhnten zum Willkommen die Kanonen von den Wällen. Alle Landleute eilten aus den Häusern, stellten sich ehrerbietig auf, verbeugten sich und grüßten. Die Prinzessinnen kamen sich vor, als wären sie Königskinder im Märchen.

Wurde den Kindern etwa Hochmuth ins Herz gepflanzt? Im Gegentheil, die Landgräfin sorgte, daß bescheidener Sinn Nahrung und Stärkung erhielt. Sie ließ die Prinzessinnen an der Hand der Hofmeisterin unter das Dach der Armen treten, um Almosen zu spenden. Sie wählte zur Theilnahme an den Spielen unter den Kindern des Dorfes und der Dienerschaft gut geartete Mädchen und ließ sie ab und zu ein paar Stunden in dem Park weilen. Da kamen in den Herzen der Prinzessinnen andre Wünsche nicht auf als erlaubte und leicht erfüllbare.

Unter den Kindern, die für die Besuche im Park ausgewählt waren, trat ein Mädchen, 2 oder 3 Jahre jünger als die Prinzessin Luise, dieser besonders nahe. Hannchen war ein hübsches, dunkelköpfiges Kind mit freundlich bescheidenen Augen. Mehr aber vielleicht als die Schönheit war es das Schicksal des Mädchens, das die Prinzessin an sie fesselte. Hannchen war unter den Kindern die einzige, die keine Mutter mehr hatte. Als wollte sie dem Kinde die Mutter ersetzen, so nahm Luise

sich ihrer an. Hannchen war die Tochter des einen der landgräflichen Läufer.

Es war einstmals, als die Kinder im Park spielten, daß ein Gewitter heraufzog. Unter dem Laubdach der Bäume merkten sie nichts von dem Wechsel des Wetters. Kaum aber daß Sturm und Donner und Blitz anhuben, da waren von allen Seiten die Mütter der Kinder da. Jede nahm das ihrige in Empfang und Schutz. Alle waren abgeholt. Nur Hannchen stand verlassen da. Verlassen? Nein, denn zwei Kinderarme schlangen sich zärtlich um sie, und Luise führte sie in den Schutz des Schlosses.

„Warte hier!" sprach Luise freundlich; „hier sehen wir, wie es blitzt, und brauchen uns nicht zu ängstigen. Aber — du fürchtest dich wohl? Sei ruhig, Hannchen! nicht lange, und dein Vater wird hier sein, dich abzuholen."

„Mein Vater wird nicht kommen," antwortete Hannchen mit trauriger Ruhe, „mein Vater kann um mich nicht so weit gehn."

„Dein Vater?" fragte Luise lächelnd, „was sprichst du doch!"

„Ja, ja, wer weiß, wie lange er noch lebt! Denn er hat immer Schmerzen auf der Brust, und er sagt: er wird es nicht mehr lange machen. Das Laufen greift ihn zu sehr an, das Athemholen fällt ihm —"

Hannchen unterbrach sich plötzlich. Denn sie sah auf Luise, die vor Schrecken blaß geworden war. Die Händchen waren ihr vom Nacken des Kindes geglitten und wie versteinert stand sie da. Wie hätte sie denken können, daß hinter den lächelnden Gesichtern der tanzenden und springenden Läufer Schmerz und Krankheit sich versteckt hielten! Thränen traten ihr in die Augen und fielen über die Wangen.

„O weh!" rief Hannchen, „was habe ich da gesagt! ich sollte zu Niemand davon reden. Die Tante hat es mir verboten. Es darf Niemand davon wissen, sonst verliert der Vater seinen Posten."

Noch immer rollten Thränen über Luises Wangen. Aber bald gelang es ihr, die Aufregung zu verbergen. Sie wußte genug und hatte schnell ihren Entschluß gefaßt. Sie küßte das

arme, mutterlose Mädchen. „Sei ruhig, liebes Hannchen, der liebe Gott wird dir deinen Vater schon erhalten. Glaube mir, der liebe Gott sorgt für uns alle."

Sie wußte, wie eine sorgende Mutter, mit überlegner Geisteskraft das Kind auf andre Gedanken zu bringen. Allmälig schwand die Aufregung, das Gewitter ging vorüber und der Regen hörte auf.

Kaum aber war das Kind weggegangen, da eilte Luise zu ihrer Großmutter. Hastig, thränenden Auges, kniete sie vor ihrem Sessel nieder und streckte die Aermchen zu ihr empor. „Großmama, ich werde dir alles erzählen, was du nicht wissen sollst! Ich sollte es auch nicht wissen. Hannchen hat's nur so ausgeplaudert und dachte nicht daran. O Gott!" Dabei übermannten sie wieder die Thränen, daß sie nicht weiter sprechen konnte.

„Was ist dir, mein gutes Kind?" sprach die Landgräfin, „besinne dich und erzähle ruhiger!"

Unter Schluchzen kamen endlich die Worte hervor. „Nicht wahr, Großmama, du wirst ihn nicht wieder vor unserm Wagen laufen lassen? ihn nicht, und keinen andern! Er lachte und sah immer so freundlich aus, wenn er nebenher lief. Es kam mir so schön vor. Ich werde jetzt aber, wenn ich einen Läufer wieder springen und lachen sehe, immer denken: so sieht einer aus, der vor Schmerzen in der Brust nicht athmen kann und sterben muß."

„Mein liebes Kind," sprach die Landgräfin, „was machst du dir für Gedanken! Gut, daß wir bei Zeiten erfahren haben, daß Hannchens Vater krank ist! Es wird sich andre Beschäftigung für ihn finden."

„Nicht wahr?" rief Luise, indem sie ihrer Großmutter leidenschaftlich um den Hals fiel; „ich wußte es ja! Dann wird er auch wieder gesund werden und Hannchen wird ihren Vater behalten."

Die Landgräfin schaffte in der That seit diesem Tage in ihrem Hofstaat die Läufer ab. Sie wußte andre Dienste für sie einzurichten.

Nach der Natur zeichnen.

Wie groß war für die Prinzessin Luise die Trauer, als Hannchen erkrankte! Es erkrankten zu gleicher Zeit aber mehrere

Kinder, so daß die Landgräfin, um der Ansteckung vorzubeugen, für zweckmäßig fand, den Verkehr mit den Gespielinnen eine Zeit lang ganz aufzuheben. Luise sprach immer von Hannchen, fragte nach ihr, wollte gern zu ihr gehen. Ihr zur Liebe sandte die Landgräfin den Hofarzt in die Krankenstube der Kinder. Die bedenklichen Schwankungen der Krankheit wurden der Prinzessin verschwiegen, man vertröstete sie mit Zuversicht auf die baldige Genesung. So schien es, als ob Luise sich allmälig beruhigen ließ.

An dieser erwünschten Stimmung hatte, zur großen Freude der Landgräfin, auch das Erwachen einer anderen Neigung einigen Antheil. Luise hatte die Beschäftigung mit der Zeichenkunst eifriger als früher aufgenommen. Sie konnte namentlich nicht müde werden, nach der Natur zu zeichnen. Sie blieb länger als gewöhnlich aus, wenn sie, die Mappe in der Hand, sich in den Park vertiefte, während ihre jüngere Schwester in der Nähe der Hofmeisterin und der Landgräfin sich umhertummelte.

Die Krankheit ging aber in der That glücklich vorüber. Und es kam die Zeit, daß die Gefahr der Ansteckung nicht mehr vorhanden war.

Da wollte eines Tages die Landgräfin sich durch eigenen Augenschein überzeugen, wie es um das schwarzlockige Herzblatt Luises stände. Sie ging in der Nachmittagszeit, als die Prinzessin im Park zeichnete, den Seitenweg, der nach Hannchens Wohnung führte. Sie kam bei einem niedrigen Fenster vorbei; die Sonne schien freundlich hinein. Dieses, meinte sie, sei das Zimmer, in dem das Kind liege. Bevor sie in das Haus trat, wollte sie sich durch einen Blick ins Fenster über den Zustand innen versehen.

Wie! sollte sie ihren Augen trauen? Fast that sie vor Schreck einen Schrei. Da sah sie, auf dem Lager sitzend, das genesende Kind und neben ihr auf dem Stuhle die Prinzessin Luise, ein Buch niedrig vor sich hinhaltend. Beide Kinder waren ganz vertieft in Liebe zueinander, Hannchen, den Blick unverwandt auf das Gesicht der Prinzessin, und diese auf das Buch, aus dem sie vorlas.

Schweigend und bebenden Schrittes ging die Landgräfin

zurück und wartete mit klopfendem Herzen der Ankunft Luises. Endlich als diese erschien, wie gewöhnlich unterm Arm die Zeichenmappe, Friede und Klarheit im Gesicht, da stürzten der Landgräfin Thränen aus den Augen.

„Mein Kind, was hast du gethan?“ sagte sie ernst und mit zitternder Stimme, „preise und danke Gott mit mir, daß er deinen Uebermuth nicht hat strafen mögen!“

Luise hängte sich küssend der Großmama um den Hals. „Vergieb, Großmama,“ sagte sie, „es ließ mir keine Ruhe; meine Bitten sind erhört und Hannchen wird nun bald wieder aufstehen können.“

„Mir war, als gehörten diese alle zu mir.“

Von den kriegerischen Ereignissen, die der Verlobung der Prinzessin Luise vorangingen, erfuhr man im Park des Schlosses Broich eine Zeit lang nur die glänzende und unterhaltende Seite. Truppen, die der französischen Grenze zueilten, zogen mit lautem Spiel und rauschenden Fahnen vorüber.

Unter diesen befanden sich auch einmal preußische Regimenter, in jenen Gegenden selten gesehene Gäste.

An militärischen Schauspielen ergötzt sich Alt und Jung. Und auch die Landgräfin hatte kein Bedenken gefunden, ein und das andre Mal sich selbst und ihren Enkelinnen die Freude des Anblicks zu gewähren. Sie fuhr in einer offenen Kutsche dahin, wo sich von einer Höhe aus der Vorübermarsch beobachten ließ. Auf den Sitzen des Wagens verweilend, nahmen sie des Schauspiels wahr.

So geschah es namentlich, als einst das Regiment der Zieten-Husaren vorüberzog.

Die Landgräfin hatte sich nach der Stunde des Vorüberritts erkundigen lassen. In Folge davon war es zur Kenntniß des Regiments-Kommandeurs, Obersten von Rohr, gelangt, welche Ehre seinem Regiment bevorstände. Er hatte die Anlegung der vollen Paradeuniform befohlen, und unter schmetterndem Trompetenstoß ritt er an der Spitze des Regiments, den Säbel ehrerbietig vor den Damen gesenkt, vorüber, während Aller Augen leuchtend auf den lieblichen Erscheinungen in der Höhe weilten.

Die Damen waren überrascht von dieser Aufmerksamkeit. Und freundlich das Haupt neigend und mit dem Tuche winkend, hatten die Landgräfin und die Prinzessin Friederike gedankt.

Der Prinzessin Luise aber war es anders zu Herzen gegangen. Lebhafter hatte sie der Anblick ergriffen. Sie erhob sich vom Sitze, löste, im Wagen stehend, den Epheukranz von ihrem Hut, schwang ihn weit vor sich hin dem unten vorüberziehenden Regiment zu. Oberst von Rohr empfing den Kranz, ein lautes Hurrah erscholl aus allen Kehlen und wiederholte sich begeistert.

Das Regiment zog vorüber. Luise aber stand noch immer aufrecht im Wagen und sah dem Zuge nach.

„Kind, du bist wie außer dir!“ sagte die Landgräfin fast in einem Tone des Vorwurfs.

„Ach,“ antwortete Luise, tief aufseufzend, „ich weiß es nicht; es war mir, als gehörten diese alle zu mir und als müßte ich von ihnen Abschied nehmen. Mir ist, als habe ich geträumt.“

Wie König Friedrich Wilhelm II. Brautvater war.

König Friedrich Wilhelm II. wollte, daß an dem Hochzeitsfest seines ältesten Sohnes die Bewohner der Hauptstadt so viel als möglich theilnehmen sollten, und hatte deshalb befohlen, daß die Einlaßkarten zu den Gemächern des Schlosses in möglichster Anzahl ausgegeben würden. Diese waren nun zum größten Theil und fast ausschließlich in die Hände der Officiere und Beamten gekommen. Als das der König am Hochzeitsfest gewahr wurde, da er außerordentlich wenig Gäste in bürgerlicher Kleidung sah, sprach er zu seinen Hofbeamten: „Seht wohl noch nicht genug gestickte Kragen! Ich will auch bürgerliche Hochzeitsgäste.“

Da nun am 26. Dezember die Hochzeit des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Friederike gefeiert werden sollte, befahl er, daß für diesen Tag gar keine Einlaßkarten ausgegeben, sondern Jeder zugelassen werde, der einen ganzen Rock anhabe.

Natürlich, nun hatte der König seinen Willen und konnte auch bürgerliche Hochzeitkleider sehen. Aus allen Klassen der

Gesellschaft fanden sich Zuschauer ein. Aber es war so voll in den Sälen, daß der Hof nur mit großer Mühe einen schmalen Durchgang für sich gewinnen konnte.

Wer am meisten darunter litt, war gerade der, der den Befehl dazu ertheilt hatte, der König. Denn der König war nicht bloß sehr groß und hoch, sondern auch ziemlich korpulent, wie man sagt, recht wohl beleibt.

Als er nun an eine Stelle kam, die besonders eng und schon für schlanke Personen schwer zu passiren war, da besann er sich kurz, und statt gradaus zu gehen, stellte er sich seitwärts, stämmte den linken Ellbogen voran und wand sich so durch. Die verwittwete Königin führte er an der rechten Hand.

Als die Bürger sahen, was für Mühe der König mit dem Durchkommen habe, wollten sie zur Seite rücken. Weil es aber über die Maßen voll war, konnte kein Mensch nicht rück-, nicht vorwärts. Es war auch nicht mehr nöthig; denn der König hatte schon zu denen, die ihm am nächsten standen, gesagt: „braucht euch nicht zu geniren, Kinder! der Brautvater darf sich heute nicht breiter machen als die Brautleute.“

Eheliches Leben und Glück des Kronprinzen und der Kronprinzessin.

Am Tage nach der Vermählung des Kronprinzen, am ersten Weihnachtsfeiertage, fuhren die Neu-Verbundenen vom Schlosse zuerst nach der Domkirche, beugten ihre Herzen vor Gott, und fuhren dann in das schöne einfache Haus des Kronprinzen, in den Palast, der in Berlin dem Zeughaus gegenüber zwischen dem Kommandantur-Gebäude und dem Opernhause steht: in den Palast, den Friedrich Wilhelm als Kronprinz und König bis an sein Ende bewohnt hat.

„In das schöne einfache Haus“ sagten wir. Heutzutage freilich sieht es prächtig und stolz aus. Hohe Säulen vorne und reichliches Schmuckwerk überall. So wurde es ausgebaut, als der Enkel des damaligen Kronprinzen seine Gemahlin, die Prinzessin Victoria von England heimführte. Damals aber war es noch ein Stockwerk niedriger, die Auffahrt weniger breit, die Fenster kleiner, überhaupt alles in einfacherer Art.

Hier begannen sie ihr schönes eheliches Leben.

Ja, wohl war es ein schönes eheliches Leben. Denn wie für einander bestimmt waren beide.

Der Kronprinz ernst, die Kronprinzessin freundlich; der Kronprinz sprach kurz, seine Gemahlin erklärte heiter und gesprächig; er vertiefte sich mit stillem Nachdenken in die Sorgen der Welt, sie erheiterte mit theilnehmender Innigkeit das belastete Gemüth; er war vorsichtig, besonnen, konnte aber leicht gereizt werden, sie war unbefangen, ohne Mißtrauen, voll besänftigender versöhnender Natur.

So waren sie zur gegenseitigen Stärkung, Unterstützung und Hilfe. Die männlichen Eigenschaften des Kronprinzen wurden durch die versöhnenden seiner Gemahlin gemildert, die weiche Empfindung der Kronprinzessin erhob sich zu wohlthätiger Selbstständigkeit an dem Charakter ihres Gemahls.

Das häusliche Verhältniß, das auf diese Weise unter ihnen aufkam, war ein schöner Friede, ein reines Leben in Liebe, ein herzliches Verlangen und Bedürfen des Einen nach dem Andern, ein Sinnen auf gegenseitiges Wohlthun, ein Handeln im innigsten Einverständniß. Wer sie in ihrem Hause beobachtete, sah — Einen Tag wie den andern — in *ihrem* Angesicht die stille Wonne der zartesten Liebe, in *seinen* Blicken das ruhige Bewußtsein ernsten gewonnenen Glückes.

In Beiden lebte die Seligkeit der Liebe, der ewigen Bestimmung zweier Herzen für einander. Ein Segen war in das königliche Haus eingekehrt, der durch's ganze Land Freude und Bewunderung erregte.

Wenn der Kronprinz und die Kronprinzessin ein Fest gaben.

Doch wenn ihr Familienleben sich der Welt öffnete, wenn sie in ihrem Hause ein Fest gaben, wenn die hohen Staatsbeamten, die Generäle und Präsidenten, die Abgesandten des Volkes, die Vertreter der Stände, wenn die Gesandten der fremden Staaten, ja wenn Fürsten über fremde Völker und Prinzen aus deren Häusern, in den Palast des Kronprinzen kamen, ihm und seiner königlichen Gemahlin aufzuwarten: dann harrten Aller Blicke still auf die Ankunft Beider.

Sie erschienen, — der Kronprinz und an seiner Seite die Kronprinzessin, — und als ob ein glänzendes und ein mildes Licht zugleich durch den Saal ging, so wirkte ihre Erscheinung. Ihr blaues freundliches Auge voll seelenvoller Güte und voll gütiger Hoheit lief schnell durch den ganzen Kreis; und Beides war in der Bewegung, heitere Lebendigkeit und vertrauende Ruhe, so daß Jeder glaubte, ihm allein galt der Gruß. Der Kronprinz war schnell und kurz in den Anreden, ging bald zur Sache. Die Kronprinzessin dagegen war verbindlich, zart, rücksichtsvoll und unermüdlich in der freundlichen Bewillkommnung ihrer Gäste.

Sie sprach mit Jedem, was ihn näher anging und erfreute, mit den Ständen des Landes von dem Glück und Wohl des Volkes, mit dem Beamten der Krone von der Ehre des Dienstes, mit den Generalen von der Gunst des Krieges, mit den Gesandten fremder Staaten von dem Ruhm ihrer Geschichte, mit den Prinzen fremder Häuser von dem Glanz ihrer Familie, mit den Damen aller Großen und Hohen von der Schönheit weiblicher Bescheidenheit und Innigkeit.

Denn niemals mischte sie sich in die Staats- und politischen Geschäfte, als suchte sie Einfluß darauf. Das überließ sie dem Könige und ihrem Gemahl, dem Kronprinzen.

Doch war ihr Wesen und ihre Erscheinung schon als Kronprinzessin so prächtig und königlich, daß Friedrich Wilhelm II., ihr Schwiegervater, sie die „Fürstin aller Fürstinnen“ nannte. Und Alle, die in ihrem Hause gewesen waren, gingen mit Bewunderung ihrer liebenswürdigen Hoheit, ihres unbefangenen Wesens voll erhabener Majestät und holder Güte wieder fort. Sie konnten durch's ganze Land nicht genug Rühmens über die Kronprinzessin bringen.

Heiterkeit und Unbefangenheit des Kronprinzen und der Kronprinzessin.

In der Einrichtung ihres alltäglichen häuslichen Lebens waren der Kronprinz und die Kronprinzessin sehr einfach und anspruchslos. Sie wollten Beide durch die Formen der Etiquette, wie sie seit langer Zeit vom französischen Hofe Ludwig XIV.

auch an den preußischen verpflanzt waren, nicht beengt sein und liebten es, in ihrem Hause das Vorrecht des Privatlebens zu genießen: die ungebundene Freiheit, nach dem Zuge ihres Herzens, ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit und unbefangenen Heiterkeit zu handeln.

Es lassen sich mehrere schöne Anekdoten von Beiden erzählen und einige wollen wir hiermit zusammenstellen.

Schon daß der Kronprinz seine Gemahlin „Du“ nannte, war gegen die Hofsitte, und der König machte seinem Sohne Vorstellungen darüber. Aber, seine Seele voll Liebe, konnte er sich nicht entschließen, diesen Ausdruck der Zuneigung und des Vertrauens, das schön anschmiegende „Du,“ gegen das steife, fernstellende „Sie“ zu opfern. Er blieb bei dem „Du“ im Gespräch mit seiner „lieben Luise.“

Auch darin, daß der Kronprinz unangemeldet in die Gemächer seiner Gemahlin trat, verstieß er gegen die Form des Hoflebens; und der Oberhofmeisterin, der Frau von Voß, war dies ein großer Kummer. Als sie einstmals dem Kronprinzen ihre Bedenken darüber mitgetheilt hatte, sagte er zu ihr: „Wenn's denn sein muß, will ich mich fügen. So bitte ich Sie, zu Ihrer Königlichen Hoheit, der Kronprinzessin, zu gehen und anzufragen, ob ich die Ehre haben kann, meine Gemahlin, Königliche Hoheit, zu sprechen. Ich hoffe, Sie werden mir ihre gnädigste Erlaubniß erwirken.“ Ungemein erfreut über die glückliche Wirkung ihrer Ermahnung, beeilte sich die Frau Oberhofmeisterin, den Auftrag zu erfüllen. Aber wie erstaunt war sie, als sie, ernsten Schrittes in das Zimmer der Kronprinzessin tretend, hier den Kronprinzen bereits an der Seite seiner Gemahlin sitzend fand. Freundlich lächelnd rief ihr der Kronprinz entgegen: „Sehen Sie, liebe Voß, meine Frau und ich sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen; und so ist es auch in aller ehrbaren Ordnung. Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin; aber wir sind ein paar gute christliche Eheleute.“

Auf der Straße fuhren der Kronprinz und die Kronprinzessin gewöhnlich in einem einfachen zweispännigen Wagen. Als nun einmal eine festliche Auffahrt des Hofes stattfinden sollte, meinte die Frau Oberhofmeisterin: „das hohe Paar müsse bei dieser

Gelegenheit in einem sechsspännigen Staatswagen, zwei Kutscher voran, und drei Leibjäger in größter Staatsuniform, auffahren. Der Kronprinz hörte ihre Gründe ruhig an, und weil er sie doch eines Bessern nicht zu überzeugen wußte, überließ er ihr, die Anordnung nach eignem Dafürhalten zu treffen. Um die bestimmte Zeit fuhr der sechsspännige Staatswagen vor. Der Kronprinz, die Kronprinzessin und die Frau Oberhofmeisterin erschienen an der Thür des Palastes, um einzusteigen. Da nöthigte der Kronprinz zuerst die Frau Oberhofmeisterin hinein, schlug dann schnell den Kutschenschlag zu und ließ den Wagen abfahren. Hinter der Staatskarosse hielt der schlichte zweispännige Halbwagen, der auch diesmal, wie gewöhnlich, den Kronprinzen und seine liebe Luise aufnahm.

Dies war aber noch nicht der schlimmste Spaß, der der Frau Oberhofmeisterin zugemuthet wurde. Ganz anders ging es, als der Kronprinz und seine Gemahlin einmal auf einem Sommerschloß außerhalb Berlins ihren Aufenthalt hatten. Da wollten sie an einem warmen Junitage eine Spazierfahrt in einen nahe gelegenen Wald machen. Die Oberhofmeisterin wurde eingeladen, der Partie mit beizuwohnen. Sie dachte sich nichts Arges dabei. Aber zur bestimmten Stunde fuhr statt der königlichen Staats-Equipage ein Leiterwagen vor. Behende und froh sprangen der Kronprinz und seine junge Gemahlin hinauf. Die Frau Oberhofmeisterin sollte ihnen folgen. Doch wortlos, in ihrem Schreck wie versteinert, kehrte sie in's Schloß zurück. Solch einen Verstoß gegen die Etiquette hatte sie träumend nicht für möglich gehalten. Der Kronprinz und die Kronprinzessin fuhren jubelnd darüber ab.

Ein paar Vorfälle aus späterer Zeit, da der Kronprinz König geworden war, wollen wir hier sogleich erzählen.

Bei den königlichen Festtafeln war es Sitte, daß zwei General-Lieutnants die Speisen stehend vorlegen und der Hofmarschall dem Könige bis zum ersten Trunk aufwartet. So geschah es auch bei der ersten Festtafel, die nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. gegeben wurde. Als der König nun den Hofmarschall hinter seinem Sessel stehen sah, sagte er zu ihm: „gehen Sie doch auch zu Tisch!“ Der Hofmarschall aber kannte

sein Amt und erwiderte: „Ich darf nicht, Majestät.“ — „Warum nicht?“ fragte der König. „Weil das Gesetz fordert, daß ich Euer Majestät heute bediene,“ war die Antwort. — „Wie lange?“ fragte der König. „Bis Euer Majestät den ersten Trunk gethan haben.“ — „Schreibt das Gesetz dazu ein besonderes Getränk vor?“ „Soviel ich weiß, nicht.“ — „Nun denn warten Sie,“ sagte der König, langte nach dem nächsten Wasserglase und trank. „Jetzt können Sie also gehn,“ sagte er zum Hofmarschall und entließ ihn. —

Den Kammerdiener, der am Tage seiner Thronbesteigung beide Flügelthüren vor ihm aufriß, fragte er: „bin ich in der Geschwindigkeit so stark geworden, daß Eine Thür für mich zu eng ist?“ —

Den Küchenmeister, der auf die Tafel des Königs zwei Gänge mehr als auf die des Kronprinzen bringen wollte, fragte er: „glaubt man, ich habe seit gestern einen größeren Magen bekommen?“ und strich das Ueberflüssige. —

Der erste Geburtstag der Kronprinzessin.

Die Prinzessin Luise war am 10. März 1776 geboren.

Als dieser Tag im Jahre 1794 wiederkehrte, wetteiferten Alle im Volk, ihr Huldigungen darzubringen. Besonders die Stadt Berlin, der Hof und der König waren bemüht, glänzende und freudige Ueberraschungen für dieses Fest zu bereiten.

Die Kronprinzessin empfing Alles: Ehren, Huldigungen und Geschenke, so groß und auserwählt, wie sie Königinnen dargebracht werden. Der König schenkte ihr das Schloß in Oranienburg — er hatte es neu und prachtvoll einrichten lassen — und den lieblichen Schloßgarten daselbst an der Havel. Alle Wünsche in ihrer Seele, von denen man irgend erfahren hatte, waren in der überraschendsten Weise erfüllt worden.

Doch — wie zum Ueberfluß — fragte sie der König: „ob sie noch einen Wunsch habe?“ Er hoffte ihre unbedingte Befriedigung zu hören.

Aber die Kronprinzessin hatte noch einen Wunsch. An einer Stelle war ihr Herz noch unerfreut geblieben. „Für die Armen eine große Hand voll Gold?“ sprach sie zum König.

„Eine große Hand?“ fragte der König, scherzhaft lächelnd.
„Majestät,“ antwortete die Kronprinzessin, „von dem freigebigsten Herzen gemessen!“

Der Aufstand der Polen 1794.

Um diese Zeit bereiteten sich, vom Dunkel des Geheimnisses zugedeckt, in einem Nachbarlande, in Polen, gewaltsame Umwälzungen vor.

Polen war damals noch ein selbstständiges Königreich; aber schon sehr geschwächt, seines früheren Umfanges und seiner Macht beraubt, durch Parteien zerwühlt, und von übermächtigen Nachbarstaaten, besonders von Rußland, bedrängt. Der letzte König, Stanislaus Poniatowski, der jetzt regierte, war zwar von den polnischen Großen, aber ganz nach dem Willen und fast auf Befehl der Kaiserin Katharina von Rußland gewählt worden.

Diese Fürstin ließ ihren Günstling seines Königsthums nicht froh werden. Sie hielt ihre Heere in Warschau und in den anderen Städten, und that Alles zur Vernichtung der polnischen Selbstständigkeit.

Gegen diesen Druck der ausländischen Uebermacht war die Verschwörung gerichtet.

Von Krakau begann der Sturm. Kosciuszko stand an der Spitze, ein kühner und edler Pole, der letzte Stolz und Ruhm des Polennamens. Bis über den Ocean nach Amerika war er gegangen, um der Schmach seines Vaterlandes fern zu sein. Nun es aber galt, den Zorn gegen die Russen anzufeuern, stellte er sich wieder ein und leitete die Bewegung.

Sensenmänner waren sein Heer. Nur wenige hatte er um sich. Und schon schlug er ganze russische Regimenter.

Durch glänzende Erfolge angeschürt, verbreitete sich die Empörung rasch über das ganze Land. Am 17. April 1794, an einem Grün-Donnerstage, brach sie in Warschau los.

Entsetzlich wurde hier gekämpft. Mit Hyänenwuth fielen Soldaten und Bürger über die Russen her. Sechs und dreißig Stunden lang dauerte das Morden. Die russische Besatzung der Stadt war zahlreich und stark; dennoch wurde sie überwunden,

meist getödtet, zum Theil gefangen genommen. Kaum Trümmer waren es, die sich retten konnten.

Der preußische Gesandte in Warschau wurde bei diesem Aufstand von den Polen gefangen genommen. König Friedrich Wilhelm II. sah sich auf diese Weise sogleich mit in den Krieg verwickelt. Schnell schob er gerüstete Regimenter über die Grenze.

Der Kronprinz begleitete den König. Zwei Siege, welche die Preußen im Monat Juni erfochten, beschränkten Kosciuszko auf Warschau. Und nun ging es an die Belagerung dieser Veste.

Bei der Erstürmung dieser starken Kreuzschanze führte der König die zweite Kolonne, der Kronprinz die dritte. Und so wie hier, waren Beide immer mitten unter ihren Soldaten in der Gefahr. —

Was that Luise, die junge einsame Gemahlin des Kronprinzen? Sie betete zu Gott und flehte um Schutz für ihren Geliebten. Aber zu ihrer Umgebung sprach sie: „ich zittre freilich vor den Gefahren, denen mein Mann sich aussetzt. Jedoch ich weiß, der Kronprinz, welcher nach dem König der Erste im Staate ist, muß auch der Erste nach ihm im Felde sein.“

Als nach mannigfachen Wechselfällen des Krieges der Aufstand der Polen gedämpft, Kosciuszko verwundet aus der Schlacht getragen und nach Petersburg ins Gefängniß geführt war, wurde dem bisherigen Königreich durch ein Machtgebot der Sieger ein Ende gemacht. Preußen empfing als Antheil der Beute ein großes Gebiet des Landes.

Doch bevor diese letzte Entscheidung gegeben wurde, — sie trat erst im Jahre 1795 ein, — schon gegen Ende des Monat September 1794 kehrte der Kronprinz zu seiner Gemahlin zurück.

Krieg und Friede im Westen 1794 und 1795.

Während in diesen zwei Jahren an den östlichen Grenzen des preußischen Staates soviel Glück gewonnen, reiche Dörfer und Städte zum Lande geschlagen wurden, sah es mit der Kriegführung im Westen gegen die Franzosen trauriger aus.

Hier bestanden im Heere der deutschen Staaten noch immer dieselben Uebelstände, die schon im vorigen Jahre (1793) den

König von Preußen an Glück und Sieg hatten verzweifeln lassen. Die Heerführer waren noch gerade so uneinig, langsam und unlustig.

Bei den Franzosen war es ganz anders. Die Republik hatte das Gesetz der allgemeinen Volksbewaffnung ergehen lassen. Freilich waren die ungeheuren Massen, die sich zusammenfanden, nicht einexercirt; aber die Franzosen sind immer geschickt und behend gewesen, haben immer schnell gelernt. Dazu goß jetzt die Gluth der Revolution Feuer in ihre Adern. So kam es, daß sie immer siegten, auch wenn die Heere der deutschen Fürsten noch so gründlich nach dem Reglement eingeübt waren und unter Entwürfen zur Schlacht geführt wurden, die aufs klügste von den General-Stabs-Offizieren zu Stande gebracht waren. Die französischen Truppen waren nicht gleichförmig gekleidet: keine Uniformen der Regimenter, keine Abzeichen der Kompagnien. Sie bekamen auch nicht Sold, wurden auf den Märschen nicht verpflegt; kein Lager wurde für sie errichtet; Zelte und Magazine, Proviantmeister und Bagage-Wagen gab es nicht. Man sorgte für Nichts bei ihnen. Ohne Vorsicht und Einrichtung, wild und ordnungslos ging es bei ihnen her.

Sollten etwa die deutschen Fürsten diese verlockenden Neuerungen im Kriegswesen nachmachen? sollten sie ihren Soldaten auch keinen Sold geben? sie nicht verpflegen? ihnen kein Lager aufschlagen? Das wäre freilich sehr leicht, bequem und billig gewesen.

Hierin aber lagen gerade für den Augenblick die ungeheuersten Vortheile.

Der Soldat, der keinen Sold bekommt, kämpft zum Siege entschlossener, weil er zugleich rauben und plündern will; die Armee, die auf ihren Märschen nicht verpflegt wird, kein Lager aufschlägt, also das Gerüst und Geräth der Bagage und des Proviants nicht braucht, kann raschere Bewegungen ausführen, setzt leichter über Flüsse und Ströme, erscheint plötzlicher vor dem Feinde, wenn dieser sichs noch gar nicht versieht; überfällt und übertaumelt, schlägt und vernichtet ihn. Wo solch eine Armee zur Mittags- und zur Nachtzeit erscheint, treibt sie Bauern

und Bürger aus Hütten und Häuser; ißt die Mahlzeit, die sie nicht gekocht, und legt sich in die Betten, die sie nicht aufgestellt hat.

Unter gesitteten Völkern — eine unerhörte Kriegführung. Solch eine Armee macht Räuber und Wilde aus sich; ein Land, das so im Kriege herhalten muß, wird eine Wüstenei. Nun es die Franzosen auf diese Art versuchten, that die Manier Wunder über Wunder.

Besonders in den Jahren, von denen wir jetzt erzählen, 1794 und 1795.

Die französische Armee unter ihrem Feldherrn Pichegrü drang in Holland ein, — denn außer den deutschen Fürsten hatte auch die englische und holländische Macht gegen die französische Republik zum Kampfe gerüstet. Unter unaufhörlichen Siegen schritt sie vorwärts. Endlich glaubten die Verbündeten Ruhe zu gewinnen: denn der Winter nahte. Aber die Regierung in Paris befahl, daß ein Winterfeldzug ausgeführt werde. Die französischen Soldaten waren zwar meistentheils ohne Schuhe und in Lumpen gekleidet; aber Pichegrü gehorchte dem Befehl seiner Regierung. Holland ist, wie man weiß, von vielen Flüssen und Kanälen durchzogen. Die Verbündeten hofften, die Märsche der Franzosen würden durch sie etwas aufgehalten werden. Aber der Winter sandte früher als sonst seine Eisbrücken. Da waren die Franzosen, ehe man sich's versah, im Januar 1795 in Amsterdam. Der Amsterdamer Hof war vor ihnen nach England geflohen; und sie brachten dem Volke „Freiheit und Selbstherrschaft."

Was für eine Freiheit und Selbstherrschaft war das? Holland sollte Republik werden; aber die Republik wurde unter französische Vormundschaft gestellt. Ihre Flotten befehligten französische Admirale, ihre Landtruppen französische Generale, in ihre Festungen kamen französische Kommandanten. Dazu mußten sie noch die schönsten Gebiete ihres Landes abtreten und hundert Millionen holländische Gulden zahlen.

Was sollte der König von Preußen einem solchen, im wilden Sturm des Sieges vorschreitenden Feinde gegenüber thun? Wäre Einigkeit, Muth und Kraft, Kühnheit zu nothwendigen,

3*

gewagten Entschlüssen, in der Verbindung mit den übrigen deutschen Fürsten, mit den Engländern und Holländern gewesen: er hätte vielleicht anders gehandelt. So aber, da die Verbindung nur äußerlich, ohne kräftige Handhabung eines Kommandos war, scheute er sich nicht, das Band, das ohne Wirkung blieb, auch der Thatsache nach zu lösen. Er trennte sich von den Verbündeten und schloß Friede mit Frankreich: den Frieden zu Basel 1795, in welchem er seine Besitzungen jenseit des Rheins den Franzosen überließ.

Man hat dem Könige von Preußen Vorwürfe darüber gemacht, daß er die gemeinsame deutsche und europäische Sache gegen die aufstrebenden Schrecken der französischen Republik zuerst verlassen habe. Man hätte diese Vorwürfe lieber den andern Verbündeten machen sollen. Denn sie waren besonders matt und schlaff zur Betreibung dessen, was im Kriege nothwendig ist.

Wenn wir aber in Zukunft von dem Unglück hören, das der Reihe nach über die deutschen Staaten kommt, dann sehen wir hier schon: Grund und Veranlassung dazu lag nicht in diesem oder jenem einzelnen deutschen Staat oder Fürsten, sondern darin, daß Eintracht ihnen Allen keine Kraft verlieh, — Kraft und Eintracht, die umsomehr Noth gewesen wären, als ihr Feind, immer wie von einer Seele beherrscht, zuerst von dem muthigen Taumel der Revolution zu kühnen Thaten, dann von der Heldenmacht eines unvergleichlichen Feldherrn, ihres Kaiser Napoleon, zu glänzenden Siegen geführt wurde.

Am 15. Oktober 1795.

Am 15. Oktober 1795 erdröhnten zwei und siebzig Kanonenschüsse im Lustgarten von Berlin. Welche Freuden und Ehren verkündet die Salve? Man ging auf den Straßen, man fragte und vernahm: Gott hat unsrer lieben Kronprinzessin sich angenommen. Sie hatte ihren ersten Sohn geboren.

Am 28. Oktober wurde der Prinz getauft und empfing die Namen seines Vaters Friedrich Wilhelm. Der Ober-Konsistorial-Rath Sack verrichtete die heilige Handlung. Die

Pathen waren die beiden Großväter des Knaben, der König Friedrich Wilhelm II. und der Herzog Karl von Meklenburg-Strelitz; die Großmutter des Kindes, die regierende Königin von Preußen; ferner die Königin Wittwe, die Gemahlin Friedrich des Großen; der Prinz und die Prinzessin Heinrich, der Prinz und die Prinzessin Ferdinand von Preußen, welche letztere Urgroßoheime und Urgroßtanten des Kindes waren: Die abwesenden Pathen aber waren: Katharina, die Kaiserin von Rußland; Franz, der Kaiser von Deutschland; Georg III., der König von England; dessen Gemahlin Sophie Charlotte; Ferdinand, der Herzog von Braunschweig; und die verwittwete Herzogin von Braunschweig.

Prinz Ludwig stirbt am 28. Dezember 1796.

Hier entsteht das junge Leben; dort fordert der Tod seine Opfer. Wenig mehr als ein Jahr war vergangen, seitdem die Kronprinzessin ihren ersten Sohn geboren, da wurde ihre Schwester Friederike, die mit ihr zugleich verlobt und vermählt worden war, schon verwittwet. Nach drei kurzen Jahren einer jungen Ehe starb Prinz Ludwig.

Im Kriege, in den Schlachten, war er immer mit seinem Vater, dem Könige, und mit seinem Bruder, dem Kronprinzen, zusammen gewesen. Nun lag er auf dem Krankenbett. Der König kam zu ihm und weinte; der Kronprinz wich nicht von seiner Seite. Niemand konnte ihn retten, der Tod war unerbitterlich.

Die achtzehnjährige Wittwe trauerte und wollte vor Schmerz verzweifeln. Ihre Schwester, die Kronprinzessin, vermochte nicht sie zu trösten.

Die Königin Wittwe stirbt am 13. Januar 1797.

Und wenige Tage darauf starb die verwittwete Königin, die Gemahlin Friedrich des Großen, Elisabeth Christine.

Sie war zwei und achtzig Jahre und darüber alt geworden. In diesem Alter kennt man den Tod als Recht der Natur.

Doch trauert man, wenn man den Menschen bis ins hohe Alter liebte und ehrte. Und Elisabeth Christine war eine würdige hochachtbare Frau, an Geist, wie an Gutthaten stark, bis auf ihren letzten Tag.

Der Kronprinz kauft das Landgut Paretz und richtet sichs ein.

Wir erinnern uns des ersten Geburtstages, den die Kronprinzessin in Berlin erlebte, was für Geschenke sie bekommen, und durch welche Bitte an den König sie ihn noch besonders feierte.

In dem Schloß Oranienburg, welches das bedeutendste Geschenk des Tages gewesen war, hatte die Kronprinzessin die Sommermonate der beiden Jahre 1794 und 95 zugebracht. Aber sowohl ihr als ihrem Gemahl hatte der Aufenthalt daselbst die Wohlthat nicht gewährt, den sich beide davon versprachen: nämlich die Wohlthat der stillen Zurückgezogenheit, des geräuschlosen Familienlebens. Das Schloß liegt mitten in der Stadt; es war ihnen zu großartig und glänzend eingerichtet; ihre Umgebung wurde dort beinahe so geräuschvoll wie in der Residenz.

Die Kronprinzessin sprach: „ich sehne mich nach einem stillen Plätzchen der Natur, wo ich einsam sein, nach dem dunkeln Schatten einiger Bäume, wo ich meine Seele aus der Verwirrung des großen Lebens wiederfinden kann, auch nach einem kleinen Häuschen, wo ich deiner Liebe mich erfreue.“

Diese Wünsche sprachen zum Herzen des Kronprinzen. Und eifrig zog er Erkundigungen ein, wo er ein Landgut käuflich an sich bringen könnte. Nicht lange: da wurde ihm das Gut Paretz angeboten, zwei Meilen von Potsdam an der Havel. Er kaufte es für dreißig tausend Thaler, die sein Vater für ihn bezahlte.

Hier ließ nun der Kronprinz Alles nach seinem und nach der Kronprinzessin Geschmack und Willen einrichten. Zum Baumeister, dem Ober-Baurath Gilly, sprach er: „bauen Sie mir ein einfach ländliches Haus! und denken Sie nur immer, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen!“ Zum Gärtner, dem Hofgärtner Garmatter, sprach er ebenso: „überfüllen Sie den

Garten nicht mit Anpflanzungen! einfach sei er, ohne Prunk, jedoch gefällig! in schöner Ordnung lassen Sie mich das Leben der Natur dort finden!"

Der Baumeister, der Gärtner und Alle, die dabei beschäftigt wurden, thaten, wie ihnen befohlen war.

Als endlich der Kronprinz und die Kronprinzessin sich dort eingerichtet hatten, wurde ihnen beiden recht von Herzen wohl. Die Kronprinzessin und noch lange als sie Königin war, sprach mit Freude: „ich gefalle mir ausnehmend als „gnädige Frau" in Paretz." Und der Kronprinz und auch hernach als er König war, gab er sich einen noch bescheidneren Platz: er nannte sich den „Schulzen von Paretz."

Hier brachten nun Beide viel schöne Tage zu.

Wenn es auf dem Dorfe Erntefest gab, war es eine Freude für Alle, für Klein und Groß, für Jung und Alt. Der Zug der Dorfbewohner kam vom Amte vor das Schloß; die Erntekrone mit bunten Bändern und großen Schleifen voran. Da hielt die Großmagd ihre Rede, der König hörte sie mit Aufmerksamkeit an; dann schickte er sie mit der Erntekrone zu seiner Gemahlin in das Zimmer. Und nun ging die Musik zum Tanze an. Die Königin war vergnügt und tanzte unter den Bauerssöhnen und Töchtern; der König tanzte gleichfalls und — sogar die Oberhofmeisterin, die Frau von Voß, tanzte.

„Hier ist mir im Herzen wohl," sprach dann die Kronprinzessin. „Der äußern Hoheit mich entkleiden, der inneren Würde treu, unter Menschen auch ein Mensch, mit Freude bei den Freudigen, mit Theilnahme bei den Kummervollen, — welch' größeres Glück giebts noch auf Erden!"

Der Kronprinz sah sein holdes Weib an und mit einem frommen Blick zum Himmel dankte er Gott für das Geschenk dieser reinen Seele, die ihm zur Seite lebte.

Wenn sie aber in dem Glücke sich genug ergangen hatten, kehrten sie gestärkt zu ihren ernsteren Pflichten in die Residenz zurück.

Am 22. März 1797.

Der Kronprinzessin gab Gott am 22. März 1797 ihren zweiten Sohn. Er bekam in der Taufe den Namen Friedrich Wilhelm Ludwig.

Fritz wurde der ältere, Wilhelm dieser zweite Sohn in der Familie genannt.

Friedrich Wilhelm II. stirbt am 16. November 1797.

Gleich nach dem letzten Todesfall im königlichen Hause hatte der König gesagt: „jetzt gilt es mir!"

Er konnte es freilich wissen. Schon lange war er leidend. Vergeblich hatte er zwei Sommer hindurch in Bädern zugebracht. Sie hatten ihm Linderung der Schmerzen, Hoffnung auf Genesung nicht gewährt.

Im September des Jahres kam er noch von Potsdam nach Berlin, um bei dem Feste seines Geburtstages dort zu sein. Da sagten auch, die ihn erblickten, — sonst den hohen stattlichen Mann, — jetzt eine zusammengesunkene, entkräftete Gestalt: „der Tag wird wohl des Königs letzter Geburtstag sein."

Ein Gesetz verordnete er noch, den übertriebenen Pomp der Trauerfeierlichkeiten zu beschränken. Dann sprach er abermal: „ich fühle, daß ich nun scheiden muß. Ich habe meine Pflicht gethan. Jedoch der Krieg hat mir am Leben gezehrt."

Dann ließ er seine Gemahlin und den Kronprinzen zu sich kommen. Er reichte ihnen die Hände und sah sie schweigend an. Zuletzt sprach er: „lebt wohl bis in jenes Leben!"

Und Tags darauf, am 16. November, vermehrten sich die Schmerzen. Er drückte wie in Krämpfen die Hände in die Lehnen seines Sessels. Er sprach: „der Tod ist bitter! doch — Herr, Dir befehle ich meine Seele." Und starb.

Er war vier und funfzig Jahre alt und hatte elf Jahre lang regiert.

Zweiter Abschnitt.

Acht Friedensjahre zu Anfang der Regierung.

Regierungs-Antritt des neuen Königs.

Als König Friedrich Wilhelm II. gestorben war, traten in allen Garnisonen des Landes, sowie die Nachricht ankam, die Regimenter zusammen und schwuren ihrem neuen Könige Eid und Treue. Und alle Beamten des Königs gelobten auch Eid und Treue. Gott schütze den neuen Herrn des Landes!

Und das ganze Volk aus allen Städten wie vom platten Lande schickte Abgesandte zum König und zur Königin: „Wir wünschen Heil und Segen ihren Majestäten! Mit Liebe und Ehrerbietung, mit Eid und Treue verpflichten wir uns von neuem. Der Segen kommt von oben. Den soll unser Gebet vom Himmel rufen, alle Tage unsres Lebens.“

Und die Fürsten fremder Länder und Völker, die Herzöge, Könige und Kaiser der Erde, schickten ihre Gesandten an den neuen König und ließen Glück wünschen und Anerkennung sagen.

Der neue König nannte sich Friedrich Wilhelm der Dritte. Und die Königin war seine Gemahlin Luise.

Was der König antwortet, als seine Geschwister ihn „Majestät“ anreden.

Da kamen auch die Geschwister des Königs, seine Brüder und Schwestern, und wünschten ihrem Bruder Glück und erflehten für ihn Segen und sprachen mit Ehrerbietung zu ihm: „Eure Majestät nehme die Ergebung unsrer Herzen huldvoll auf.“

Der König aber antwortete: „Glück in allen Dingen und Segen von oben sei mir willkommen! Was ihr dazu thun könnt, werde ich danken und lohnen. Doch mit „Euer Majestät“ mag es sein Bewenden haben! ich bin euch, was ich war: euer Bruder Fritz.“

Gleich nach dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms III.

König Friedrich Wilhelm II. hatte ein biedres und mildes Herz gehabt. Nach der strengen Ordnung, die Friedrich der Große vor ihm eingeführt hatte, dankte sein Volk ihm manche Wohlthat der Milde und Billigkeit.

Eine Seite seiner Regierung gab es jedoch, die sein Nachfolger, der jetzige junge König sogleich einzustellen für gut fand. Das war die Abgeschlossenheit und Eigenmacht seines Kabinets. Friedrich Wilhelm II. hatte Vertrauen zu Männern gefaßt, die seine Milde und Weichheit mißbrauchten. In Folge davon war Manches geschehen und eingerichtet, was die Redlichern im Volke nicht gutheißen.

Als in dieser Hinsicht gleich nach dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelm III. Alles anders wurde; als der Minister und die Beamten entfernt wurden, die in der Ausübung ihrer Macht eigenmächtig gewesen waren; als anderweitige Personen zur Untersuchung gezogen wurden, die unberufenen Antheil an den Regierungssachen sich zu verschaffen gewußt hatten: da war es, als wenn dem Leben des Volkes neue Heiterkeit mitgetheilt wurde. Jedermann freute sich und Einer sprach zum Andern:

„Vertrauen giebt unser junger König seinem Volke. Mit geradem Blick und freier Stirn gehen die Redlichen einher; den Lohn erwartet das Verdienst nun von sich selbst. Die Günstlinge des Ungefährs sind abgethan!“

So sprachen sie. Und alle dankten Gott im Gebet, daß er ihnen einen Herrn mit geradem Sinn und gerechtem Herzen gegeben hatte.

Wie es mit den Finanzen des Staats beim Antritt der Regierung aussieht, und was der König damit vorhat.

Noch auf eins war des Königs Augenmerk von Anfang an gerichtet: auf die Finanzen des Staats und deren Verwendung.

Geld ist überall im Leben das Erste und Unerläßlichste. Wenn das Geld nicht gehörig hin und hergeht, nicht immer so fleißig wieder kommt, wie es sich entfernt: dann ist's, als ob in unsern Gliedern das Blut stockt. Dann wird alles matt und schlaff, mit unsichern, trüben Gedanken sieht man in die Zukunft und die Lust am Leben geht verloren.

Unser König wußte sehr wohl, daß es hiermit nicht anders als im Leben jedes Menschen ist.

Da nun während der vorigen Regierung der preußische Staat tief in Schulden gerathen war, in eine Schuldenlast von neun und vierzig Millionen Thaler, so sprach der König gleich beim Beginn seines Regiments: „das muß anders werden.“

Neun und vierzig Millionen Thaler — welche ungeheure Summe! Aber der König wollte es doch mit ihnen aufnehmen. Er ließ seine Räthe kommen und sprach: „ich will durchaus, daß diese Schulden getilgt werden.“

Da zuckten die Räthe mit den Achseln und sprachen: „wie sollen wir das bewirken!“

„Ihr wißt es nicht?“ fragte der König. „So will ich's euch sagen: — durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit. So will ich leben und darauf halten. Und meine Beamten thun desgleichen!“

Darauf ließ er einen Befehl durch's ganze Land ergehen: „der Vorgesetzte merke auf den Dienst seiner Untergebenen! Unthätige und müßige Beamte können nicht besoldet werden, dazu ist der Staat nicht reich genug. Der Untreue soll ausgestoßen, der Redliche und Fleißige soll ausgezeichnet werden!“

Und um immer zu sehen, wie es mit der Einnahme und Ausgabe steht, richtete er eine oberste Behörde, die „General-Controlle der Finanzen“ ein, und stellte sie unmittelbar unter seine Leitung und Aufsicht.

Die preußische Armee in damaliger Zeit und des jungen Königs Gedanken darüber.

Mit den Finanzen ging es dem König nach Wunsch. Wir werden hernach erzählen, was für Wunderdinge durch „Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit" bewirkt wurden. Minderes Glück widerfuhr ihm, als er von Anfang an daran dachte, seine Gedanken auch in Bezug auf die Armee in's Leben zu führen.

Ihm mißfiel Manches. Die Armee hatte noch ganz ihre Einrichtungen von den früheren Zeiten. Wer sie bloß aus unsern Tagen kennt, kann sich kaum einen Begriff machen, wie sie damals beschaffen war.

Mindestens zur Hälfte bestand sie aus Ausländern, die an der Grenze und im fremden Land auf der Straße und in Wirthshäusern angeworben waren. Wer groß und stark aussah, wurde überlistet und zur preußischen Armee gebracht.

Zur andern Hälfte bestand sie freilich aus Einheimischen; aber nicht aus den Guten. Die nährten sich lieber mit einer bürgerlichen Beschäftigung, einem Handwerk oder sonst wie. Wer durch unbesonnene Streiche in der Jugend eine ruhige Zukunft verscherzt hatte, verlaufene Leute, die nichts gelernt hatten, alles unglückliche Gesindel kam zur Armee. Allgemeine Militairpflicht bestand ja noch nicht. Wenn des Abends der Zapfenstreich geschlagen wurde, lief gewöhnlich hinter der Trommel ein Schwarm Gassenjungen und sang seine Lieder. Die waren nie sehr schmeichelhaft für die Soldaten. Eins davon hieß:

„Wer Vater und Mutter nicht folgen will,
Der muß folgen dem Kalbsfell."

Gegen solche Leute bedurfte man, um Zucht und Ordnung zu erhalten, der strengsten Mittel. Daß geschimpft und geflucht wurde, war das Mindeste. Es gab Stockschläge. Und noch mehr: das berühmte Spießruthenlaufen war vollauf in der Ordnung. Wer das Spießruthenlaufen erdulden mußte, wurde zum Krüppel und nicht selten zu Tode geschlagen.

Der größte Uebelstand in der Armee aber war erst eine Folge von alle dem. Denn welch Verhältniß bestand zwischen der wild zusammengelaufenen, roh behandelten Soldatenmenge und ihren Führern? Die Offizierstellen waren ausschließlich Vor-

recht des Adels, der sich stolz und hochmüthig, geringschätzend und verachtend gegen die Soldaten benahm. Es bestand kein Vertrauen, keine Zuneigung, keine Theilnahme.

Dies alles waren die Mißverhältnisse, an denen unser König tiefes Mißfallen hatte.

Daß in seinem Heere Ausländer dienten, hätte er gern gesehen, wenn sie mit Lust und Liebe dabei gewesen wären. Daß aber von seinen eignen Unterthanen nur die verdorbenste Klasse Soldat wurde, gereichte ihm zum Schmerz. Daß ferner gegen diese Leute wilde und rohe Mittel der Zucht angewandt wurden, widersprach seinem menschenfreundlichen Herzen. Und daß endlich der adlige Offizier-Stand ein hochmüthiges Wesen zeigte, war ihm vollends nicht recht.

Als der König nun gegen die Generale der Armee mit seinem Wunsch und Willen auftrat, Aenderungen in diesen Einrichtungen des Heeres vorzunehmen, erschraken Alle und widersetzten sich mit großer Macht. Die Generale sagten: „gerade diese Armee, wie sie ist, hat unter Friedrich dem Großen dem Vaterlande Siege und Ruhm erworben. Sie ändern, heiße: dem Staate die Macht rauben. Gegen Soldaten dürfe man ein sanftfühlendes Herz nicht haben. Schimpfworte gehören zur Sache, Stockprügel thun gute Wirkung, und Spießruthenlaufen sei ein warnendes Beispiel."

Wenn dann der König doch nicht abließ, in die Generale zu dringen und Vorschläge zur Aenderung von ihnen zu fordern, kamen sie immer mit denselben Gründen wieder. Und nahmen zuletzt dem Könige die Möglichkeit, seine Wünsche geltend zu machen: denn sie hielten ihm Jugend und Mangel an Erfahrungen vor. Die Generale, die unter Friedrich dem Großen gedient hatten, hatten wohl ein gewisses Recht dazu.

Der König wollte allein die Verantwortlichkeit nicht auf sich laden. Aber er versprach sich von dieser Armee im Falle der Noth die ausreichende Hilfe nicht.

Worin der König etwas wirken konnte, das war allein auf den Offizier-Stand. Als er bald nach den Antritt seiner Regierung von dem auffahrenden Wesen einiger Offiziere gegen

Bürgerliche erfuhr, wurde er sehr erzürnt und erließ eine kräftige Ordre. Darin hieß es folgendermaßen:

„Ich habe sehr mißfällig vernommen, wie besonders jüngere Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Bürger-Stande behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehen geltend zu machen wissen, besonders auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben. Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes und Ranges er auch sei, gegen Einen meiner Bürger geringschätzend aufzufahren. Sie sind es, meine Bürger, nicht ich, welche die Armee unterhalten. In ihrem Brote stehen die Truppen, die meinem Befehle anvertraut sind. Und Arrest, Entsetzung und Todesstrafe werden die Folgen sein, die Jeder, wer dagegen handelt, von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat."

Am 1. Januar 1798, kaum sechs Wochen nach seinem Regierungs-Antritt, erließ der König diese Ordre.

Worüber sich Luise am meisten freut, als sie Königin wurde.

Und die junge Königin Luise, — auch sie war ein Vorbild und noch mehr — Freude und Stolz des ganzen Volks.

Als in dem Jahre, da ihr Gemahl den Thron bestieg, die Wittwe Friedrichs des Großen starb, zeichnete Rode, ein damals lebender Künstler, ein Bild und ließ es in Kupfer stechen. Jedermann kann es noch heute im Bilderladen kaufen. Da sieht er ein Grabmal, dessen Decke geöffnet wird. Ein Engel trägt aus dem Grabe die verklärte Gestalt der todten Königin und hebt sie zum Licht des Himmels empor. Unten an den Stufen des Grabmals aber sitzt ein armes Weib, klagend und weinend, und weinende Kinder um sie her. Sie streckten Alle ihre Hände nach der Wohlthäterin und möchten sie gern zurück haben. Aber der Engel trägt sie höher hinauf. Da erscheint von der anderen Seite des Himmels ein anderes Wesen voll wohlthuenden Blickes und mit Gaben der Liebe und Freundlichkeit. Das war die Königin Luise.

Und in der That, so war es. Als müßte Luise den Armen Trost für den Tod der edlen Wohlthäterin, der Königin Wittwe

gewähren: so bemühte sie sich, Unglück zu lindern, wo sie irgend davon erfuhr, Freude zu bereiten, wo sie Jemand bedürftig und elend sah.

Als sie Königin wurde, sprach sie: „ich bin nun Königin. Und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich meine Wohlthaten nicht so ängstlich werde zählen brauchen.“

Dabei genügte es ihr nicht, bloß durch einmalige Gaben das augenblickliche Elend zu mildern. Sie forschte den Ursachen der Armuth nach, und sorgte gern für die längere Dauer der Freude durch zweckmäßige Beschäftigung und Thätigkeit des Unglücklichen.

Wenn sie bei solchen Nachforschungen auf Fälle kam, in denen der Unglückliche sein Elend selbst verschuldet hatte, verlor sie darum nicht die Theilnahme gegen die Armuth. Sondern in demüthiger Empfindung sprach sie: „Ob der Arme Hilfe verdient, dürfen wir doch nicht untersuchen. Wer kann das abwägen und entscheiden? Und wie macht es der liebe Gott mit uns, denen er reichlich giebt? Ist nicht Alles Erbarmen und Gnade?“

Dieser Demuth war sie bei der Einrichtung ihres ganzen Lebens eingedenk. Niemals, wo es die Würde des Königthums nicht besonders erheischte, verwandte sie für sich mehr, als was auch bescheidneren Ansprüchen einer minder hohen Stellung schon genügt hätte. Sie trug nicht die kostbarsten Stoffe. In einem einfachen Mousselin-Kleide sah man sie; der Schmuck ihres Hauptes waren die Locken ihres Haares. Aber die innere Schönheit ihrer Seele verbreitete majestätischen Glanz um ihre Erscheinung.

Huldigung in Königsberg und in Berlin.

Es gab im Staate dreierlei eidliche Verpflichtungen, durch welche die Bewohner des Landes an ihre Obrigkeit gebunden wurden: zuerst den sogenannten Unterthanen-Eid, den leisteten Bürger und Bauern an ihre Ortsbehörde; zweitens den sogenannten Dienst-Eid, den sämmtliche Beamte des Staates an ihre vorgesetzten Behörden leisteten; und endlich den Huldi-

gungs- oder Erbhuldigungs-Eid; diesen bringen die Stände des Landes, die Städte und die Inhaber von Lehen dar, welche unmittelbare Verpflichtungen gegen den König haben, und zwar dem Könige in Person.

Dieser letztere Eid, die Erbhuldigung, macht gewöhnlich den Beschluß aller der Feierlichkeiten, welche mit dem Antritt einer neuen Regierung verknüpft sind.

Die preußischen Könige pflegen, um den Erbhuldigungs-Eid zu empfangen, zuerst in die östlichen Provinzen zu reisen. Da versammeln sie in der alten Haupt- und Residenzstadt Königsberg die Abgesandten der dortigen Stände, Städte und die Inhaber der Lehen um ihre Person. Und dann erst kehren sie nach Berlin zurück, um hier die Huldigung der Stände, Städte und Lehns-Inhaber aus den übrigen Provinzen anzunehmen. So geschah es auch diesmal.

Gegen Ende des Mai im Jahre 1798 reiste der König in Begleitung seiner Gemahlin über Freienwalde, Stargard, Cöslin, Danzig, Marienburg, Elbing nach Königsberg. Hier empfing er am 5. Juni die Huldigung. In deutscher und in polnischer Sprache wurde der Eid der Treue verlesen und beschworen. Die Königin stand während des feierlichen Vorganges an dem geöffneten Fenster des Schlosses in der Nähe des Throns. Da erscholl auch ihr mit lauter Stimme ein jubelndes Lebehoch.

Von Königsberg ging die Reise über Warschau, Breslau, Frankfurt a. d. Oder nach Berlin zurück.

Ueberall, wo sie fuhren, war das Volk mit Freuden- und Ehrenbezeugungen ihnen entgegengekommen. Ueberall brachte man den Segen herzlicher Glückwünsche dar. Der König und die Königin dankten und freuten sich des fröhlich zugethanen Volkes.

Im Anfang Juli ging darauf in Berlin die Huldigung vor sich. Zuerst am 4. dieses Monats beugten die Oheime des Königs, die Brüder des verstorbenen Herrn, die Prinzen Heinrich und Ferdinand sich vor ihrem Neffen zum Eid der Treue und des Gehorsams. Darauf am 6. Juli folgten alle anderen, die zum Huldigungs-Eid verpflichtet waren: die schlesischen fürstlichen Stände, die Ritterschaft der Marken und der anderen östlichen,

westlichen und südlichen Provinzen, desgleichen die Magistrate und Bürgerschaft aller Städte derselben Provinzen.

Der Huldigung ging ein feierlicher Gottesdienst in der Domkirche voran. Da predigte der Ober-Konsistorial-Rath Sack zum Herzen Aller, die in der Kirche waren. Der König aber besonders merkte auf den Spruch, über den die Predigt sich erging: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt.“

Später die Kaiserin von Rußland.

Am 13. Juli 1798 wurde die Königin von einer Tochter entbunden. —

Ungefähr drei Wochen vorher, auf ihrer Reise durch die Provinzen, war die Königin bei ihrer Anwesenheit in Breslau von den Frauen der dortigen Kaufmannschaft durch sehr eigenthümliche Geschenke überrascht worden: durch ein Gewebe der feinsten schlesischen Leinwand, durch ein vollständiges, feingearbeitetes Kinderzeug, ein Wiegenband und eine Kinderklapper.

So hatte denn die Königin, als sie nun von einer Tochter entbunden wurde, Alles was sie brauchte.

Die Prinzessin wurde am 3. August, am Geburtstage ihres Vaters, getauft und empfing die Namen: Friederike Luise Charlotte Wilhelmine.

An der Kinderklapper, die die Schlesier der Königin geschenkt hatten, befanden sich Schellen und kleine Medaillen. Auf denen waren die Bildnisse des Königs und der Königin gemalt und rund umher stand die Inschrift: „Werde wie Diese!“

Sollte sich dieser Wunsch nicht bloß auf die Aehnlichkeit des Herzens und Gemüthes, sondern auch auf den Glanz und die Hoheit der Macht beziehen: so ist er vollständig in Erfüllung gegangen. Denn eben diese Prinzessin wurde an ihrem Geburtstage im Jahre 1817 an den damaligen Großfürsten Nicolaus vermählt, nachdem sie vorher bei ihrem Bekenntniß zur griechischen Kirche die Namen Alexandra Feodorowna angenommen hatte.

Seit dem Jahre 1825 ist Alexandra Feodorowna die Kaiserin von Rußland.

Ob wohl der König ein ehrlicher Mann ist.

Der Prinz Ludwig, der Bruder des jetzigen Königs, von dem wir zu Anfang Einiges erzählt haben, war, als er noch lebte, Chef des Schwedter Dragoner-Regiments gewesen. Zu Weihnachten des Jahres, da er starb, wollte sein Vater ihm die Herrschaft Schwedt schenken, aber wegen der todesgefährlichen Krankheit kam es nicht dazu. Doch hatte der Prinz bei seinem mehrmaligen Aufenthalt in der alten markgräflichen Residenzstadt Schwedt schon Gelegenheit gehabt, die Leute dort kennen zu lernen und sich durch Thaten königlicher Gesinnung und Theilnahme bei ihnen in gutes Gedächtniß zu setzen.

Unter Andern war ihm bei Spazierfahrten auf der Oder ein ehrlicher Fischer bekannt geworden. Der mußte für seine zahlreiche Familie ein neues Haus bauen. Der Prinz versprach ihm dazu sechs Tausend Thaler: in viermaligen Terminen, jedesmal funfzehn Hundert Thaler.

Einmal war diese Zahlung geleistet. Da starb der Prinz. Und nach kurzer Zeit auch der Fischer. Sein armes Weib blieb mit den vielen Kindern allein übrig. Als zum zweiten Termin die Zahlung der nächsten funfzehn Hundert Thaler ausblieb, sah sie sich in der schlimmsten Lage.

Um diese Zeit war es, daß der Kronprinz König wurde. Das Weib überlegte: „ist der König von Sinn und Herz ein rechter Bruder des Prinzen Ludwig, so muß er dessen Versprechen für seines nehmen und mir das Haus bauen.“ Kaum war der Gedanke in ihre Seele gekommen, da machte sie sich auf und ging nach Berlin.

Als sie vor den König gelassen wurde, sprach sie treu und offen zu ihm, wie sie es in Schwedt unter ihren Leuten gewohnt war. Sie wußte nichts von den Worten „Majestät“ und dergleichen. Sie sprach schlechtweg per „Er“ — oder wie sie es platt sagte: „He“ — zum König. Wenn sie vom Prinzen Ludwig sprach, sagte sie nicht: „Euer Majestät Bruder,“ sondern gerade aus „Sein Bruder.“ Der König verstand die ungeschmückte Art recht wohl und hatte Sinn dafür.

Als das arme Weib nach ihrer langen Erzählung endlich

mit den Worten schloß: „Sein Bruder war ein ehrlicher Mann, und ich hoffe, Er wird das auch sein, und da Er nun was geworden ist, mir auch mein Haus bauen lassen:“ gab er ihr bald Brief und Siegel mit dem Befehl darin, daß die Zahlungen in den bestimmten Terminen fortgesetzt werden.

„Das ist schon gut,“ sagte die Frau; „aber werden die Herren in Schwedt das auch respektiren?“ — „Ich denke doch,“ erwiderte der König. Und das Weib ging fort. „Na, die werden Augen machen, die Herren in Schwedt,“ dachte sie. —

Als das Haus nun fertig war, wollte sie sich auch beim Könige bedanken. Sie sann nach, was das Passendste zum Geschenk für ihn wäre. Endlich fiel ihr ein Fäßchen Neunaugen ein. Ihre Leute hatten sie selbst gefangen. Wieder machte sie sich auf den Weg und brachte es dem Könige.

Wie ihr Sinn in der Zeit unverändert geblieben war, so auch ihre Sprache. Sie hatte noch dieselbe derbe Art, die Könige in den Palästen nicht oft zu hören bekommen. „Ich sehe,“ sprach sie, „daß Er ebenso ein ehrlicher Mann ist, wie Sein Bruder; darum bring' ich Ihm auch etwas für seine Mühe.“

Der König mochte wohl sehr neugierig sein, was im Fäßchen wäre. Als er denn erfuhr, daß es Neunaugen waren, lachte er herzlich bei sich, bedankte sich aber alles Ernstes bei dem treuherzigen Fischerweib, und entließ sie abermals mit Gegenpräsent.

Wen Luise in Frankfurt wiedersah.

Im Jahre 1799 trat der König mit seiner Gemahlin die Reise in den Süden Deutschlands an, um die Huldigung in Ansbach und Baireuth, ferner in Neuschatel zu empfangen, in Gebieten, die damals zum Königreich Preußen gehörten.

In Frankfurt a. M., wo der König und die Königin einige Tage weilten, wohnten sie im Schlosse des Fürsten von Thurn und Taxis, des Gemahls der älteren Schwester der Königin. Verschiedene Glieder der verwandten Familien hatten sich eingefunden, um hier Tage freundlicher Zusammenkunft zu feiern.

Welche Erinnerungen erwachten in Luises Herzen! Hier war es ja gewesen, wo sie vor 6 Jahren den Kronprinzen von Preußen zum erstenmal gesehen hatte!

Und noch ein andres Glück der Erinnrung stand ihr bevor, — der Erinnrung an das „Paradies“ der Kindheit.

Das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis war von Morgen bis Abend umstanden. Das Volk war dort nicht minder als im eignen Lande begierig, einen Blick der bezaubernden Fürstin zu erhaschen.

Es war in einer Vormittagsstunde, da trat sie an der Hand eines Oheims mütterlicherseits aus dem Schlosse. Sie schritt langsam die Stufen hinab. Ihr Auge dankte grüßend nach allen Seiten, während sie vorüberging.

Plötzlich aber — sie hemmte den Fuß — erröthend und selig lächelnd schaute sie nach einer Stelle. Sie erhob die Hand. „Ah,“ sagte sie, während alle umher staunend schwiegen, „da ist ja unser Hannchen!“

Und aus ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit trat wirklich Hannchen hervor und küßte die Hand der Königin. „Welche Freude, daß ich dich wiedersehe!“ sprach die Königin zu ihr. „Komm heute Abend zu mir, daß wir uns von Broich viel erzählen. Du weißt doch noch?“

Hannchen war unterdessen verheirathet und lebte in glücklichen Umständen in Frankfurt. Sie war bei dem Besuche, den sie der Königin abstattete, mit dem Taschenbuche geschmückt, das die 15jährige Prinzessin Luise einmal auf dem Krankenbette des mutterlosen Kindes hatte liegen lassen.

Gespräch der Königin mit dem Maurermeister von der Leeden.

An einem Frühlingstage ging die Königin in dem Lustgarten spazieren, der in Potsdam nahe am Schloß gelegen ist.

Noch nicht weit gegangen, erblickte sie auf einer Bank einen blassen hagern Mann. Seine Gestalt war zusammengeknickt, sein Auge matt, sein ganzes Wesen bis auf's äußerste erschöpft und elend.

Von Mitleid ergriffen, sandte die Königin den Laquaien

mit einigen Friedrichsd'or zu ihm zurück. Sie dachte die Noth durch diese kleine Gabe zu lindern.

Als aber der Laquai an den Elenden trat und ihm die Goldstücke reichte, schüttelte der Mann langsam und freundlich mit dem Kopf, wandte die Gabe von der Hand, und sprach mit matter Stimme: „ich bin nicht arm."

Die Königin erfuhr das, und ihr weiches Herz schmerzte die Besorgniß, daß sie den Armen mit dem Almosen gekränkt habe. In schnell entschlossener Empfindung kehrte sie um, und wandte sich selbst an den Unbekannten. „Ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen," sagte sie mit theilnehmender Stimme.

Der Mann stand gerührt vor seiner Königin, und konnte kaum ein Wort des Dankes für diese übergroße Theilnahme sagen.

„Wenn Sie nicht arm sind, so sind Sie krank," fuhr die Königin fort. „Und kann ich Ihnen mit Geld nicht helfen, so kann ich vielleicht zu Ihrer Genesung etwas thun. Sagen Sie es mir!"

Nun erzählte der Mann, daß er den Winter über schwer danieder gelegen habe, und in der warmen Frühlingssonne jetzt bei seinem ersten Ausgang sich erquicke. Er war ein wohlhabender Bürger Potsdams, der Maurermeister von der Leeden.

„So werde ich Ihnen," sagte die Königin, „Erfrischungen senden, die Sie vielleicht nicht so schön bekommen können. Der König liebt die guten Bürger seiner Vaterstadt, und ich theile von Herzen diese Empfindung."

Mehr als die Frühlingssonne hatte die Königin den Mann erquickt. Er empfing viele Wochen lang jeden Mittag würziges Obst und andere Erfrischungen, bis er ganz genesen war.

„Das hast Du charmant gemacht."

Der König liebte vor vielen Andern seiner braven Generale besonders den tapfern von Köckeritz. Schon dem Kronprinzen hatte er als Adjutant zur Seite gestanden. Die mannigfachen Erlebnisse, die sie zusammen durchgemacht, der biedere Sinn des alten Generals, fesselten den König in inniger Freundschaft an ihn.

Häufig kam es, daß der General von Köckeritz den König besuchte. Auch des Mittags zu Tische. Da sprachen sie behaglich miteinander. Der König und die Königin hatten ihre Freude daran. Aber es betrübte sie, daß er nach beendeter Tafel immer auf's Schnellste Hut und Degen ergriff und davon ging.

Die Königin fragte: „warum bleibt unser lieber General nicht länger?" Aber der König antwortete ihr: „laß den alten braven Mann! pflegt wohl der Ruhe in seinem Hause: wollen ihn darin nicht stören."

Die Königin aber war nicht damit zufrieden. Sie glaubte, es müsse eine besondere Bewandniß haben.

Eines Mittags war der General von Köckeritz wieder bei ihnen zu Tische. Es war in Paretz auf dem Lande. Kaum war die Tafel aufgehoben, als der flüchtige Gast auch wieder fort wollte. Da trat die Königin vor ihn hin, — sie hatte eine Tabackspfeife, schön gestopft, einen brennenden Wachsstock und einen Fidibus in der Hand, — und sprach: „Nein, lieber Köckeritz, heut sollen Sie mir nicht entwischen! hier ist Ihre Pfeife: Sie brauchen darum nicht nach Hause gehn."

Der General steckte seine Pfeife an und blieb. Der König aber blickte auf sein holdes Weib und sprach: „das hast Du charmant gemacht, liebe Luise."

Wessen Zeit kostbarer ist.

Eines Vormittags wurde der Königin der Besuch eines Standesherrn, des Grafen N. N., angemeldet.

Sie wollte dem Diener eben die Erlaubniß geben, den Grafen eintreten zu lassen: da wurde ihr auch der Meister angemeldet, der für sie die Schuhe fertigte. Schnell besann sie sich und sprach: „so soll der Schuhmacher zuerst eintreten! der Herr Graf alsdann!"

Denn sie dachte: „des Handwerkers Zeit ist kostbarer als die des Grafen. Wenn der Meister Stunden lang auf meine Bestellungen warten müßte, würde er viel Zeit versäumen und wenig Ehre davon haben, Hof-Schuhmacher zu sein."

An wen Luise dachte, wenn sie recht glücklich war.

Es bedurfte für die Königin Luise keiner großen Veranstaltungen, um in ihrem Herzen das Gefühl zu erwecken, daß sie glücklich war. Sie war es an jedem Tage und zu jeder Stunde.

Wenn sie des Abends den Gang der Mutterliebe ging und, an den Bettchen der Kinder stehend, die rosig erleuchteten Wangen der Schlummernden küßte, dann sprach sie zu sich: wie glücklich bin ich! Ebenso sprach sie, wenn sie einen bewährten Freund oder einen kleinen Kreis Befreundeter bei sich hatte und mit ihnen im Wechsel der Unterhaltung sich erging. Ebenso, wenn sie in der Einsamkeit, in Charlottenburg, auf der Pfaueninsel oder in Paretz, mit ihrem Gemahl lebte und die ewigen Wunder der Welt gewahrte, den Auf- und Niedergang der himmlischen Lichter, das Wehen und Wogen auf den Feldern und in den Wipfeln, die Farben und Schatten der Nähe und Ferne.

Es war wohl natürlich, daß Luise, die Alles um sich her glücklich machte, sich selbst auch immer glücklich fühlte.

Eigenthümlich aber war die Art, wie die Königin zuweilen aussprach, daß sie so sehr, so unbeschreiblich glücklich sei. In ihrer Seele tauchte ein Bild ferner Vergangenheit auf. War es ein Bild zufälliger Erinnerung oder unwiderstehlich hervordrängenden Gefühls? Sie dachte an ihre Mutter.

Als ihre Mutter starb, war Luise sechsjährig, und kaum ist es denkbar, daß ein deutliches Bild derselben in ihrer Vorstellung lebte. Dennoch: — „Wenn meine Mutter sähe, wie glücklich ich bin!“ sprach sie oftmals. Sie wußte ja, wie sehr eine Mutter ihre Kinder liebt.

Was es mit den Ständen auf sich hat.

Gott hat im deutschen, wie in allen Völkern Unterschiede aufkommen lassen, die für jeden Menschen schon mit seiner Geburt vorhanden sind und das ganze Leben hindurch für ihn Bedeutung behalten: die Stände. Der Eine von uns ist ein Bauer, der Andere ein Bürger, der Dritte ein Edelmann.

In früheren Zeiten hatten diese Stände verschiedene Stellungen und Rechte im Staat und im Leben.

Der Bauer-Stand war der unterste, vielfach gedrückt und geplagt mit Lasten, Pflichten und Arbeiten. Der Bürger-Stand war der Mittel-Stand, nicht gerade in so drückender Abhängigkeit wie der Bauer, aber doch im Ganzen für's mühsame, geplagte und kummervolle Leben bestimmt. In jeder Hinsicht war dafür gesorgt, daß der Bürger nicht hochmüthig wurde. Endlich der Adel-Stand war der ausgezeichnete, hatte Vorzüge und Vorrechte, Freiheiten und Machtvollkommenheiten.

Weil nun auf diese Weise eine göttliche Einrichtung sehr ungöttliche Früchte trug: nämlich Hochmuth und Hoffahrt der Edelleute, niedrige Gesinnung und Bedrückung der andern Stände: daher geschah es allmälig, daß mit dem Fortschritt der Zeiten die schroffe Stellung der Stände sich mildern mußte.

Allmälig erleichterten sich die Lasten, von denen der Bauer gedrückt wurde; allmälig hob sich die Achtung, in der der Bürger stand; und allmälig stieg der Adel von seinem Vorrecht herab, allein Freiheiten und Machtvollkommenheiten zu genießen.

Der Edelmann ist ein schlechter Edelmann, — so sprach man allmälig lauter, — der den Bürger und Bauer gering achtet. Aber auch der Bürger und Bauer ist ein schlechter Bürger oder Bauer, der sich im Herzen geringer oder unwürdiger fühlte, als der größte Edelmann.

Und in unseren Tagen sind Arbeit und Genuß des Lebens für alle Stände, so weit sich's machen läßt, gleich vertheilt. Und Recht ist vollends Recht für diesen wie für jenen.

Jeder Mensch muß sich mühen und redlich zusammen nehmen, wenn er wohlleben will. Die bloße Geburt ist für Keinen genug zum Glück und zur Zufriedenheit. Jeder Mensch, der Bauer wie der Bürger und der Edelmann, braucht noch ganz andere Dinge dazu: nämlich Gerechtigkeit und Edelmuth durch's ganze Leben, Demuth und Gottvertrauen im Herzen. Nicht wer als Edelmann geboren ist, gilt für einen edlen Menschen; sondern wer ein edler Mann ist, steht im höchsten Stand.

Dazu zählt der liebe Gott die Haare auf dem Kopf eines

Bauern gerade so, wie auf dem Haupte eines Edelmanns. Und thut Gott allen Menschen gleiche Ehre an, so steht's um den gewiß schlecht, der sich um seines Standes willen über Andere erhoben oder unter Andere herabgedrückt fühlt.

Wie die Königin Luise sich gegen den Hochmuth des Adels ausspricht.

Die Königin war mit dem Könige in Magdeburg.

Da lud sie alle hohen Herrschaften der Stadt und Provinz zu sich, die Generale und Präsidenten, die Majors und Geheimen Räthe.

Weil sie schon öfter in Magdeburg gewesen war, kannte sie die meisten von diesen Herren und auch ihre Frauen. Nur bemerkte sie diesmal eine junge hübsche Dame, die sie bisher nicht gesehen hatte. Sie ließ sie sich vorstellen, und erfuhr, daß sie, erst seit kurzem vermählt, die Gemahlin eines Majors sei, der bei der dortigen Garnison stand.

Die Königin ließ sich freundlich mit Jedem in ein Gespräch ein. So auch mit dieser Dame. Und bei der Gelegenheit fragte sie, was sie für „eine Geborene" wäre?

Nun muß man wissen, daß der Ausdruck: „ich bin die oder die Geborne," von einer verheiratheten Dame gebraucht, soviel bedeutet wie: „Ich gehöre durch meine Geburt der oder der adeligen Familie an." Die junge schöne Gemahlin des Majors war aber nicht adeliger Herkunft, sondern ein würdiger wohlhabender Kaufmann in Magdeburg war ihr Vater. Was sollte sie also auf die Frage antworten, die soviel bedeutet wie: „welcher adeligen Familie gehören Sie an?" In der That war sie durch das Wort der Königin in große Verlegenheit gesetzt.

Der Königin that es, sobald sie merkte, wie am unrechten Ort sie diese Frage ausgesprochen hatte, im Herzen weh; und wollte durch erhöhte Freundlichkeit den Eindruck wieder gut machen.

Aber in ihrer Nähe standen ein paar Damen von adeliger Herkunft, freilich ohne adelige Gesinnung. Die erlaubten sich im Stillen spöttelnde Bemerkungen wie etwa: „sie kann nicht sagen, was für eine Geborne sie ist; so ist sie wohl eine Mißgeburt!" und dergleichen.

Die Königin hörte das. Und ihr zarter Sinn empörte sich. Da erhob sie sich in ernster Haltung, aber voll Freundlichkeit gegen die Gemahlin des Majors. Und sprach:

„Ich weise die Gelegenheit nicht ab, die mir unerwartet geboten wird, meine Gedanken über Verhältnisse des Lebens auszusprechen, die, wie ich leider merke, noch dann und wann mißverstanden werden. Oder wollen wir wirklich einem Stande einen Vorzug einräumen, während wir wissen, daß gerade die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts aus den andern Ständen hervorgegangen sind, und daß die Quelle wahren Glückes doch nur im Herzen, und der Vorzug wahrer Ehre nur in der Tugend liegt! Es hat allerdings etwas Erhebendes und Ermunterndes, einer Familie anzugehören, deren Vorfahren schon durch Tugend und Ehre sich ausgezeichnet haben. Aber ist dies ein Vorzug eines Standes? Giebt es nicht in jedem Stande ehrenvolle Familien?"

Und indem sich die Königin besonders an jene junge Dame wandte, setzte sie mit unbeschreiblicher Freundlichkeit hinzu: „ich wünsche Ihnen, liebe Frau Majorin, alles Glück in Ihrer Ehe! Sie werden es in Ihrer Liebe finden."

Bei diesen Worten gab die Königin mit ihrem Fächer, den sie in der Hand hielt, ein Zeichen; und die Damen mußten sich verabschieden.

Wie der König bei andern Gelegenheiten dachte und handelte.

Und der König zeigte bei allen Gelegenheiten dieselbe vorurtheilslose Gesinnung. Um des Standes willen achtete er keinen Menschen höher oder geringer als den andern.

Bald nach seinem Regierungs-Antritt ging ihn ein ziemlich hoch gestellter Staatsbeamter bürgerlicher Herkunft mit der Bitte an, in den Adelstand versetzt zu werden. Der nannte diese Aenderung seines Standes eine „Auszeichnung, die er von Seiner Majestät erbitte;" und meinte, „der König möge sein Gesuch erfüllen, weil er einerseits Vermögen besitze, wovon er standesmäßig leben und seine Nachkommen ebenso ausstatten könne; anderntheils habe er durch seinen Eifer im Staatsdienst Achtung

und Anerkennung bei aller Welt erworben, so daß er ein gewisses Recht auf Gewährung habe; und um so mehr gebe er sich dieser Hoffnung hin, als — wie er wisse — Seine Majestät ihm gleichfalls besondere Zufriedenheit schenke."

Dies waren in damaliger Zeit die Gedanken, wie sie, in ähnlichen Fällen ausgesprochen, für gut und richtig gehalten wurden.

Doch was that der König darauf? Er schrieb ihm einen Brief zurück, in welchem der Reihe nach folgende Gedanken enthalten waren:

„Ich habe aus Euerm Schreiben Euern Wunsch erseh'n, in den Adelstand zu kommen. Ihr glaubt dazu durch Euer Vermögen und Eure dem preußischen Staat geleisteten Dienste ein Recht zu besitzen. Was nun zuerst die Dienste betrifft, die ein Staatsbeamter dem Vaterlande erweist: so bin ich nicht der Meinung, daß sie ein Recht zu Auszeichnungen verleihen, sondern die nothwendige Erfüllung der Pflicht sind. Was ferner Euer Vermögen betrifft: so freue ich mich, daß Ihr dadurch in den Stand gesetzt seid, Euch und Eurer Familie das Leben zu erheitern. Was aber das Vermögen mit dem Adelstand gemein hat, ist mir nicht ersichtlich. Im Uebrigen aber scheint Ihr über das, was man in unsern Tagen „Auszeichnung" nennen muß, nicht ganz richtige Begriffe zu hegen. Denn wenn Ihr meint, daß Ihr meine Zufriedenheit und bei aller Welt Achtung und Anerkennung erworben habt: so gebe ich Euch zu bedenken, ob Ihr hiermit nicht die Auszeichnung besitzet, zu der der Adelstand nichts hinzufügen könnte. Ihr werdet nach alle dem einsehen, daß ich unrecht handeln würde, in Euer Gesuch zu willigen. Jedenfalls würde es Euch und dem Staate nicht den geringsten Vortheil bringen. Uebrigens bin ich Euch wohlgeneigt, Euer König Friedrich Wilhelm."

Ein andermal kam es einem reichen Banquier zu Sinne, seinen bürgerlichen Namen in einen adeligen zu verwandeln. Er schrieb darum an den König, und begründete den Wunsch besonders durch den großen Reichthum, über den er gebiete.

„Wenn Alle so denken," sagte der König und wurde ziemlich ungehalten, „würde ich nächstens keinen reichen Bürger im

Staate haben. Und gerade darauf geht mein Wunsch, daß der Staat sich eines recht wohlhabenden Bürgerstandes erfreue.“ —

Wieder ein andermal sollte die hohe Stelle eines Regierungs-Präsidenten besetzt werden. Der Kanzler des Königs schlug dazu einen verdienten Beamten bürgerlicher Herkunft vor und meinte, es könne ihm bei dieser Gelegenheit zugleich der Adel gegeben werden. Der König aber antwortete: „Ich trage keine Bedenken, die Besetzung der Regierungs-Präsidentur zu genehmigen, da der Vorgeschlagene ein thätiger rechtschaffner Beamter ist. Seine Ernennung zum Adel aber hat mit der Stelle nichts gemein.“ —

Als der König einstmals auf einem glänzenden Balle, den ein Minister gab, bemerkte, daß eine schöne junge Dame gar nicht zum Tanze aufgefordert wurde, und vermuthete, daß sie wegen ihrer bürgerlichen Herkunft diese Zurücksetzung erfuhr: ging er selbst zu ihr, unterhielt sich lange und freundlich und führte sie zum Tanze. —

Zu seinem Hofmarschall von Maltzahn, der sich mit einer bürgerlichen Dame vermählen wollte, sagte der König: „Verschiedenheit des Standes giebt und nimmt keinen Vorzug. Auf persönlichen Werth kommt Alles an. Ich werde Ihre Frau selbst bei Hofe einführen.“ —

Wieviel Schulden in den acht Friedensjahren abgetragen waren.

Beim Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm III. hatte der preußische Staat neun und vierzig Millionen Thaler Schulden gehabt. Als der König acht Jahre regiert hatte — bis zum Jahre 1806 — da war beinahe die Hälfte jener ungeheuren Schuld abgetragen. Der Staat hatte drei und zwanzig Millionen Schulden weniger.

Dabei hatte der König nicht gegeizt und zurückgehalten, wenn es wichtige und große Dinge für Land und Volk galt. Im Gegentheil, es war mehr als sonst zum gemeinen Nutzen verwendet. Straßen waren verbessert, Kanäle gegraben, nach wenig bewohnten Gegenden waren Ansiedler verpflanzt, Sümpfe trocken gelegt, Wälder ausgerodet, abgebrannte Orte neu gebaut, Kirchen waren errichtet und Schulen dem Lande gegeben. Wo einer

Stadt, einem Dorfe eine Unterstützung vom Staate heilsam war, da war sie ihm gewährt. Hätte der König die Abtragung der Schulden mit der Noth seines Volkes erkauft, dann würden wir kein Rühmens davon machen. Aber das Volk war in Wohlstand und zufrieden.

Nein, — wodurch der König diese große Aenderung bewirkt hatte, das war allein durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit. So lebte er; so hatte er die ganze Verwaltung des Staats eingerichtet; so hatte er die Staatseinnahmen und Ausgaben in ein glückliches, dem Lande wohlthätiges Verhältniß gebracht.

Wer im Kleinen nicht treu ist, wirds auch im Großen nicht sein.

Damit wir ein Exempel am Könige nehmen und zugleich einsehen, daß man im Großen nichts leistet, wenn man nicht auch im Kleinen treu und eifrig ist, wollen wir ein paar Geschichten der Sparsamkeit und Eigenheit aus dem häuslichen Leben des Königs erzählen, die Allen gefallen sollen.

Einstmals wollte der König sich malen lassen. Der Maler sah ihn an und ihm mißfiel der Rock, den der König anhatte. Er war wohl schon ein Jahr alt, das Tuch nicht von der feinsten Sorte, und hin und wieder ein wenig abgeschabt. Da sprach er getrost: „Majestät lassen wohl einen bessern Rock holen, daß ich nach ihm den Grundriß der Zeichnung nehme.“ Aber der König war auf's äußerste verwundert und sprach: „Weiß nicht, was Sie wollen! Alte Sachen in Ehren halten! Ist noch sehr gut, werde ihn noch einige Jahre tragen.“ Und dann fuhr er fort: „Wo denken Sie hin? Mit mir ist's anders, als mit anderen Menschen. Lassen Sie sich einen neuen Rock machen; nun gut! Wenn Sie das Geld dazu haben, immerhin! Aber wenn ich die Groschen nicht spare, haben meine Unterthanen nicht die Thaler.“

Ein andermal war er in der feinsten Staatsuniform mit Hut und Federbusch ausgegangen. Es fing an zu regnen und seine Kleidung wurde angenäßt. Verdrießlich kam er nach Hause, namentlich daß der Federbusch verdorben sei. Da wollte sein Kammerdiener ihn trösten und sprach: „es kostet nur sechszehn

Groschen, den Federbusch zurecht machen zu lassen.“ Aber der König war damit sehr unzufrieden. „Nur?“ sprach er, „dächte, das wäre viel. Wenn ihr bei euern Ausgaben immer „Nur“ sagt, werdet ihr nie auf einen grünen Zweig kommen. Kommt darauf an, wofür sie ausgegeben werden. Sechszehn Groschen für einen durchnäßten Federbusch sind weggeworfen. Gebe sie lieber einem Armen.“ —

Einmal dachte eine fremde Königin unserm Könige ein ganz appartes Geschenk zu machen. Sie schickte ihm indianische Vogelnester. Solche indianische Vogelnester thun die Vornehmen, die gern feine Gerichte essen, in die Suppe, oder bereiten sie irgend wie anders: das soll ganz ausgezeichnet schmecken. Aber ein Stück von diesen indianischen Vogelnestern kostet einen Dukaten. Das ärgerte den König. „Miserabel!“ sprach er, „für so ein Ding so viel Geld auszugeben!“ Nun er sie aber einmal zum Geschenk bekommen hatte, mußte er sie doch hinnehmen. Und zu dem Mittag, da sie an die Suppe gethan werden sollten, lud er eine Gesellschaft. „Wie schmeckt Ihnen die Suppe?“ fragte er den Einen. „Sehr gut,“ antwortete er. — „Schmecken Sie nichts Besonderes daran?“ „Nein, Majestät.“ — „Wofür essen Sie denn die Fäden, die in der Suppe sind?“ „Für Nudeln,“ antwortete der Gefragte. — Da lachte der König und sprach heiter: „Muß Ihnen nur sagen, es sind indianische Vogelnester. Hab sie zum Präsent bekommen. Die Menschen haben Raupen im Kopfe: warum sollen sie nicht auch indianische Vogelnester sich in den Magen setzen?“ —

Feinschmecker waren dem Könige über Alles zuwider. Wer Leckerbissen für eine Wichtigkeit nehmen konnte, kam ihm — man weiß nicht, ob mehr lächerlich oder verächtlich vor.

Der König war freilich in seiner Jugend auch anders gehalten und gewöhnt. Wir wollen hier eine Geschichte aus etwas späterer Zeit miterzählen.

Als nämlich die Söhne des Königs heranwuchsen, geschah es zuweilen, daß sie nach Kinder Art in ihren Wünschen das Maaß der Bescheidenheit nicht hielten, das ihm wohlgefiel. Dann erinnerte er sie gern an seine Erziehung. „Ihr wollt immer hoch hinaus,“ sprach er, „und bedenkt nicht, wie es mir

in Eurem Alter erging. Ein Reseda-Töpfchen erhielt ich zu meinem Geburtstag, sechs Dreier an Werth. Und wollte mir mein Hofmeister was Besonderes zu Gute thun, so führte er mich in einen öffentlichen Garten, und ließ mir da für einen Groschen Kirschen geben, wenn's hoch kam, für zwei." —

Aber die Gewöhnung und Erziehung allein hatte es beim Könige nicht gemacht. Seine eigene innere Natur war von Klein auf dafür, das Geld zuerst zum Nothwendigen und Unerläßlichen, dann zum Wohlthätigen und Angenehmen zu verwenden, und danach die Ausgaben der Pracht und des Genusses zu beschränken.

Als der König zehn Jahre alt war, ein munterer Knabe, — es war Januar und draußen Frost und Schnee, — kam ein Gärtnerjunge auf's Schloß mit dunkelrothen reifen Kirschen: er wollte sie dem König verkaufen. „Was kosten sie?" fragte der Knabe, der wie alle Kinder gern Kirschen aß. „Fünf Thaler!" antwortete der Gärtnerjunge. „Fünf Thaler eine Hand voll Kirschen?" fragte der Kronprinz lachend: „ich mag sie nicht!" und ging hinweg.

Tags darauf wurde ihm von einem Schuhmacher erzählt, der, lange krank gewesen, nun zur Betreibung seines Geschäfts einer Unterstützung bedürftig war. „Wie viel braucht der Mann?" fragte der Kronprinz. „Zwanzig Thaler," antwortete der Kammerdiener. „Ich habe noch funfzig Thaler in meiner Kasse. Geben Sie dem Manne, was er braucht."

Was sich unterdessen in der Welt zugetragen hat.

Noch als der König Kronprinz war, — haben wir früher erzählt, — schloß sein Vater, der König Friedrich Wilhelm II., mit Frankreich Friede und löste das Bündniß mit den andern deutschen Fürsten auf. Man wird jetzt hören, ob er Recht daran gethan und was darauf erfolgte?

Denn freilich! Der Erzherzog Karl, der Bruder des Kaiser Franz II., der die deutschen Heere im Jahre 1796 kommandirte, war ein tapferer muthiger Held und eine Zeit lang schien er auch Glück zu haben. Aber gegen den General Napoleon Bonaparte konnte er doch nicht aufkommen. Der wußte Vortheile zu

gewinnen, an die kein Anderer dachte. Er durchschaute die Pläne seiner Feinde bis auf ihre geheimsten Absichten und erkannte immer sogleich, wo ihre Schwäche war. Da faßte und überwand er sie. In sechs Monaten gewann er fünf Schlachten: und wie ein verheerender Sturmwind drang er bis nach Steiermark dem Kaiser in's eigne Land. Nun blieb dem Kaiser keine Wahl: er brauchte Frieden und bat darum.

Zu Campo Formio im Jahre 1797 wurde er geschlossen. Es war ein schmählicher Friede, zu dem der Kaiser sich bequemen mußte: statt daß er, wie früher der König von Preußen, aus eignem Antriebe einen ehrenvollern hätte zu Stande bringen können.

Der Friede zu Campo Formio hatte nämlich zweierlei Artikel: einige offene, die aller Welt sogleich kund gethan wurden: und einige geheime, die eine Zeit lang verborgen bleiben sollten. In den offenen Artikeln stand: Der Kaiser tritt von seinen Erblanden die Niederlande und die Lombardei ab. Dagegen hatte Niemand was. Mit seinem Eigenthum kann Jeder schalten wie er will. Der Kaiser bekam zumal zum Ersatz für jene Länder das Gebiet der Republik Venedig.

Aber in den geheimen Artikeln standen ganz wunderbare Dinge. Da versprach der Kaiser, den Franzosen behilflich zu sein, daß sie das linke Rheinufer von Deutschland erhielten. Also alle die deutschen Fürsten, welche Land auf der linken Seite des Rheines besaßen, verrieth der Kaiser an die Franzosen. Er wollte seine Feinde, die Franzosen, unterstützen, wenn etwa seine Freunde, die deutschen Fürsten, in ihren Schaden, in die Abtretung einiger Länder, nicht gut willigen würden. Ja noch mehr, der Kaiser ließ sich hinwieder die Unterstützung Frankreichs dazu versichern, daß er ein paar Gebiete, die dem Kurfürsten von Baiern gehörten, für sich erhalte (denn damals war Baiern noch ein Kurfürstenthum).

War es unserm Könige zu verargen, daß er aus dieser Verbindung getreten war, noch bevor er solche Täuschungen erfahren? —

Zu dem Zwecke, daß alle jene geheimen Artikel ausgeführt würden, sollten nun friedliche Unterhandlungen gepflogen werden.

Und es dauerte nicht lange, da kamen die Gesandten aller deutschen Fürsten und der französischen Republik in der Stadt Rastatt zusammen.

Hier gab es ein Streiten und Verfeinden über alle Maßen. Natürlich wollten die deutschen Fürsten nichts davon wissen, daß sie ihre schönsten Landestheile verlören. Man kam nicht zu Ende. Der Kaiser hatte Versprechungen gegeben, die alle deutsche Fürsten gegen ihn und gegen einander entrüsteten.

Während man aber in Rastatt mit vielerlei Worten eiferte, trugen sich anderwärts die unerhörtesten Dinge zu. Die Franzosen führten den Papst, Pius VI., mit Heeresmacht gefangen nach Frankreich; machten den Kirchenstaat zu einer „römischen Republik;" ordneten die Schweiz gewaltsam um; vertrieben den König von Sardinien und mehr dergleichen. Da wurde doch den übrigen Mächten Europas vor Frankreich bange. Und England, Rußland, Neapel und auch Oestreich schlossen ein Bündniß gegen die Franzosen.

Also Oestreich, dessen Fürst, der Kaiser von Deutschland, nur eben mit den Franzosen freundschaftliche geheime Verträge abgemacht hatte, schloß nun wieder ein Bündniß mit anderen Mächten zum Kampf gegen Frankreich.

Bevor diese Verbindung offen auftrat, im Jahre 1799, sandten der deutsche Kaiser und der Kaiser von Rußland ihre Boten zum Könige von Preußen nach Berlin und ließen ihn fragen und auffordern: „er möchte auch beitreten."

Unser König aber antwortete: „Ich habe kein Theil an dieser schwankenden Politik der geheimen Ränke. Mein Staat bleibt selbstständig, nimmt nicht Partei. Gegen Angriffe und Gewalt wird er sich erheben. Doch selbst will er Gewalt und Angriff nicht begehen."

Die Gesandten der verbündeten Kaiser baten. Aber der König blieb bei seinem Entschluß. Da drohten sie: sie drohten, Rußland und Oestreich werde auch Preußen als ihren Feind betrachten. Aber der König hatte seinen Willen überlegt, und Nichts konnte ihn davon abbringen.

Er sprach bei sich: „ich sehe und ahne wohl mit bangem Herzen das schwere Wetter, das über Europa herziehen wird.

Auch mein Land wird es treffen. Doch vor der Zeit will ich es nicht beschwören."

Wie der Krieg auslief.

Also Rußland und Oestreich hatten nun Krieg mit Frankreich.

Und wirklich, wer sich noch der Kriege vor wenig Jahren erinnerte, der sprach diesmal: „jetzt geht's ganz anders!" Die Oestreicher siegten einmal über's andremal. Als vollends zu den Oestreichern noch die Russen stießen, und Suwarow, der General des Kaiser Paul, den Oberbefehl bekam, da wurden die Franzosen kläglich in die Enge getrieben.

Suwarow war ein Feldherr, wie man ihn im Augenblick brauchte. Als gegen ihn ein Oestreichischer General den Vorschlag aussprach: „man solle über die Stellungen des Feindes und die Wege des Landes Kundschaft einziehn!" rief er: „Ja, Kundschaft einziehn und Rathschlagen? so ist's gut für furchtsame Leute. Man meldet dem Feind, daß man auf dem Wege ist. Wer ihn finden will, der findet ihn schon. Kolonnen, eine auf die andere, Bajonette, blanke Säbel, Kugeln und Attacken sind meine Kundschaften! Ich bringe sie selbst dem Feind und verstehe mich schon darauf."

So geschah es in der ersten Hälfte des Jahres 1799.

Aber nicht lange: da zeigte sich in der Kriegführung eine merkwürdige Verschiedenheit zwischen den Franzosen und den andern europäischen Mächten. Denn die Franzosen wurden durch Unglück, das sie erfuhren, immer größer und mächtiger: dann wollten sie Alles daran setzen, den Schaden einzuholen. Dann kam Rache zur Begeisterung, Scham zum Muth: und sie mußten siegen. Als ob gar kein Zweifel wäre: so zogen sie von neuem in den Kampf.

Aber die verbündeten Russen und Oestreicher, — wie thaten es die? Kaum war ihnen ein Unglück passirt, kaum hatten die Franzosen ihnen eine Niederlage beigebracht: da wurden sie uneins. Der Kaiser Paul vergaß der Bundesgenossenschaft und

rief seine Truppen zurück. Das Unglück machte ihn verdrießlich und muthlos.

Was half es nun dem tapfern Suwarow, daß er mit wunderbarer Kühnheit und begeisterndem Beispiel seinen Soldaten vorangegangen war! Als sie einst auf einem eiligen Marsche vor der übergroßen Schwierigkeit der Berge und Abhänge, der Waldströme und Schluchten stutzten und nicht weiter wollten, hatte er sich in eine Grube gelegt und zu ihnen gesprochen: „bedeckt mich hier mit Erde und laßt mich an dieser Stelle! denn ihr seid nicht mehr meine Kinder!" Sie mußten sich schämen und gingen weiter. Was half es ihm, daß er den Fürsten-Titel erhalten hatte, „der größte Feldherr aller Zeiten und Völker" genannt worden war! Nun war er in seinem Siegeslauf gehemmt und zog getadelt und geschmäht in Petersburg ein. Vor Gram starb er.

Und mit der Sache der Kämpfer gegen Frankreich war es aus.

Denn die Oestreicher allein strengten sich wohl noch gewaltig an. Aber Napoleon kam im Siegessturm über sie, und sein Feldherr ihm zur Seite, Moreau, auch. Sie siegten und siegten wieder: bei Marengo und bei Hohenlinden. Immer weiter rückten die Franzosen. Schon standen sie zwanzig Stunden vor Wien. Da war der Kaiser ohne alles Besinnen gerade so weit, daß er um Alles wieder Friede haben wollte.

Und für die Franzosen war es die beste Zeit, ihn zu geben. Denn sie konnten nach ihrem übermüthigen Willen den Oestreichern die Bedingungen vorschreiben. Der Friede wurde im Jahre 1801 zu Lüneville geschlossen.

Hier mußte nun der Kaiser nicht bloß für sich, als Herrn von Oestreich, sondern für's ganze deutsche Reich, als dessen Kaiser, die Bedingungen zugestehen. Und es war gar nicht mehr daran zu denken, daß irgend Jemand der deutschen Fürsten Widerrede dagegen erheben würde. Abermals wurde nun festgestellt, was schon früher den Franzosen so sehr am Herzen gelegen hatte: daß alles deutsche Land links vom Rhein zu Frankreich geschlagen werden sollte.

Was daraus für Deutschland folgte.

Mehr als tausend Quadrat-Meilen, die bisher zum deutschen Reich gehört hatten, waren an Frankreich übergeben.

Alle deutschen Fürsten, welche auf der linken Seite des Rheins Land besessen hatten, sollten auf der rechten entschädigt werden. Wie war das zu machen, ohne nun wieder die andern Fürsten in ihrem Besitz zu beeinträchtigen?

Es gab ein Mittel, das man sehr wohl kannte: nämlich die geistlichen Besitzthümer und Herrschaften aufheben und vernichten: die Bisthümer, Abteien, Klöster und alle sonstigen geistlichen Stiftungen, die zum deutschen Reich gehörten. Man nennt das Säcularisiren.

Daß das geschehen könne, — an den Gedanken hatte man sich schon lange gewöhnt. Schon seit den Zeiten der Reformation hatte man damit angefangen. Daß es aber in Deutschland nun in so großem Maaße wirklich geschehen sollte, traf auf starken Widerspruch: besonders auf den des Kaisers.

Denn der Kaiser wußte, daß in den geistlichen Stiftungen die stärkste Stütze seiner Macht lag. Er sah voraus, daß, wenn alles deutsche Land erblichen Fürstenhäusern gehörte, diese dann zu weit größerer Selbstständigkeit und Hoheit, dem Kaiser gegenüber, gelangen mußten.

So ereignete sich nun das höchst Auffallende und Unerwartete, daß der Kaiser, der zuerst darein gewilligt hatte, daß das Land links vom Rhein an Frankreich übergeben würde, sich doch den Bedingungen widersetzte, unter denen es ausgeführt werden konnte. Und hieraus erfolgten weitere Mißverhältnisse.

Denn was blieb den Fürsten, die auf dem westlichen Ufer des Rhein ihr Land eingebüßt hatten, andres übrig, als sich an die Macht zu wenden, welche allenfalls dem Kaiser Gebote vorschreiben konnte? Das war Frankreich!

Und so geschah es nun wirklich. Frankreich entschied darüber, wie das deutsche Land fortan unter die erblichen weltlichen Fürstenhäuser vertheilt werden sollte.

Preußen fuhr dabei am allerglücklichsten. Denn weil es schon früher, schon im Jahre 1795 im Frieden zu Basel, seine

Besitzungen links vom Rhein an Frankreich überlassen hatte, gelang es ihm jetzt, sehr reiche Entschädigungen dafür zu gewinnen. Preußen hatte damals achtundvierzig Quadrat-Meilen eingebüßt. Nun erhielt es zur Entschädigung mehr als zweihundert! Es empfing alle Besitzungen des Kurfürstenthums Mainz, welche rechts vom Rhein liegen, das war fast ganz Thüringen; ferner die Bisthümer Hildesheim, Paderborn, Münster, Erfurt; ferner viele Abteien, Herfort, Quedlinburg, Essen, Werden; auch Reichsstädte empfing es, Mühlhausen, Nordhausen, Erfurt.

All dieser augenblickliche Zuwachs an Land und Leuten machte aber den Besonnenen nicht froh. Man dachte daran, wie es erworben war; wie man so großen Gewinn nur durch den aufgeregtesten Zwiespalt zwischen Kaiser und Reich und durch die gewaltsamste Einmischung der französischen Macht in Deutschland erhalten hatte. Ueber solchen Schaden am Ganzen hätte auch ein noch größerer eigner Vortheil nicht trösten können.

Wer in dieser Zeit unsern König sah, betrübte sich auf's herzlichste über den schwermuthvollen Blick, der auf seinem Antlitz lag. Denn er sprach in finstrer Ahnung bei sich: „ich sehe, wie alles Alte, das so lange groß und mächtig war, zusammenstürzt. Eine neue unbekannte Welt dringt aus dunkler Tiefe hervor. Werden wir vor der Prüfung und dem Gericht bestehen, das Gott über die Länder einherschreiten läßt?"

Zwei Kaiser.

Bevor die dunkle Ahnung in Erfüllung ging, ereignete sich noch manches Andere. Immer näher aber rückte das Verhängniß.

Nach allen Eroberungen, die Napoleon, der Herr Frankreichs, in Europa gemacht, war er nun Gebieter in Belgien, in Holland, in dem großen Theil von Deutschland jenseit des Rheins und in Italien. Er verfügte über Millionen von Menschen, über mehr als irgend ein Herrscher Europas. Ja, weit über jene Grenze hinaus gab sein Wille die Entscheidung und sein Wink wurde befolgt.

Auf dieser Höhe der Macht; in Frankreich der Einzige, der herrschte und gefürchtet war: durch die Unfehlbarkeit seiner Siege über Könige und Kaiser gehoben: kam er sich doch in anderer Hinsicht geringer vor als sie. Sie waren Könige und Kaiser, waren Söhne von Königen und Kaisern seit Jahren und Jahrhunderten; — er hieß Napoleon Bonaparte, war der Sohn eines unbekannten Advokaten; erst seit kurzer Zeit zum Konsul der Republik Frankreichs gewählt.

Napoleon wenigstens empfand dies mißlich, er wollte, daß es anders sei. Da setzte er in's Werk, was nach alten Sitten unmöglich schien: er setzte es in's Werk, als wenn es etwas Leichtes und kein Bedenken dabei wäre. Ließ sich zum Kaiser ernennen, sich und seiner Familie die Majestät dieses Namens für alle Zeiten übergeben. Er setzte selbst die Krone auf sein Haupt.

Zwar Ludwig XVIII., der rechtmäßige Erbe des königlichen Namens über Frankreich, der dazumal in Warschau lebte, schrieb auf einen heimlichen Brief Napoleons, in welchem dieser ihn zur Abdankung aufforderte: „ich habe alles verloren, die Ehre ausgenommen, die Ehre, die mir nie erlauben wird, mein Recht dahinzugeben, die Ehre, die mich den Rebell vom Herrscher unterscheiden lehrt.“ Aber Napoleon wurde darum doch Kaiser in seinem Lande und spottete im Herzen solcher Worte. —

So entstand hier ein neues Kaiserthum. Dort — in Deutschland — schwand ein Kaiserthum.

Denn ob Franz II. noch den Namen trug; es war doch, seitdem er die Rheinlande dahingegeben, seitdem er die deutschen Stände gegen seine Maßnahmen bei Frankreich hatte Schutz suchen lassen, als wenn der Glanz dieses Namens bald auslöschen, als wenn die Sonne dieser Herrlichkeit untergehen sollte. Jeder sah es voraus.

Da wollte Franz II. für seine Erblande die Hoheit des Kaiser-Titels retten, die er für das deutsche Reich aufgeben zu müssen fürchtete. Er folgte dem Beispiel Napoleons und nannte sich Kaiser: so lange Erzherzog von Oestreich, nun Kaiser von Oestreich.

Beides war im Jahr 1804 geschehen. Beides waren Kaiser. Aber hier: wie wenn ein Schiff in tausend Gefahren den Nothanker auswirft und sich kaum halten kann; dort —: als wenn ein anderes bei vollem Winde alle Segel hebt und weiterfährt.

Große Pläne, kleine Thaten.

Daß es so um Frankreich und Oestreich stand, fühlte und wußte jeder Mann. Dennoch ließ Oestreich gleich darauf sich von neuem bereit finden, mit Frankreich die Kräfte noch einmal zu messen. Wenn Greise zornig und aufgeregt sind, glauben sie, trotz ihrer zitternden Hände der rüstigen herausfordernden Jugend gewachsen zu sein. So täuschte sich auch Oestreich um sich selbst.

Diesmal schmiedeten England, Rußland und Oestreich zusammen ihre Pläne. England war sehr dabei interessirt. Denn es hatte Hannover an die Franzosen verloren. (Das damalige Kurfürstenthum Hannover gehörte dem König von England, Georg.) Rußland zeigte sich zum Kriege bereit, weil es überhaupt den Riesenschritten der Herrschaft Napoleons Einhalt wünschte. Und was Oestreich verlockte, können wir denken. Denn es war ganz aufgeregt, daß es soweit gekommen war: — daß des Kaisers von Frankreich Wink und Wille in Deutschland wie Befehle galten.

Das Bündniß, daß im Jahre 1805 zwischen diesen drei Mächten geschlossen wurde, nahm sich große Dinge vor. Es sollten 500,000 Mann schlagfertig gemacht werden. Man wollte nicht eher vom Kampfe ruhen, als bis Hannover an England zurückgegeben, die Republiken Holland, Schweiz, ferner die italienischen Staaten von Frankreich unabhängig gemacht, und überhaupt ein anderer Zustand der Dinge herbeigeführt sei, der allen Ländern Europas Ruhe vor dem Uebermuth Frankreichs sicherte.

So waren die Pläne. Aber die Ausführung ganz anders.

Kaum fing man an Truppen zusammen zu ziehen, — noch war man über den Augenblick nicht einig, da losgeschlagen werden sollte; England wußte noch nicht einmal, woher er das Geld zum Kriege nehmen sollte: — da kam der Kaiser Napoleon

ihnen allen schon zuvor. Im September 1805 stand er mit einem ungeheuren Heere diesseits des Rheins.

Die Staaten, die er zuerst berührte, Baden, Württemberg, erschraken vor seiner Gegenwart und wurden Bundesgenossen der Franzosen; Baiern desgleichen. Was traute sich die schwache östreichische Macht gegen diesen Feind, dessen schnelle Kräfte bei jedem Schritt wuchsen?

Dazu erschienen von Hannover und von Holland her ungeheure Truppenmassen. Die gingen auf Napoleons Geheiß durch die fränkischen Fürstenthümer, welche zu Preußen gehörten, — wir werden hernach hören, was für Folgen das nach sich zog, — und bedrohten die östreichische Macht von Norden her.

Da wurde der Ober-Feldherr der Oestreicher, der General Mack, an sich schon ein unentschlossener Mann, so unmuthig zum Kampfe, daß er die Festung Ulm, in der er sich hatte einschließen lassen, den Franzosen übergab, seine Soldaten das Gewehr strecken ließ, Pferde und Fahnen an die Franzosen verlor.

Unterdessen zogen die feindlichen Truppenmassen durch Böhmen nach Mähren.

Hier residirten die beiden Kaiser von Oestreich und Rußland, Franz und Alexander, in Olmütz, der Kaiser Napoleon ein paar Meilen davon, in Brünn: und zwischen ihnen standen ihre Heere. Zu Anfang Dezember wurde da beim Dorfe Austerlitz eine mörderische Schlacht geschlagen: die Russen und Oestreicher überwunden, die Franzosen hatten gesiegt.

Nun ging Kaiser Franz in's französische Lager und bat um Waffenruhe; Kaiser Alexander reiste nach Petersburg und begab sich der Sache; Kaiser Napoleon aber befahl schmachvolle Bedingungen des Friedens.

Das war ein Krieg von kaum drei Monaten gewesen. Denn Ende September erschien Napoleon in Deutschland. Im Oktober wurden die Armeen seiner Feinde zu Trümmern. Und in den ersten Tagen des Dezember vernichtete Eine Schlacht, zu der die letzten Kräfte zusammengerafft waren, Alles.

Das Ende vom Lied.

Oestreich wurde im Frieden zu Preßburg, der am zweiten Weihnachtsfeiertag 1805 geschlossen wurde, auf's äußerste gedemüthigt. Es verlor von seinem Gebiet, das schon so sehr geschmälert war, wiederum an tausend Quadrat-Meilen: namentlich alle seine Besitzungen in Italien, dazu in Deutschland eine Menge Grafschaften, Fürstenthümer und Herrschaften. Es war eine traurige Weihnachtsfreude, die Oestreich sich bescheert hatte.

Rußland und England sahen das Schicksal ihres Verbündeten mit an.

Oestreich wurde auf alle Art gedemüthigt. — Aber Baiern, Württemberg und Baden, die dem Kaiser Napoleon beigestanden hatten, wurden begünstigt und ausgezeichnet. Sie bekamen einen großen Theil der Besitzungen, die den Oestreichern abgenommen wurden. Dazu sollten die Kurfürsten von Baiern und Württemberg fernerhin Könige, der Großherzog von Baden Kurfürst genannt werden: und alle unumschränkte Gebieter in ihren Ländern sein. Ihrer frühern Abhängigkeit vom deutschen Kaiser wurden sie entbunden.

Waren diese neuen Könige und der neue Kurfürst unumschränkte Herren? Wer glaubt das? Der Kaiser Napoleon hatte sie in seiner Gewalt. Ihm verdankten sie Alles. Nichts konnten sie ohne ihn, geschweige etwas gegen ihn unternehmen.

Dazu waren Franzosen über all ihre Gebiete zerstreut. Die drückten den Unterthan, verhöhnten die Beamten, ließen Prinzen und Fürsten vor ihrem Hochmuth sich beugen.

Nun war es nur ein kleiner Schritt weiter, daß der Kaiser Napoleon diese Staaten ganz und förmlich unter sich zwang. Er schloß sie in ein Bündniß zusammen. Darin nahm er außer Baiern, Würtemberg und Baden auch die anderen kleinern Fürsten im Westen und Süden Deutschlands auf: Berg, Darmstadt, Nassau u. s. w. Das Bündniß nannte er den Rheinbund und sich den Protektor desselben.

Protektor heißt auf deutsch: Schutzherr. Unter seiner Schutzherrschaft verstand der Kaiser Napoleon das Recht, in ihrem Namen Krieg und Frieden zu beschließen, die Anzahl

Truppen zu bestimmen, die jeder auf seine Forderung stellen mußte.

Das Schicksal des deutschen Reiches hatte sich erfüllt. Da ließ der deutsche Kaiser Franz, wie nach beendetem Schauspiel, den Vorhang fallen.

Am 1. August 1806 hatte der Kaiser Napoleon den Rheinbund und seine Protektion über denselben aller Welt kund gethan. Nun erklärte der Kaiser Franz sechs Tage darauf: „die Pflichten meines kaiserlichen Amts kann ich hinführo nicht erfüllen. Die Krone lege ich nieder. Die Kurfürsten, Fürsten, Stände, sammt und sonders, entlasse ich ihres Eides.“ —

Mit dem deutschen Reiche war es aus.

Karl der Große vor mehr als tausend Jahren hatte den Grund zu ihm gelegt. Im Mittelalter die Hohenstaufen waren seine mächtigsten Herren gewesen. Franz II., von Oestreich, der letzte Kaiser. Und Napoleon sein Ueberwinder.

Die französische Nation legte ihm zum Dank für diese Thaten den Beinamen „des Großen“ bei.

Dritter Abschnitt.

Ein unglückliches Krieges-Jahr 1806 und 1807.

Und der Herr sprach.

Nachdem der Herr des Himmels den König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise acht Jahre des Friedens in Ruhe und Freude hatte verleben lassen, sprach er:

„Auf der Wage sollt ihr nun gewogen werden, damit ich sehe, wie schwer ich euch befinde!

„Versuchungen will ich zur Prüfung senden; auf Fragen des Gerichts sollt ihr mir Antwort geben.

„Erweisen soll sich's nun, ob ihr des Glückes würdig waret, — ob ich euch verwerfen muß!"

Da wurden die Umstände des Königreichs Preußen dermaßen verwirrt, daß der König das Unglück über sich ergehen lassen mußte, vor dem er so lange sich gesträubt hatte: den Krieg.

Anfang der Verwicklungen.

Der Anlaß der Verwicklungen, in die das Königreich Preußen gerieth, kam daher, daß Napoleon im letzten Kriege mit Oestreich und Rußland seine Truppen durch das Gebiet der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, welche damals preußische Besitzungen waren, ziehen ließ.

Preußen hatte sich in diesem Kriege, wie in allen früheren, neutral erklärt. „Neutral erklärt," d. h. es hat keine Partei ergriffen.

Zur Parteilosigkeit eines Staates gehört nach den Gesetzen des Völkerrechts, daß sein Gebiet von den Truppen weder dieser noch jener Krieg führenden Partei durchschritten werden darf. In diesem Sinne hatte der König dem Kaiser von Rußland die Erlaubniß, seine Truppen durch die östlichen Provinzen Preußens zu führen, abgeschlagen. In diesem Sinne versah sich der König eines solchen Ereignisses, daß französische Truppen durch das Gebiet seines Staates zogen, nicht im mindesten.

Dennoch — der Kaiser Napoleon brachte, was aller Welt unmöglich schien, mit leichtem Sinn zu Stande. Sein General Bernadotte zog mit ungeheurer Macht von hunderttausend Mann durch die ungerüsteten kleinen Ländchen Ansbach und Baireuth. Der Hohn am Kriegs- und Völkerrecht war verübt, bevor man sich vom ersten Erstaunen erholte.

Unser König war sogleich entschieden, mit den Franzosen ein ernstes Wort zu reden und danach zu handeln. Er öffnete die östlichen Provinzen den Zuzügen russischer Truppen; seinen Minister, den Grafen Haugwitz, sandte er zum Kaiser Napoleon: und versprach den kriegführenden Verbündeten, sich ihnen mit bewaffneter Macht anzuschließen, wenn Napoleon auf seine Vorschläge des Vergleichs nicht einginge.

Aber bei dieser Gelegenheit zeigte sich das Unglück der Unterhandlungen, der diplomatischen Wege und Kunstgriffe.

Graf Haugwitz kam in's Lager des Kaiser Napoleon, als dieser an jedem Tage eine Schlacht mit den Oestreichern und Russen erwartete. Er hoffte sie zu gewinnen und wußte, daß er mit den Preußen ganz anders reden könne, wenn die östreichische und russische Heeresmacht gebrochen war, als bevor sich diese Sache entschieden hatte. Er schützte daher allerhand Dinge vor und verhinderte, daß Graf Haugwitz vor ihn gelassen wurde.

Erst als die Niederlage bei Austerlitz den Russen und Oestreichern die Lust am weitern Kriege benommen hatte, rief er den preußischen Gesandten zu sich.

V o r der Schlacht von Austerlitz hätte der Graf Haugwitz zum Kaiser Napoleon gesprochen: „wenn du dich auf die Punkte des Vergleichs nicht gutwillig einläßt, die mein König vorschlägt, so kommen wir auch noch mit Krieg über dich!“

Statt dessen setzte sich nun der Kaiser Napoleon auf den hohen Sattel und sprach zum Grafen Haugwitz: „wenn du für deinen König nicht sogleich diese und diese Bedingungen eingehst, so werfe ich meine Heeresmacht über euer Land. Oestreich liegt zu meinen Füßen und Rußland zieht dahin. Nun soll es mir ein Leichtes sein, mit euch die Sache auszufechten!"

Graf Haugwitz war ein feiner Mann. Auf seine diplomatischen Berechnungen wußte er sich nicht wenig zu Gute. Nur Courage hatte er nicht, und Leidenschaft und Eifer hielt er nicht für Tugenden. Er überlegte: „der Kaiser Napoleon hat ganz Recht. Rußland und Oestreich werden sogleich nicht wieder mit den Franzosen Krieg anfangen. Mein König ist allein. Er wird's mit diesem Riesen nicht gut zu Ende bringen. Es sei denn d'rum!"

Die Bedingungen, welche Kaiser Napoleon dem Grafen Haugwitz vorschrieb, waren folgende: — der König von Preußen sollte Neufchatel, Cleve und Ansbach abtreten, dafür hingegen das Kurfürstenthum Hannover empfangen.

Als Graf Haugwitz noch überlegte, daß sein König bei diesem Ländertausch viel mehr als hundert Quadrat-Meilen gewönne: bedankte er sich wohl gar beim Kaiser, pries seine Freundschaft und gute Gesinnung gegen Preußen.

Ganz anders aber überlegte und empfand unser König. Ihm war es gehässig, Hannover zu empfangen, um deßwillen Frankreich und England noch im Kampfe lag. Er verwarf den Vertrag, den Graf Haugwitz unterzeichnet hatte, und sandte seinen Minister abermals zum Kaiser, nun nach Paris.

Aber Napoleon betrieb unterdessen die Gründung des Rheinbundes und seine Herrschaft über diesen mächtigen Theil Deutschlands. Bei diesem Glück, das ihm überall günstig war, und bei dieser Macht, die er ganz in seinem Dienst wußte, war nicht daran zu denken, ihn zu irgend einer Nachgiebigkeit zu bewegen. Haugwitz mußte sich abermals seinem Willen fügen und schloß von neuem einen Vertrag ziemlich desselben Inhalts.

So führte die erste Verwickelung, in die Preußen mit dem Kaiser Napoleon gerathen war, gerade zu dem entgegengesetzten Ende, als wie man erwartet und berechnet hatte. Man dachte,

es werde Krieg mit Frankreich werden. Statt dessen war ein Bündniß mit Frankreich geschlossen.

Und daß hingegen England die Besetzung Hannovers von preußischen Truppen nicht gutwillig ansehen und zugeben würde, konnte Jeder vorauswissen.

Wie das preußische Volk zum Kriege gegen Frankreich seine Zustimmung gegeben hatte.

Als im Jahre 1805 die ersten Anzeichen sichtbar wurden, daß es Krieg mit Frankreich geben würde; als der König seine Regimenter auf den Kriegsfuß setzen und marschfertig halten ließ: drang ein Jubel durch's Volk, ganz ohne Gleichen. „Gegen die Franzosen soll es gehn! die Unterdrücker des deutschen Vaterlands!" Der Gedanke gab Allen Muth und Begeisterung.

Soldaten, die auf Urlaub waren, sprachen: „wir müssen zurück! Der König braucht uns jetzt. Im Kriege giebt's nicht Urlaub. Und wenn's ihn gäbe, vor den Franzosen wollen wir ihn nicht." Sie stellten sich ungerufen zu den Fahnen.

Ein Unteroffizier, der eine Erbschaft zu erheben, drei Monat Urlaub erhalten hatte, war kaum daheim angekommen, als er hörte: „der König rüstet gegen die Franzosen!" da sprach er zu seinen Brüdern und Schwestern: „gebt mir als Erbtheil, was ich zur Reise brauche! denn ich muß wieder hin! muß meinem Könige ein ander Erbtheil holen: den Ruhm, der ihm vom großen Friedrich zugesagt!" Sie konnten ihn nicht halten. Er war in seiner Pflicht. —

Das Jahr war ein theures Jahr, die Ernte sparsam, der Kriegsbedarf groß.

Da kamen die Stände der Mark, Magdeburgs und der Pommern zusammen und sprachen, Einer für Alle: „wir wollen unserm Könige das Getreide unentgeltlich geben, das seine Regimenter brauchen!"

Kaum verlautete diese Rede der Stände in diesen Provinzen: da waren auch die andern schon versammelt und sprachen dasselbe. Bürger und Bauern, alle Klassen der Unterthanen wetteiferten, dem Könige die Opfer zu bringen, wie Jeder konnte.

Der König sprach: „mich freut und rührt, was ihr im Sinne habt. Doch daß ihr von dem Eifer und der Liebe keinen Schaden nehmt, laßt das Getreide mir, jedoch zu billigen Preisen!“

Und so geschah es. Der König bezahlte, was sie ihm angeboten, mit mäßigem Gelde. —

Konnten sich die Franzosen wundern, daß alle guten Preußen zum Kampfe gegen sie entbrannt waren? Hatten sie es nicht danach gethan?

Durch Westfalen passirte in dieser Zeit ein französischer General. Da sah er auf der Straße einen Reisewagen, der ihm gefiel. Schnell schickte er seinen Bedienten, ließ fragen, was er koste? Als ob er käuflich wäre, als ob er hingegeben werden müßte, so lautete die Frage. Aber der Herr des Wagens blieb die Antwort nicht schuldig.

„Der Wagen kostet weiter nichts als vier Kugeln!“ ließ der Präsident von Stein antworten. Und der französische General hielt für besser, vom Kaufe diesmal abzustehn. —

Am Hofe.

Auch am Hofe brachten die Unterhandlungen, wie der Graf Haugwitz sie leitete, ziemliche Mißstimmung hervor. Hier nahm Alles Partei, Damen wie Herren. Unter den Damen waren besonders zwei voll Eifer gegen Napoleon.

Die Eine war die Prinzessin Luise, die Tochter des Prinzen Ferdinand, des Bruders Friedrich des Großen, die an den Fürsten Radziwill verheirathet war: eine Dame von lebhaftem Charakter. Ihr Verstand war scharf; rasch ihre Sprache, entschieden ihre Empfindung.

Der französische Kaiser war ihr im Herzen zuwider. Sein Benehmen, sein unermeßliches Streben nach Herrschaft, seinen Hohn gegen Alles, was bisher mächtig gewesen war, legte sie seiner dunklen Herkunft zur Last. Der hochfahrende Emporkömmling war ihrer stolzen streng gehaltenen Seele verhaßt. Wenn es in ihrer Macht gelegen hätte: sie hätte gern die Unterhandlungen des Grafen Haugwitz einem andern Ziele zugeführt.

Aehnlich war ihr Bruder, der Prinz Louis Ferdinand: ein glänzender, reich begabter Geist, von rascher, lebhafter Empfindung, feurig angefachtem Muth. Er wollte den Krieg, und im Kriege sogleich die Schlacht, und mit der Schlacht sogleich den Sieg, und im Siege sogleich die Vernichtung des Gegners. Sein Gefühl sprudelte über, seine Leidenschaft hielt kein Maaß.

Das stürzte ihn bald in's Unglück und in den Tod. Wir werden davon hören.

Jetzt aber folgte ihm ein Schwarm glänzender Offiziere aus den vornehmsten Geschlechtern des Königreichs: an ihrer Spitze die Generale von Rüchel und von Blücher. Die stimmten enthusiastisch in seinen Ton. Sein schwärmerischer Geist übte eine mächtige Kraft auf Alle, die ihm nahe kamen. —

In anderer Weise gestaltete sich Ton und Stimmung in dem Kreise, welchen die Prinzessin Wilhelm, die Gemahlin des Bruders unseres Königs, um sich versammelte. Hier galt es nicht, mit Witz zu spotten, mit Hohn zu verachten. Sondern andere Beweggründe: — um das Ehrwürdige und Heilige, um Treue und Recht, Pflicht und Ehre zu retten, mußte gegen Napoleon ein geweihter Kampf eingegangen werden. —

Aber wieder ganz anders hielt sich unsre Königin Luise. Sie lebte frei von diesen Einflüssen und selbstständig in ihrer schönen, harmlosen Natur.

Das Schmerzliche, was sie empfand, blieb still in ihr. Was sie der Welt zeigte, war vertrauenvolles Wohlwollen. Gütig und versöhnend, in den tadellosen Bewegungen ihrer Seele ruhig und besonnen: so lebte sie und gewann das Erstaunen und die Bewunderung der Mitwelt. So viel man sich bemühte, sie zu größerem Eifer, zu lebhafterem Kampfe gegen Napoleon aufzuregen: sie blieb sich selbst gleich.

Und sie hatte am meisten Ursache, gegen Napoleon erbittert zu sein. Denn schon begann dieser Herr der Welt, schimpfliche Dinge und Verleumdungen gegen sie auszubreiten, vor denen Tugend und Ehre jeder Dame zurückbebt.

Die Königin Luise vergab ihrem Feinde. Warum sollte sie ihm nicht vergeben, da sie sich rein fühlte?

Noch in späterer Zeit, als schon Napoleon über Preußen gesiegt hatte und in herrischem Uebermuthe ihr und dem Könige die größten Erniedrigungen auflegte, sagte sie einer Hofdame, die eine ehrende Erwähnung des französischen Kaisers mit einem Ausdruck erbitterter Verachtung zurückwies: „Nicht so! meine Liebe. Mit Haß überwältigen wir den Schmerz nicht. Ergebung kann ihn mildern. Wir wollen des Heiligen gedenken, der für seine Peiniger betete!“

Wie die Prinzessin Luise, Partei ergreifen, konnte unsere Königin schon darum nicht, weil sie überhaupt für die Entschlüsse der Politik keinen freien Willen hatte. In ihrem Charakter lag es, den Plänen ihres Gemahls, des Königs, sich unterzuordnen. —

Und der König trat mit leidenschaftslosem, vorsichtigem und bedächtigem Schritt mitten in den Verwicklungen auf, die die Zeit um ihn spann.

Wie der Sommer des Jahres 1806 verlief.

Dem Bündniß zufolge, welches Preußen mit Frankreich geschlossen hatte, besetzten die Truppen unseres Königs am 1. April 1806 Hannover.

Was vorauszusehen war, geschah. England wollte dieses Land nicht an Frankreich einbüßen, an dessen Macht und Glück: wie viel weniger an Preußen! Preußen bekam im Juli die Kriegserklärung: und die Engländer verfuhren sogleich danach. Sie nahmen auf der See, was sich an preußischen Schiffen zeigte: sperrten den Handel und verdarben den Wohlstand.

An diesen Folgen des Bündnisses mit Frankreich mochte der Graf Haugwitz, der es geschlossen hatte, allmälig selbst merken, daß die Absicht Frankreichs dabei nicht die freundlichste gewesen sei. Napoleon hatte eben gewollt, daß Preußen in Krieg verwickelt und von Feinden belästigt würde. Die Absicht war gelungen.

Als nun Napoleon im Sommer desselben Jahres Protektor des Rheinbundes wurde, und also seine Herrschaft mitten in Deutschland bis dicht an die preußische Grenze ausbreitete,

gingen auch dem Kurzsichtigsten die Augen auf, und der Minister Haugwitz rieth nun selbst dem Könige, Schritte der Sicherheit gegen Napoleon zu thun. Namentlich, da Napoleon sich an die Spitze der süd- und westdeutschen Staaten stellte, sollte unser König unter seinem Vorsitz einen Bund der norddeutschen Staaten zu bilden suchen.

Der Gedanke wurde in's Werk gesetzt. Aber wie benahm sich Napoleon dabei? Gegen Preußen zeigte er die Miene, als sei ihm das ganz recht. Sachsen und Hessen aber, die beiden mächtigsten Staaten, mit denen Preußen sich verbinden konnte, ließ er im Geheimen warnen, drohen und abschrecken. Den Hansestädten untersagte er den Beitritt geradezu.

Dabei ließ er es nicht bewenden, sondern schritt auch bald angreifend vor. Zuerst ließ er es geschehen, das Mitglieder des Rheinbundes sich an preußischem Eigenthum vergriffen. Alsdann, als er mit England um Frieden unterhandelte, bot er, ohne mit Preußen ein Wort darüber zu wechseln, die Rückgabe Hannovers an. Also Preußen sollte um Hannover mit England Krieg führen, und dann, wenn der Kaiser von Frankreich es gut befand, das Land wieder hingeben. Unglück zu tragen, so empfand Jeder, könne man gezwungen werden, nur nicht Schande.

Unser König wollte dem Kriege nicht mehr ausweichen. Um aber so stark wie möglich gerüstet zu sein, suchte er Zeit zu gewinnen. Er sandte abermals einen Gesandten nach Paris zu Unterhandlungen. Unterdessen rüstete er, schloß das Bündniß mit dem Kurfürsten von Sachsen und ließ sich Hilfe vom Kaiser Alexander von Rußland zusagen.

Als der Kaiser Napoleon von diesen Rüstungen und Bündnissen erfuhr, achtete er nicht viel auf die Unterhandlungen, die Preußen noch erst einleiten wollte, sondern führte im Sturmschritt von überall Heere über den Rhein, forderte die Staaten des Rheinbundes zu Truppen-Stellungen auf. Und während preußische und sächsische Heere im September des Jahres am Nordabhange des Thüringer Waldes in der Gegend von Weimar und Jena sich erst sammelten, drang er eiligst immer vorwärts, zum kühnen Angriff entschlossen.

Das ganze Unglück, das über Preußen einbrechen sollte, war in der Lage dieses Augenblickes vollständig vorbereitet. Wenn zwei Feinde aufeinanderstoßen müssen, — der Eine aber wartet ab und trägt Bedenken, während der Andere kühn darauf losgeht und im Sturme des Angriffsmarsches Jeden mit sich fortreißt —: dann kann der Ausgang kaum mehr zweifelhaft sein.

Kriegsrath am 6. Oktober 1806.

Wie es den ganzen Sommer über und länger schon in Preußen gestanden hatte, nämlich schwankend, ob man Frankreich für Freund oder Feind halten sollte: gerade so stand es auch noch am 6. Oktober, als schon alle preußischen und sächsischen Regimenter zum Kampf zusammengezogen waren und man sicher wußte, Napoleon rücke in Eile dem Orte zu, wo jene Heere standen.

Wenigstens berief der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, dem das Oberkommando über alle Truppen übergeben war, für diesen Tag einen Kriegsrath in's Hauptquartier zu Erfurt, in welchem es sich gerade um die Frage handelte, ob man den Krieg nun als unvermeidlich ansehen oder erst noch neue Wendungen der diplomatischen Unterhandlungen abwarten müsse.

Und sollte man's glauben? die Ansicht der Staatsgelehrten drang im Kriegsrath durch. „Napoleon werde in diesem Kriege, für den er kein Recht nachweisen könne, den üblen Schein vermeiden, daß er angegriffen und zum Kampf herausgefordert habe."

Als ob es dem Kaiser Napoleon je auf Recht angekommen wäre! und als ob er irgend einen Schein jemals vermieden hätte, wenn er damit den Sieg zweifelhaft machte!

Genug, diese Ansicht drang durch. Die Stimmen für sie übertönten die muthvollere und entschlossenere Ansicht, die besonders vom Fürsten von Hohenlohe und vom Obersten Massenbach ausgesprochen wurde: „man müsse den Feind angreifen! die gesammte Kraft ihm entgegenwerfen!"

Vergebens ereiferten sich diese Männer. Vergebens sprach

auch der König mit ruhiger Klarheit und besonnener Entschlossenheit für die gute Sache. Er sprach so, daß fast alle sagen mußten: „Keiner hat besser gesprochen, als unser König!“ Dennoch! Die Generale glaubten wohl, der König sei noch jung; und Alles neigte sich dahin, für den Augenblick keinen Entschluß zu fassen. Man wollte abwarten, was geschehen würde.

Dem Herzog von Braunschweig war damit am meisten gedient. Er war ein alter Mann, jetzt zweiundsiebzig Jahre alt. Sein Ruhm und seine Ehre schrieb sich aus der Zeit Friedrich des Großen. Nach so langer Zeit des Lebens und der Thätigkeit war sein Körper hinfällig, sein Wille matt, sein ganzes Wesen abgespannt. Es war ein schlimmes Ding, daß dem Alter bei dieser Gelegenheit soviel Ehre erwiesen wurde, wo eine frische, entschlossene Kraft mit der Oberleitung hätte betraut werden müssen.

Am 7. Oktober 1806.

Am 6. Oktober fragte man noch, ob Krieg wäre oder ob die Unterhandlungen Frieden geben würden. Und Tages darauf wurde der Graf Tauenzien, der mit einem einzelnen, nicht besonders starken Heereshaufen weit ab vom Hauptlager bis in die Gegend von Hof vorgeschoben war, von einer zahlreichen französischen Truppen-Abtheilung angegriffen und mußte mit bedeutendem Verlust seinen Posten verlassen.

Das war ein Hauptfehler, den der Herzog von Braunschweig bei der Aufstellung der Heeresmacht begangen hatte, daß er die Kräfte viel zu sehr getrennt, weit von einander aufgestellt hatte.

Doch belehrte dieses schnell kommende Unglück den Herzog noch nicht eines Besseren.

Am 10. Oktober 1806.

Den linken Flügel der Armee kommandirte der Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen. Die

Vorhut dieses Truppentheils war dem preußischen Prinzen Louis Ferdinand anvertraut.

Einsichtsvolle Männer hatten gesagt: „der rasche feurige Prinz taugt nicht, die Vorhut zu führen. Er wird eine Schlacht liefern wollen: das darf die Vorhut nicht. Zur Vorhut gehört ein erfahrener Führer, der mit kaltem Blute hört und sieht. Laßt den Prinzen den Nachtrab befehligen! Da kann er, wenn das Schicksal schwankt, mit seinem Heldenmuth die glückliche Entscheidung bringen.“ Aber man hatte nicht darauf gehört.

Bis nach Rudolstadt war der Prinz gegangen. Da erfuhr er am 9. Oktober: „zwischen den Vorposten hier und dort gebe es Plänkeleien.“ Schnell rief er: „Ich werde den Schildwacht-Neckereien ein Ende machen. Sie sollen eine Schlacht haben!“

Und so geschah es. Am 10. Oktober rückte er früh von Rudolstadt nach Saalfeld. Hier sollte dem Feinde der Uebergang über die Brücke der Saale verwehrt werden. Von den Höhen des Thüringer Waldes kamen die Franzosen herunter. Der Prinz hatte sechstausend Mann: die Franzosen rückten fünfmal so stark immer in größeren Haufen von den Bergen herab.

Kaum wurde der Prinz ihrer ansichtig: da führte er die Seinen weit über die Brücke hinaus zum Angriff. Seine Soldaten stürmten die vordersten Reihen und warfen sie zurück.

Bald aber merkte der Prinz die wachsende Uebermacht des Feindes. Da sandte er seinen Adjutanten Nostiz zum Fürsten von Hohenlohe nach Verstärkung. Doch bevor sie ankam, waren die Franzosen schon Sieger. Nach fünfstündigem Kampfe waren die Preußen vernichtet.

An der Spitze eines Restes seiner Reiterei wollte der Prinz noch einmal einen kühnen Angriff auf die französische Kavallerie machen. Aber auch dieser Versuch scheiterte. Von der Uebermacht des Feindes wurden seine Husaren zersprengt.

Allgemein war die Unordnung und die Flucht. Der Prinz wurde mit fortgerissen. Er konnte nicht anders: auch er mußte der Uebermacht weichen.

Vor einem Hohlweg gab er seinem Pferde die Sporen. Es setzte glücklich hinüber. Aus der Ferne aber traf es ein

Schuß. Noch einige Sätze machte das Pferd und brach zusammen.

Schnell warf sich der Prinz aus dem Sattel. Seine Pistolen nahm er aus den Holstern. Bald aber war er von den französischen Reitern eingeholt. Er schoß nach ihnen; aber verwundete nur leicht.

„General, ergebt Euch!“ rief ihm der Wachtmeister zu. Guindet war sein Name!

„Sieg oder Tod!“ antwortete der Prinz, und kämpfte mit dem Säbel gegen die Reiter um ihn.

Erst einige leichte Wunden: dann einen Hieb in den Hinterkopf: und der Prinz lag zu Boden gestreckt. Der französische Reiter stieg vom Pferde und durchbohrte die Brust des Sterbenden. Dreizehn Hieb- und Stichwunden zeigte sein Leichnam.

Bis zum 14. Oktober des Jahres.

Hatte das Unglück sich einmal Bahn gebrochen, schritt es nun ungehemmt auf ihr einher.

Am 11. Oktober kamen Abgesandte der Offiziercorps nach Weimar in's Hauptquartier zum General Graf Kalkreuth. Sie sprachen: „Unserem Könige hat man die Hälfte seiner Krone schon entrissen —!“

„Halt, meine Herren!“ fiel der General ein. „Wie so das?“

„Wir wissen, was wir reden,“ sprachen die Offiziere. „Wenn der Herzog von Braunschweig das Kommando behält, wird der König auch die andere Hälfte verlieren. Die Unzufriedenheit steigt auf den Höhepunkt und wir können für nichts stehen. Es müssen Mittel gefunden werden, den König von dieser Lage der Dinge zu unterrichten.“

Der General Kalkreuth sollte die Meldung übernehmen. Er wies den Antrag aus Ehrerbietung gegen den König zurück.

Darüber blieb der Herzog bei seiner unthätigen und eigensinnigen Art. Ein Tag, — ja man muß sagen: eine Stunde verging nach der andern, ohne daß etwas Entscheidendes gewagt,

ohne daß eine günstige Wendung nur vorbereitet wurde. Die Generale, die weit von einander abstanden, empfingen keine Befehle. Der Herzog von Braunschweig vertraute ihnen seine Pläne nicht. Er war schweigsam und muthlos. Am guten Willen fehlte es nirgend, aber an der Oberleitung überall.

Zwar bewegte sich nach dem Unfall des Prinzen Louis die Armee des Fürsten von Hohenlohe hinter Jena zurück. Und die Hauptarmee kam ihr von Erfurt über Weimar nach Auerstädt näher. Daran aber, auch die Magazine näher zu rücken, dachte man nicht. Schnell nahm der Kaiser Napoleon den Vortheil wahr und schnitt die ganze preußisch-sächsische Armee von ihren Magazinen ab. Schon am 12. Oktober geschah es.

Da begann es, an Brot zu mangeln. Die Soldaten verlangten danach. Die Offiziere in der größten Gefahr meldeten es dem Herzog nach Weimar. Der Herzog gerieth in Angst und Furcht. Ein wilder Auflauf geschah in seinem Zimmer. Er warf die Schuld dem Fourage-Meister vor. Es war eine entsetzliche Verwirrung.

Als der König hinzutrat, — eine Thräne im Auge, seine Lippe bebte, — sprach er ahnungsschwer: „das kann nicht gut gehen, es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Aber die Herren wollen nicht wahr haben, was ich sehe!"

Darüber zog der Kaiser Napoleon seine Schaaren immer in engeren Linien um die preußisch-sächsische Armee. Und am 14. Oktober kam es zum schwersten Unglückstag für das preußische Königreich: zu den gleichzeitigen Schlachten bei Jena und bei Auerstädt.

Bei Jena, am 14. Oktober 1806.

Als Napoleon am 13. Oktober in der Gegend von Jena anlangte und in weiter Ferne die Aufstellung der Truppen erblickte, die unter dem Befehl des Fürsten von Hohenlohe standen, sprach er sogleich im Uebermuth seiner geistigen Herrschaft über den Anordner unserer Schlachtlinie: „Die Preußen irren sich sehr!" Er erkannte alle Fehler der Aufstellung, übersah mit Einem Blick jede Schwäche und war im Voraus des Sieges gewiß.

In der Nacht zum 14. entwarf er auf dem Landgrafenberge bei Jena den Plan zum Angriff für den morgenden Tag.

Der Fürst von Hohenlohe hielt bloß die große Chaussee bewacht, welche zu der Ebene führte, auf der er seine Truppen ausgebreitet hatte. Napoleon benutzte diese Unvorsichtigkeit. In der Nacht ließ er die unwegsamsten Stellen in den engen Schluchten ebenen, die von den steilen Anhöhen in das große Thal hinabführen. So konnten seine Geschütze von verschiedenen Seiten auf den Kampfplatz gebracht werden.

Darüber verging die Nacht in dem Lager des Fürsten ganz ruhig. Die Vorposten meldeten nichts, was Besorgniß, was die Erwartung einer Schlacht wecken konnte.

Am Morgen des 14. Oktober aber in aller Frühe erdröhnten Kanonenschüsse. Sie riefen die Regimenter in die Reihen, den Feldherrn auf seinen Posten. Der General Tauenzien kommandirte den Vortrab; der Fürst Hohenlohe hielt beim Hauptcorps; und zum General Rüchel, der drei Stunden abwärts den rechten Flügel befehligte, wurden eiligst Boten gesandt: „er soll zum Schlachtfeld mit den Seinen kommen!“

Die Kugeln fanden den Weg zu unseren Regimentern.

Aber dichter Nebel deckte die nahe Aussicht und verhüllte den fernen Feind in mattem Grau.

Das war das erste Unglück für die Schlacht. Denn den Feind fürchtet der Soldat nicht, den er sieht, mit dem Auge abschätzt und verfolgt; wohl aber den, den er nicht sieht und der ihm unvermuthet über den Hals kommen kann.

Napoleon wußte hingegen genau, wohin er die Schüsse richten lassen mußte. Er hatte den Tag vorher alle Stellungen unserer Armee erkundet. Und auch sonst, — immer kannte er die Absichten und Stellungen der Feinde genau. Denn er hielt wohl bezahlte fleißige Spione, die ihn täglich darüber unterrichteten.

Auch hierin hatte der Herzog von Braunschweig schon seit Langem viel versäumt und verdorben. Hätte er, wie sein Feind, ein Corps Spione gehalten: er hätte früher gewußt, was ihm bevorstand. Als aber vor wenig Tagen der Fürst von Hohenlohe eine mäßige Summe zur Bezahlung von Kund-

schaftern forderte, hatte er ihn gar nicht einer Antwort gewürdigt. —

Unter diesen Umständen war der Vortrab des Generals Tauenzien bald geworfen.

Allmälig schwand der Nebel und die Sonne leuchtete mit bluthrothem Schein am verschleierten Himmel.

Der Feind setzte sich im Dorfe Vierzehnheiligen fest und manövrirte von dort heraus mit großer Kraft. Der Fürst von Hohenlohe ließ die Seinen vorrücken und angreifen: die Nächsten wichen. Eine Brandkugel wurde in's Dorf geworfen. Hoch schlug die Flamme empor und mit lautem Geschrei flohen die Feinde heraus.

Zum Prinzen von Weimar, der neben dem Feldherrn hielt, sprach ein Offizier voll Mitleid: „Die armen Bauern! gehört das Dorf zu Weimar?" — „Ja," war die Antwort: „der Herzog würde es auch in Brand haben stecken lassen!"

Unterdessen ging das Feuer weiter. Offiziere stürzten und wieder Offiziere. Die Bataillons wurden immer dünner. Aber noch standen sie wie alte Mauern: zerrissen und durchlöchert; nur brechen oder stürzen wollten sie nicht.

Stunden vergingen so. Schon fing Pulver und Blei an zu mangeln. Aber man hielt Stand: denn in jedem Augenblick sollte der General Rüchel kommen, Verstärkung und mit ihr den Sieg bringen.

An einer Stelle schien es, als wollte ein Bataillon aus der Linie weichen. Der Feldherr sprengte heran: der fünfzehnjährige Sohn eines Majors, Eberhard war sein Name, begleitete ihn als Ordonnanz-Offizier. Als dieser den Junker mit der Fahne sah, wie er rückwärts trat, rief er: „Mir das Ehrenzeichen! wenn Du die Schande wählst!" und entriß ihm die Fahne. „Auf mich seht, Kameraden! Hier ist eure Fahne!"

Und so brachte er das Bataillon in die Linie zurück.

Acht Stunden lang dauerte die heiße Schlacht. Da erschienen um 1 Uhr Nachmittags zwei feindliche Kolonnen. Die stürmten den Unsern zu gleicher Zeit in die linke Flanke und den Rücken ein. Nach vergeblicher Gegenwehr mußte der Fürst den Rückzug kommandiren. Die Schlacht war verloren.

Endlich erschien der General Rüchel mit frischen Truppen. Es war zu spät.

Doch wollte der Held den Ruhm der Schlacht nicht bei sich vorüberziehen lassen. Er warf sich dem siegreichen Feind entgegen. Aber eine scharfe Batterie empfing ihn. Der General stürzte schwer verwundet nieder. Seine Truppen wurden von der linken Seite ganz umfaßt. Gegen so überlegene Feinde konnte das Gefecht nur von kurzer Dauer sein.

Der ritterliche General verließ trotz seiner Wunde das Schlachtfeld nicht. Noch ordnete er seine Truppen und sicherte ihren Rückzug. Aber das Glück des Tages war dahin.

Bei Auerstädt, am 14. Oktober 1806.

Um nichts glücklicher ging es an demselben Tage und um dieselbe Zeit zwei Meilen davon in der Gegend des Dorfes Auerstädt, wo der Herzog von Braunschweig die Hauptmasse der gerüsteten Macht, funfzigtausend Mann, aufgestellt hatte und selbst kommandirte. Der König, der Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, der Feldmarschall von Möllendorf waren bei diesem Theil des Heeres, zur Seite des Herzogs und mitten unter den Truppen.

Am Morgen des Tages setzte der Herzog von Braunschweig den Vortrab seines Heeres unter General Graf Schmettau auf der großen Straße von Auerstädt nach Kösen in Bewegung. Der General von Blücher mit 25 Schwadronen Kavallerie gehörte dazu.

Sie gelangten nicht weit. Der französische Marschall Davoust hatte mit sechs und dreißigtausend Mann den Paß von Kösen besetzt. Er empfing die entgegenrückende Abtheilung der Preußen mit Uebermacht. Schmettau's Division mußte zurück, Blücher's Kavallerie-Angriffe wurden abgewiesen. Verstärkung konnte auf den schlechten Wegen nicht schnell genug herbeigeschafft werden.

Da ritt der Herzog von Braunschweig an der Spitze der Schützen eines Grenadier-Bataillons herbei, um zu sehen, wie einer feindlichen Batterie beizukommen wäre. Eine Tirailleur-

Kugel pfiff ihn an die Stirn. Ueber dem rechten Auge drang sie ein; das linke trieb sie aus seiner Höhlung. Besinnungslos stürzte der Herzog vom Pferde.

Man hob ihn auf, bedeckte das bluttriefende Gesicht mit einem Tuche. So wurde er vor den nachrückenden Truppen vorbeigeführt. Ein entmuthigender Anblick für Alle!

Das Unglück der Schlacht war im Gange.

Denn zu gleicher Zeit wurde der Graf Schmettau tödtlich verwundet. Bald mußte auch ein anderer Divisionsführer, der Graf Wartensleben, ferner zwei General-Majors, von Wedel und von Greifenberg, und andere hohe Offiziere das Schlachtfeld verlassen. Sie waren Alle schwer und tödtlich verwundet.

Der König übertrug den Oberbefehl dem Feldmarschall von Möllendorf. Aber dieser neue Kommandeur war über die Pläne seines Vorgängers nicht unterrichtet. So ging die Einheit in der oberen Leitung verloren.

Als der Feldmarschall von Möllendorf den Rückzug der vorgegangenen Truppen befahl, verwickelten sich diese mit den heraneilenden Regimentern. Der Marschall Davoust hatte leicht kämpfen mit den Regimentern, die ganz in Unordnung gerathen waren.

Doch bald standen die Regimenter wieder und hielten sich viele Stunden lang fest wie Felsen. Gemeine und Offiziere stürzten todt zur Erde; aber ihre Nebenmänner standen. Gemeine und Offiziere wurden schwer verwundet; aber sie wichen nicht aus der Schlacht. Ihr König war mitten unter ihnen im grausamen Getümmel.

Endlich wurde der Feind doch übermächtig.

Vergeblich führte der Prinz Wilhelm noch die Reiterei zum Angriff auf die feindlichen Vierecke, die immer massenweiser andrangen. Er wurde zurückgeworfen und die Preußen mußten das Feld räumen.

Der General Graf Kalkreuth deckte noch eine Zeit lang den Rückmarsch der Truppen von Auerstädt nach Weimar.

Der König dachte am morgenden Tage die Schlacht zu erneuern. Er wußte nicht, was unterdessen eine kurze Strecke

davon mit der Armee des Fürsten von Hohenlohe vorgegangen war und noch vorging.

Wie Gewitter und Sturm war der Kaiser Napoleon schon seit zehn Jahren von Land zu Land gezogen. Wie Gewitter und Sturm hatte er auch hier bei Jena und Auerstädt getroffen.

Was für ein Ende der Herzog von Braunschweig nahm.

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel, der preußische General-Feldmarschall, war aus der Schlacht bei Auerstädt mit zerspaltenem Hirn und hinausgetriebenen Augen besinnungslos getragen.

Auf einer Bahre brachte man ihn nach Braunschweig, nach seiner herzoglichen Residenz. Er litt unsägliche Schmerzen.

Einst — als er aus einem früheren Feldzug, in welchem er die preußische Armee schon kommandirt hatte, aus dem Kriege, den der König Friedrich Wilhelm II. gegen Frankreich führte, in seine Residenz zurückkehrte, waren ihm die Seinen aus der Stadt, wie Kinder ihrem Vater, entgegengegangen. Unter Glockengeläuten, Gesang und Jubel war er zum Schloß gekommen. Hier traten die Aeltesten des Landes hervor, hoben ihren Herrn aus dem Wagen, küßten ihm Hände und Füße, trugen ihn in seinem Thronsessel hinauf in's Schloß.

Jetzt lag er da und litt unsägliche Schmerzen.

Und damit war es noch nicht genug. Bald ließ ihm der Kaiser Napoleon, dessen Siegeshochmuth jede Empfindung gegen den qualvoll sterbenden Greis erstickte, sagen: „er kenne keinen Herzog von Braunschweig mehr! Der preußische „General Braunschweig," der zwei Kriege gegen Frankreich angestiftet habe, habe die Nachkommen der früheren Herzöge von Braunschweig um ihr Erbe gebracht. Er vernichte hiermit das Herzogthum Braunschweig."

Da ließ der alte Herr vor dem Anmarsch der Franzosen sich unter dänischem Schutz nach Ottensen bei Altona bringen.

Nun war er hier im fremden Land: konnte nichts sehen, aber viel empfinden. „Ich will sterben, — Hungers sterben!" sprach er und nahm keine Arznei, kein Brot und keinen Wein.

Die um ihm waren, sprachen: „er sollte leben; solle essen, um zu leben.“ Er blieb dabei: Er wollte Hungers sterben.

Endlich gab er nach. Eine Auster reichte ihm der Arzt. Doch er empfand nicht den Wohlgeschmack. „Mensch, du giebst mir meine Augen zu essen!“ rief er, spie sie hinweg und saß unbeweglich da, zum Hungertod entschlossen.

Schon löste sich das Gehirn in seinem Kopfe auf. Es war von der Kugel ganz verletzt: und die Reise hatte Heilung nicht zugelassen. Er starb am 11. November 1806. Im Jahre 1735 am 9. Oktober war er geboren. Zu Ottensen an der Mauer der Kirche ist sein Grab.

Was die Königin auf der Flucht zu ihren Kindern spricht.

Die Königin war bis zum Morgen der unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt im Hauptquartier zu Weimar gewesen. Sie hatte mit ihrer Gegenwart den König getröstet, mit ihrem Anblick die Truppen ermuthigt. Nun reiste sie ab. Die Generale riethen es, der König wollte es so.

Sie hatte die Thore Berlins noch nicht erreicht: da war die Schreckensnachricht ihr schon voraus. Kaum hatte sie Zeit, Kleider und Sachen einzupacken, — denn Eine schlimme Botschaft überstürzte jetzt die andere —: da fuhr sie mit ihren Kindern weiter nach Stettin.

Sie weinte viel. Ihr Herz war schwer vom übergroßen Kummer. Ihre Söhne sahen sie mit ernster Frage an.

„Ihr sehet mich in Thränen,“ sprach sie zu ihnen. „Ja, ich beweine den Untergang unseres Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem eure Ahnen und ihre Generale das Königreich geschmückt haben.

„Verdunkelt ist der Glanz! an Einem Tage ward das Gebäude zerstört, an dem die großen Männer Jahrhunderte über bauten. Giebt es noch einen preußischen Staat? noch eine preußische Armee? wo ist unser Ruhm?

„Ach, meine Söhne, der Verstand eures Alters kann wohl die großen Ereignisse schon fassen und fühlen. Ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese Stunde

eurem Gedächtniß zurück! weint meinem Andenken eine Thräne! Aber begnügt euch nicht mit Thränen! sondern handelt!

„Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreit dann euer Volk von dem Vorwurf der Erniedrigung, unter dem es jetzt schmachtet! Fordert die Ehre dann von den Franzosen zurück, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, die Schmach seines Vaters einst an den Schweden rächte! Laßt euch von der Erwartung unserer Tage nicht hinreißen! werdet Männer und suchet den Ruhm der Feldherren und Helden!

„Wenn ihr diesen Ehrgeiz nicht fühltet, würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit allem Muth den niedergebeugten Staat nicht aufrichten, — ach, es wäre besser, ihr fändet den Tod wie Louis Ferdinand!"

Die nächsten Ereignisse nach den Schlachten von Jena und Auerstädt.

In den Schlachten von Jena und Auerstädt hatten die Franzosen 270 Offiziere und 7000 Mann verloren. So groß gaben die Franzosen selbst ihren Verlust an. Sie werden wohl nicht zu viel gezählt haben. Wenn auch die Preußen überwunden waren: Napoleon hatte doch die Gewalt der preußischen Waffen erfahren. Wenigstens ließ er sich angelegen sein, den Kampf mit ihnen auf jede Weise zu erleichtern.

Sogleich suchte er zu bewirken, daß der Verbündete der Preußen, der Kurfürst von Sachsen, untreu an ihnen würde. Zu den gefangenen sächsischen Offizieren sprach er am Morgen nach der Schlacht: „ich bin nicht als Feind Ihres Vaterlands gekommen. Ich will vielmehr Ihren Herrn, den Kurfürsten von Sachsen, vor dem Schaden sichern, den er durch Preußens Uebermacht nehmen würde." Und ließ sie sämmtlich frei.

Dieser großmüthigen Begegnung entsprechend, benahm sich der General von Zeschwitz, der die sächsischen Regimenter kommandirte. Ein paar Tage nach der Schlacht führte er sie in ihr Land zurück, wo sie in kurzem den Befehl ihres Kurfürsten erhielten, in die gewöhnlichen Friedensgarnisonen zurückzugehen.

Der Kurfürst von Sachsen wurde Verbündeter des Kaisers

Napoleon, trat dem Rheinbunde bei und empfing dafür den Titel „König von Sachsen.“

Dazu beeilte sich Napoleon, den Eindruck, den der Verlust einer Schlacht bei den Preußen hervorgebracht haben mußte, so schnell und so vollständig wie möglich zu benutzen.

Um das preußische Heer stand es in der That ganz hoffnungslos. Schon die Thatsache allein, daß eine Schlacht, ja zu gleicher Zeit zwei verloren waren, wirkte wunderbar. Diejenigen, welche vor der Schlacht die Uebelstände der Armee erkannt und am Siege verzweifelt hatten, waren jetzt um so muthloser. Die Anderen, welche auf Macht und Ruhm der preußischen Waffen getrotzt und mit der Hoffnung auf Sieg sich getäuscht hatten, waren mit Einem mal um alle Zuversicht gebracht. Kleinmuth, gänzliches Verzagen überfiel Alle.

Dazu kamen schon am andern Tage andere Erfahrungen, welche die übelsten Wirkungen hervorriefen. Die Anstrengung aller Soldaten, welche den Kampf ausgehalten, gleich darauf und die Nacht hindurch auf dem Rückzug nicht zur Ruhe kommen konnten, stieg bis zur höchsten Ermattung, zum Unmuth der Gleichgültigkeit und Verzweiflung.

Der Rückzug wurde überdies in der größten Unordnung ausgeführt: auf Seitenwegen, wo Stopfungen unvermeidlich waren, wo die einzelnen Abtheilungen sich kreuzten und hemmten. Auch war für den Fall, daß die Schlacht verloren ging, kein Sammelplatz bestimmt. So gingen die Einen dahin, die Anderen dorthin. Und Viele verloren sich ganz.

Bei den Resten des Heeres aber, die zusammen blieben, vermißte man zu viele der höchsten, tapfersten und einsichtsvollsten Generale, die alle verwundet von dem Orte der Entscheidung hatten weichen müssen.

Als nun über alles dies die nächsten beiden Tage noch neues unerhörtes Unglück meldeten, stieg der üble Zustand auf den höchsten Grad. —

Zuerst in Erfurt ereigneten sich am 16. Oktober unter den Augen eines nahen Verwandten des königlichen Hauses, des Prinzen von Oranien, unter den Augen eines allgemein verehr-

ten kraftvollen Feldherrn, des Generals von Möllendorf, Dinge, die bisher unmöglich galten.

Der General von Möllendorf war nach der Schlacht von Auerstädt, obwohl verwundet, nicht von dem Kommando seiner Abtheilung gewichen. Unkundig über den Ort, wohin der König die Truppen geführt haben wolle, wandte er sich nach Erfurt. Hier lag eine streitfähige Besatzung; bei ihr der Prinz von Oranien. Durch den Zuzug des Generals von Möllendorf sammelten sich 8000 Mann in der Stadt. Durch zwei starke Schlösser ist sie geschützt und kann einem Angriff trotzen. Da erschien ein französisches Corps unter dem Marschall Ney vor ihren Thoren. Und ohne daß das Mindeste zu ihrem Widerstand versucht wurde, ließ man sich auf Unterhandlungen ein. Die Besatzung mußte kriegsgefangen die Waffen niederlegen.

Es lag in dieser That die erschreckte Stimmung der ganzen Armee. Jeder dachte: „es ist Alles verloren!“ Und gewiß, Muth und Vertrauen war verloren.

Als die Besatzung unter dem Verwahrsam von mehr als vierhundert Franzosen zur Gefangenschaft abgeführt wurde, dachte freilich der Lieutenant Hellweg mit seinen funfzig Husaren: „wir müssen die Kameraden befreien!“ Er fuhr auf dem Wege nach Eisenach wild über die Franzosen her: funfzig über vierhundert. Wie im Sturmwind stoben die Feinde dahin und 8000 gefangene Preußen waren wieder frei.

Bei Halle, wo der Herzog Eugen von Würtemberg mit den preußischen Truppen, die er kommandirte, ein reiches Magazin sicher stellen wollte, ergab man sich nicht so schnell wie in Erfurt. Doch als der Marschall Bernadotte die Artillerie feuern ließ, mußten die Preußen in der Stadt weichen. Nur am Giebichenstein und bei Kröllwitz kämpften noch drei Bataillone. Die schossen, so lange sie Kugeln hatten. Endlich aber drangen die Franzosen doch in die auseinander gerissenen Massen der Preußen. Ein Junker mit der Fahne sollte sich den Franzosen ergeben, die ihn umringten. „Mich sollt ihr haben,“ rief er, „nur die Fahne nicht!“ Er brach sie entzwei, riß das Tuch von der Stange und warf sich mit der Ehre des Regiments in die Saale. Die Fahne war der Sarg, mit dem er sich begrub.

Die Preußen hatten in diesen Gefechten am 17. Oktober viel über 4000 Mann verloren.

Die Preußen auf dem Rückzug, die Franzosen in Berlin.

Die Hauptmasse des preußischen Heeres, bei der sich der König befand, wandte sich von den Schlachtfeldern über den Harz nach Magdeburg. Während dieses Marsches empfing der Fürst von Hohenlohe den Oberbefehl über die gesammte Armee. Der König verließ die Truppen und eilte, die Macht seiner östlichen Provinzen aufzubieten.

Sogleich sandte der Fürst von Hohenlohe einen Eilboten nach Magdeburg und befahl dem Kommandanten: „er solle schleunigst Anordnungen treffen, ihn mit den Resten der Armee aufzunehmen und zu verpflegen.“ Unter dem Schutze der Festung wollte der Fürst die Armee ordnen und zum Kampfe stärken.

Als er darauf am 20. Oktober in Magdeburg eintraf, fand er nichts eingerichtet, nichts besorgt und ausgeführt. Vielmehr war in den Straßen der Stadt die Bagage in einander gefahren und aufgehäuft. Die Truppen konnten nicht durchmarschiren. Alles war in der größten Unordnung. Und der Kommandant erklärte: „die Magazine der Festung reichen nur für die eigene Besatzung. Er könne die Truppen vom Schlachtfeld nicht aufnehmen.“

Nach Kriegs Gebrauch und Gesetz hätte der Fürst von Hohenlohe den Kommandanten von Magdeburg unter gewaltsamen Mitteln Pflicht lehren müssen. Das aber war die Verwöhnung des langen Friedens, daß man schneller und kraftvoller Entschlüsse kaum mehr fähig war.

Der Fürst von Hohenlohe zog vor, Magdeburg alsbald zu verlassen, den Marsch nach Stettin anzutreten und zu versuchen, ob diese Festung ihm den Schutz gewähre, den Magdeburg abgeschlagen hatte. Stettin ist etwa von Magdeburg vierzig Meilen entfernt. Mit den erschöpften Truppen konnte der Marsch nicht unter acht bis zehn Tagen ausgeführt werden.

Während die Preußen so viel Zeit verloren, um nur einen

Ort zu finden, wo die Armee wiederhergestellt, gestärkt und verpflegt werden könne, vollführten die Franzosen ganz andere Dinge. Kein Hinderniß stellte sich ihnen in den Weg, als sie von dem Orte ihrer Siege die Richtung nach der preußischen Hauptstadt nahmen.

Bald waren sie in Wittenberg. Napoleon ließ die verfallenen Festungswerke ausbessern, legte eine starke Besatzung hinein. Er wollte hier einen Halt für seine Kriegs-Unternehmungen haben.

Von dort ging es weiter über Potsdam nach Berlin. Am 25. Oktober hielt der Marschall Davoust, der Sieger bei Auerstädt, an der Spitze seiner Truppen den Einzug. Das war der Ehrenlohn, den Napoleon seinem Marschall für die Standhaftigkeit in der Schlacht zuerkannte.

Desselben Tages rückte eine kleine Abtheilung Franzosen unter Marschall Lannes vor die Veste Spandau. Er umschloß sie. Der Kommandant versuchte keinen Widerstand. Die Nachrichten von Jena, Auerstädt, von Erfurt, Halle, von Wittenberg und Berlin hatten auch in seiner Seele die Ueberzeugung geweckt: „es ist Alles verloren.“

Der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau.

Wer da weiß, wie die Städte im Lande liegen, der giebt zu, daß die gerade Straße von Jena nach Stettin über Potsdam und Berlin führt. Diesen Weg marschirten die Franzosen. Unsere Truppen machten einen Umweg von ungefähr 20 Meilen über den Harz und Magdeburg.

Wenn man ferner bedenkt, daß die Preußen niedergeschlagen und entmuthigt waren, überall auf Hindernisse und Unannehmlichkeiten stießen; daß dagegen die Franzosen freudetrunken weiter drangen, daß aus Furcht vor ihnen alle Städte und Dörfer Quartier, Brot und Fleisch für ihre Soldaten bereit hielten: dann bekommt man einige Hochachtung vor dem, was unsere Truppen bei so schlimmen Umständen doch geleistet haben. Denn — erst kurz vor Stettin, bei der Stadt Prenzlau, wurde

die Heeresmacht des Fürsten Hohenlohe von den Franzosen eingeholt.

Eben als die ersten preußischen Truppen die Vorstadt betraten, zeigten sich auf der Straße von Templin französische Kavalleriemassen.

Der Marschall Lannes, der den feindlichen Truppentheil befehligte, schickte Einen seiner Offiziere zum Fürsten von Hohenlohe und ließ ihm sagen: „der König von Preußen unterhandle mit dem Kaiser Napoleon um Waffenstillstand; der Fürst solle sich jedes Widerstandes begeben und seine Soldaten das Gewehr strecken lassen.“

Der Fürst von Hohenlohe wies diese Zumuthung zurück, schickte aber seinen General-Quartiermeister, Oberst von Massenbach, zum Marschall Lannes, sowohl um die Stärke der Franzosen zu erkunden, als auch um zu erfahren, ob die Nachricht vom Waffenstillstand wahr sei. Denn der Bevollmächtigte des Königs sollte sich in der Nähe der französischen Truppen befinden.

Während Oberst von Massenbach mit diesen Aufträgen abwesend war, ließ der Fürst von Hohenlohe seine Truppen durch die Stadt Prenzlau marschiren und gab ihnen auf der andern Seite feste Stellung.

Es dauerte nicht lange, da kam der Oberst von Massenbach mit den beunruhigendsten Meldungen zurück: „die Franzosen ständen in bedeutender Ueberzahl zwischen Prenzlau und Stettin; man könne nicht weiter ziehen, ohne die gefahrvollsten Gefechte zu bestehen.“

Der Fürst von Hohenlohe überlegte, ob er mit seinen ganz ermatteten Truppen den Kampf eingehen solle, da trat der Befehlshaber der Artillerie vor ihn und erklärte: „es fehle an Kugeln und Pulver; jede Kanone könne höchstens fünf Schuß abfeuern.“

Dies allein hätte entschieden. Aber um die Noth vollends groß und unübersteiglich darzustellen, verpfändete der französische Offizier, der zur Unterhandlung anwesend war, sein Ehrenwort: „daß auch der Rückzug der Truppen unmöglich sei; dort würden sie gleichfalls von den Feinden empfangen werden.“

In dieser Lage kam auch über den Fürsten von Hohenlohe, der so lange Muth und Standhaftigkeit bewahrt hatte, Ermattung und Hoffnungslosigkeit. Er willigte in die Uebergabe der Waffen und Mannschaft. 16,000 Preußen wurden Kriegsgefangene der Franzosen. Der Haupttheil der Ueberreste der preußischen Armee war dem Feinde übergeben.

Mit leichter Mühe gewannen die Franzosen darauf auch kleinere Heerhaufen des Hohenloheschen Corps bei Pasewalk und bei Anklam.

Stettin, Küstrin, Magdeburg.

Als der Kommandant von Stettin, ein alter, schwacher General, der Generallieutenant von Romberg, diese Dinge erfuhr, sandte er einen Offizier seiner Garnison zum Könige, der weit ab davon war, und ließ fragen: „was er thun solle, wenn die Franzosen die Uebergabe der Festung forderten?"

Als ob er's nicht gewußt hätte! — Lange bevor der Offizier zurückkam, hatte er schon beschlossen, wie es ihm am Besten schien. Kaum waren die ersten französischen Husaren bis an die Außenwerke der Festung geritten: da unterschrieb er ihre Uebergabe. Stettin mit 6000 Mann Besatzung, 160 Kanonen und reichen Magazinen fiel in die Hände der Franzosen.

Hier wirkten Schwäche des Alters, Muthlosigkeit des Augenblicks. Schimpflich aber ging es in Küstrin her.

Am 1. November Vormittags setzte sich der Kommandant der Festung, der Oberst von Ingersleben, in einen Kahn und fuhr auf die andere Seite der Oder. Da kam ihm ein französischer Offizier entgegen. Sie gingen zusammen in ein Haus der Vorstadt. Als er nach kurzer Zeit von diesem geheimen Gespräch zurückkehrte, hatte er die Festung dem Feinde verrathen.

Seit dem Anfang November lagerten die Truppen des Marschalls Ney auch um Magdeburg und schlossen die Festung ein. Vier und zwanzig tausend Mann waren ihre Besatzung; Artillerie, Pulver, Kugeln, Lebensmittel, Alles war im Ueberfluß vorhanden. Alles! nur nicht Muth und Ehre.

Der Kommandant, durch Kriegsthaten in früheren Jahren

rühmlichst bekannt, nun ein schwacher Greis, der General von Kleist, hörte von der Uebergabe der Hohenloheschen Truppen, und von dem Fall Stettins und Küstrins. Da glaubte er, auch Magdeburg könne nicht gerettet werden. Es schien ihm Grausamkeit, die reiche Handelsstadt der Verwüstung preiszugeben. Die Festung wurde auch den Franzosen überlassen.

Es war noch nicht ein Monat, seitdem der Krieg begonnen. Und schon hatten die Franzosen alles preußische Land bis zur Oder inne.

Der Kaiser Napoleon schrieb an seinen Marschall Mürat, den Großherzog von Berg: „Da Ihre Husaren Festungen einnehmen, so habe ich nichts mehr zu thun, als meine Ingenieure abzudanken und meine schwere Artillerie einschmelzen zu lassen."

Der General Blücher in Lübeck.

Durch alle diese schmählichen Ereignisse leuchtet nur Eine Ehrenthat hindurch. Und die war vom General von Blücher ausgeführt.

Der General von Blücher stand, während des Marsches von Magdeburg nach Stettin, unter dem Oberkommando des Fürsten von Hohenlohe. Er kommandirte den Nachtrab und war gewöhnlich eine Tagereise von der Hauptmasse, bei der der Fürst von Hohenlohe sich befand.

Am 29. Oktober, am Tage nach der Unterwerfung des Fürsten, war er schon auf dem Marsche nach Prenzlau begriffen, als er die Ereignisse des vergangenen Tages erfuhr.

Das ging ihm wie eine Wunde in's Herz. Aber er kurirte sie schnell. Er überlegte: „der König ist mit seinem Feldmarschall, dem Grafen Kalkreuth, nach Osten über die Weichsel gegangen. Hier, in der Mitte des Königsreichs, verlassen ihn seine Feldherrn, verrathen ihn seine Kommandanten. Wird in diesem Lauf der Dinge nicht Einhalt gethan, so ziehen die französischen Schaaren alle durch die offenen Provinzen dem Könige nach. Und ehe er Zeit hat, die Festungen dort zu proviantiren, und ehe sein Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland, ihm Unterstützung bringt, ist Alles zu Schanden."

Und sogleich sprach er zu seinen Soldaten: „wir müssen den Feind von der Verfolgung des Königs abziehen. Zum Kapituliren ist noch immer Zeit. Und gebe Gott, sie tritt nie ein! Muß aber kapitulirt werden, so ist's besser, an der Weser, noch besser am Rhein, als an der Oder. Also vorwärts, Kinder, nach dem Westen!"

Und sogleich führte er die Soldaten in's Meklenburgische. Er hatte ungefähr 10,000 Mann bei sich.

Als der Kaiser Napoleon von dieser Wendung des General Blücher erfuhr, merkte er sogleich, welch großes Hinderniß ihm dadurch in den Weg gelegt wurde. Statt daß er dem Könige von Preußen mit allen Truppen nachziehen konnte, mußte er nun erst sorgen, daß ihm selbst nicht eine bewaffnete Macht im Rücken bliebe. Und um die bedenkliche Sache mit allem Nachdruck abzumachen, sandte er drei seiner Feldherrn, den Großherzog von Berg, den Marschall Bernadotte und den Marschall Soult hinter ihm her. Der Großherzog von Berg trieb ihn auf der linken, der Marschall Soult auf der rechten Seite und Bernadotte drängte ihn im Rücken.

Doch bevor diese Corps nahe an ihn kamen, empfing Blücher noch einige Verstärkung, indem die preußische Abtheilung, welche der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar führte, hinter Strelitz bei Dambeck unvermuthet auf ihn stieß.

Nun dauerte es nicht lange, da war er von den französischen Heerhaufen ganz eingeengt. Er manövrirte rechts und links. Fast täglich hatte er Gefechte zu bestehen: bei Wahren, in der Gegend von Schwerin bei den Dörfern Kriwitz und Fähre, bei Salitz und anderwärts. Nur nicht mit der gesammten Macht der Feinde wollte er sich im offenen Felde messen. Selbst hinter dem Schutze starker Vertheidigungswerke konnte er auf einen glücklichen Ausgang aller Wahrscheinlichkeit nicht rechnen.

Darüber konnte er seine Leute nur auf's kümmerlichste verpflegen. Viele sanken vor Hunger nieder und waren todt. Täglich mußte er vierzig und mehr Schwache und Kranke zurücklassen.

So kam er am 5. November vor Lübeck an und rückte ein.

Wenn es in der Stadt Einen gegeben hätte, der die

Preußen haßte, so hätte er diesen Soldaten doch seine Theilnahme nicht versagen können. Seit vierzehn Tagen waren sie immer den Franzosen gegenüber gewesen. Und auch jetzt sollten sie nicht Zeit haben, den Hunger zu stillen und von der Anstrengung der Märsche zu ruhen. Der Feind war dicht hinter ihnen.

Aber der Magistrat der Stadt war seit langer Zeit in ununterbrochener Sitzung auf dem Rathhause. Er wußte durch Vorboten, was über Lübeck kommen würde, und überlegte, was im Augenblick der Noth zu thun sei. Als nun die Preußen einrückten, verweigerte der Rath jede Art der Kriegsleistung. Nicht Quartier, nicht Verpflegung, nicht Besetzung, noch Befestigung ihrer Thore und Wälle wollten sie gestatten.

Da erschien der General Blücher selbst auf dem Rathhause und sprach: „wir weichen nicht von hier! es bleibt uns gar nichts anderes übrig!" Er sprach es so derb, daß die Bürger wohl nachgeben mußten. Die Soldaten bekamen denn Quartier und etwas Kost. Und Einige konnten sich ein wenig ruhen, derweil die Anderen Geschütze auffuhren, Thore und Wälle befestigten und besetzten.

Tages darauf, am 6. November, rückten die Franzosen vor. An allen Thoren entbrannte Geschütz- und Tirailleurfeuer. Es gewährte für's erste den Franzosen keine besonderen Vortheile.

Nur am Burgthore, — da liegen der Stadt gegenüber ziemliche Anhöhen, von denen der freie Raum bis zum Thore beschossen werden kann. Hier pflanzte der Marschall Bernadotte seine Artillerie auf. Von Anbruch des Tages bis Mittag ließ er feuern, Schuß um Schuß. Endlich zu Mittag dachte er: „nun sind die Bataillons am Burgthor wohl genug erschüttert!" Und kommandirte zum Angriff im Sturm. Aber die preußische Infanterie wies ihn zurück. Auch das zweitemal und auch das drittemal. Endlich als mit verstärkten Kräften der vierte Sturmangriff erfolgte, mußte sie weichen. Und die Franzosen drangen in die Stadt.

Aber nur schrittweise gingen die Preußen zurück. Hinter

jeder Ecke, jedem vorstehenden Gebäude stellten sie sich wieder auf, hemmten die Franzosen und thaten ihnen Abbruch.

Doch zu gleicher Zeit hatten die Franzosen auch das Mühlthor erstürmt und drangen nun von verschiedenen Seiten in die Stadt. Da entbrannte der entsetzlichste Kampf der schwächeren Preußen gegen die übermächtigen Feinde. Die Preußen wurden beinahe aufgerieben.

Blücher zu Rosse an der Spitze der Reserve versuchte noch, seine Ueberwältiger aus der Stadt zu treiben. Mehrmals gelang es ihm, eine Straße weit sie vor sich her zu jagen. Aber immer wuchs die Masse, die von draußen zuströmte.

Da mußte er, — er konnte nicht anders, er befahl den Rückzug und führte ihn durch das Holsteiner Thor aus.

Kaum war es geschehen, kam aber Scham und Reue über ihn, Betäubung und Wuth. Er wollte Lübeck wieder erobern. Er wollte mit seinen ganz aufgelösten Kräften gegen den achtmal so starken Feind stürmen.

Nur mit Mühe gelang es, ihn davon abzubringen. Was er wußte, wollte er nicht gestehen. Endlich — mit Widerstreben mußte er bekennen: „Weiß Gott, wir sind total vernichtet! wir haben nur wenig Leute. Aber von Allem, was sie brauchen, nichts: nicht Pulver, noch Blei, noch Brot, noch Fourage.“

Und er mußte ein Abkommen mit den Franzosen schließen.

Die Bedingungen waren zwischen ihm und den französischen Generalen besprochen. Da sollte die Verhandlung auch auf Papier gebracht werden. Blücher wollte diktiren und vornean schreiben lassen: „Weil ich Leute, Pulver, Kugeln und Alles daran gesetzt habe und nichts mehr ausrichten kann,“ — da fielen ihm die französischen Generale in's Wort: „das ist nicht also in der Art! Wir schreiben keine Gründe in unsere Siegesakten.“

Empört rief da der Held: „So wollt ihr mich beschimpfen? Als ob ich noch was hätte, gegen euch zu kämpfen! Und doch —! Wenn ihr die Gründe nicht schwarz auf weiß bringen wollt, schlage ich mich, und wäre ich ganz allein nur übrig!“

Die Franzosen sahen, es war ihm ernst, und suchten ein

Auskunftsmittel. Sie sagten: „er solle selbst die Gründe zu Ende mit seiner Namensunterschrift verbinden.“

„Das ist mir gleich, ob's vorne oder hinten steht, wenn's alle Welt nur lesen kann!“

So kam denn der Vertrag zu Ratkau, einem lübeckschen Dorfe, am 7. November zu Stande. Blücher war nun Kriegsgefangener, wurde aber bald gegen den französischen General Victor, den die Unseren gefangen genommen hatten, ausgewechselt.

An seinen König schrieb der General: „Ich lebe der inneren Ruhe, welche das Gefühl, die Pflicht erfüllt zu haben, einflößt.“

Den König verlangt, das Wort des Herrn zu hören.

Während dieser Ereignisse war der König in die östlichen Provinzen gekommen und leitete die Ausrüstung neuer Heere.

Als er in Königsberg war und von all dem Unglück erfuhr, von der Uebergabe der Festungen, von der Schwäche seiner Feldherrn und von dem Verlust der Regimenter: da kam es einen Augenblick wie Verwunderung und Erstaunen über ihn. Er fragte: „wie war es möglich, daß es so geschah? wie konnten meine Generale mich verlassen? wie kam es, daß die Riegel der stärksten Festungen so leicht zerbrachen?“

Er stand nachdenklich da, festen Blicks und unveränderlich.

Dann sandte er einen Boten zum Bischof der Provinz, Borowsky war sein Name. „Der Diener Gottes soll zu mir kommen! Mich verlangt, das Wort des Herrn zu hören.“

Der Bischof trat vor den König, das Buch des Herrn in seiner Hand.

„Enthülle der Diener des Herrn mir die Geheimnisse Gottes!“ sprach der König zu ihm. „Mich verlangt, das Geheimniß dieser Zeit zu hören, meines Unglücks, meiner Schmach, des starken Schreckens, das durch die Welt geht, und der elenden Schwäche, auf die es trifft!“

Da schlug der Bischof im heiligen Buche den Propheten Daniel auf und las eine Stelle. Darin steht geschrieben: „Der König sah ein großes hohes Standbild, erschrecklich anzusehen. Es war eines gewaltigen Menschen Gestalt. Sein Haupt von

feinem Gold; Brust und Arme Silber; Bauch und Lenden waren Erz; die Schenkel Eisen; jedoch die Füße waren zweierlei: Thon und Eisen. Da kam ein Stein geschleudert, schlug an des Bildes Füße und zermalmte sie. Nun fiel Alles durcheinander: Eisen, Thon, Erz, Silber und das Gold. Wie Spreu auf der Tenne wurde es vom Wind verweht: man konnte es nirgend finden.“

Als der Bischof diese Stelle gelesen hatte, schlug er das Buch zu und schwieg. Aber der König sprach: „wer deutet mir das Gleichniß! was spricht der Herr damit?“

Und der Bischof hub von neuem an und sprach: „Des Menschen gewaltige Gestalt ist ein Gleichniß für meines Königs Heeresmacht, wie sie war und wie es ihr ergangen. Sie war eine hohe große Gestalt, erschrecklich anzusehen. Ihren Namen nannte Jeder; vor ihrer Kraft erzitterten die Völker.

„Das Haupt dieser erhabenen Gestalt ist von reinem Golde: — denn ist mein Herr, der König, nicht dem Golde zu vergleichen? der König, dem des Himmels König den Abglanz seiner Majestät geliehen?

„Brust und Arme der Gestalt sind von Silber: — dies sind die Generale, die Obersten und Hauptleute der Armee, denen der König Geld und Gut, Vertrauen und Ehre gegeben hat.

„Der Bauch der Gestalt ist von Erz und die Schenkel von Eisen: dies sind die übrigen Offiziere der Armee und die Soldaten mit ihrem Schwert und Degen, mit ihren Spießen und Gewehren.

„Aber die Füße der Gestalt, die das Ganze tragen, sind zweierlei, eines Theils Thon und andern Theils Eisen. Beides aneinandergefügt, hält nicht zusammen, fällt auseinander. Das bedeutet: — daß das Heer aus Miethlingen bestand, die man hier und dort geworben; daß man auf der Straße, wen man gut und groß befand, zum Heere nahm; daß wer der Eltern Zucht entlaufen, das Heimath-Haus gering geachtet, zum Dienst des Königs tauglich achtete. Unter diesem Heer und seinen Führern bestand kein inneres Band, Vertrauen nicht und Liebe.

„Als da ein Stein herangeschleudert kam: zerfiel die hohe Gestalt und brach zusammen. Seine Stücke wurden vom Winde

verweht, daß man sie nirgend finden konnte. Alles, was Zwang und grausame Folter zusammengehalten hatte, — von außen war es groß und prächtig; von innen aber wurmstichig und nichts wie lockrer Thon, dem Eisen beigesellt."

Als der Bischof mit diesen Worten schwieg, sprach der König: „Des Herrn Wort ist streng und wahr. Ich habe es lange gefühlt. Doch Noth erst giebt Erfahrung und lehrt den Fehler bessern."

Und der Bischof sprach weiter: „des Herrn Wort enthält noch eine Lehre voll Hoffnung und voll Glaubens. Mein König entlasse, wen er gemiethet und bezahlt! Des Königs Volk, das um die Liebe, um Treue und Ehre kämpft, das bilde er zum Heer! den Vater retten seine Kinder: das Vaterland die Landeskinder."

Da sprach der König — und Glaube und Vertrauen glänzte aus seinen Blicken —: „wann kommt die Zeit, daß ich dies thun kann? Vom Feinde ist das Land besetzt, vom Feind das Volk geknechtet. Wann sendet mir der Herr die Stunde?"

Der Bischof aber sprach: „wenn seine Zucht zu Ende ist."

Und der König kehrte in sich. Er faltete die Hände und betete: „Herr, laß Deine Zucht in Gnaden über mich ergehen!"

Der König von Preußen verwirft den Waffenstillstand, den der Kaiser Napoleon eingehen will.

Um diese Zeit, zu Ende November, schlug der König sein Hauptquartier zu Ortelsburg, einem Städtchen in Ostpreußen, auf.

Da sandte der Kaiser Napoleon einen General zu ihm und ließ ihm Waffenstillstand antragen.

Die Bedingungen, unter denen der Kaiser den Waffenstillstand gut heißen wollte, waren folgende: „Die Franzosen besetzen das preußische Land bis zur Weichsel und auf der anderen Seite dieses Flusses die Festungen Danzig, Graudenz, Thorn und andere Orte. Von Schlesien ein großer Theil, namentlich Glogau und Breslau, soll gleichfalls den Franzosen überliefert werden. Dazu solle der König von Preußen sich verpflichten, daß

die russischen Truppen, welche ihm zur Hilfe herbeirückten, aus seinem Lande entfernt würden."

Als der König diese schmachvollen Bedingungen des Waffenstillstandes las, sprach er bei sich: „dieser Waffenstillstand, den der Kaiser Napoleon mir vorschlägt, führt nicht zum Frieden. Der Kaiser will die Hilfe eines Verbündeten und die Macht mir rauben, die ich sonst noch habe. Er will Winterquartiere in Ruhe für seine Armee gewinnen und in guter Jahreszeit den Kampf von neuem führen."

Und schnell war er entschlossen, den Waffenstillstand nicht anzunehmen.

Thränen und Trost der Königin Luise.

Die Königin war bei ihrem Gemahl im Hauptquartier zu Ortelsburg.

Sie litt unsäglich unter dem Unglück des Königreichs. Seit den Schlachten von Jena und Auerstädt war sie auf der Flucht: getrieben und geängstigt durch die Welt, von immer neuem Schrecken verfolgt und immer weiter von Ort zu Ort gejagt.

Da nahm sie am 5. Dezember in der tiefsten Bekümmerniß ihr Tagebuch und schrieb:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

„Ihr führt in's Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein, —
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Ihr waren während des Schreibens Thränen in die Augen gekommen. Still wischte sie sie ab.

Dann aber setzte sie sich an das Klavier, das man in ihr Zimmer gestellt hatte, und sang mit leiser Stimme:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.

„Der Wolken, Fluth und Winden
Bestimmte Ziel und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß wandeln kann.“

Und als sie von diesem Gesang wieder aufstand, war ihr Auge klar, ihre Seele heiter. Gott hatte ihr Kraft gegeben, noch größerem Unglück gefaßt entgegenzugehen.

Bis zur Schlacht bei Eilau am 8. Februar 1807.

Die Polen in Posen und Warschau, die dem König von Preußen den Unterthanen-Eid geschworen hatten, hatten sich dem Kaiser Napoleon bei seiner Annäherung freiwillig in die Arme geworfen. Sie sprachen: „er wird uns ein Retter von preußischer Knechtschaft sein!“ und waren ganz begeistert für ihn. Eiligst stellten sie viele tausend Mann zu seinem Heere. Die sollten den König von Preußen schlagen helfen.

Dieser hingegen empfing von seinen Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander von Rußland, Unterstützung: starke gerüstete Heere.

Darüber gingen aber die Franzosen über die Weichsel, sowohl oberhalb bei Warschau, als auch näher bei der Mündung des Flusses.

Im Dezember des Jahres 1806 gab es einige hartnäckige Gefechte zwischen Russen und Franzosen in der Warschauer Gegend, besonders bei Pultusk. Im ganzen aber war der Winter der Kriegsführung nicht zuträglich. Meistens hielten sich die Truppen ruhig in ihren Quartieren, die sie in Dörfern und Städten bezogen.

Erst zu Anfang des Monats Februar im Jahre 1807, als die feindlichen Truppen in der Gegend des preußischen Städtchens Eilau nahe aufeinander kamen, schien es zu einem ernsten Schlage kommen zu müssen.



Franzosen waren dort siebzigtausend Mann zusammen, Russen nur etwas über fünfzigtausend. Das Kommando führte der General von Bennigsen. Und das preußische Corps, das zur Unterstützung der Russen erschien, betrug kaum zehntausend Mann.

Nachdem schon mehrere Tage vorher kleinere Gefechte stattgefunden hatten, entbrannte am 8. Februar dicht bei Eilau ein heißer Kampf.

Napoleon zu Pferde nahm seinen Platz auf dem Kirchhofe der Stadt. Es war dichtes Schneegestöber den ganzen Tag.

Die russischen Kanonen begannen zu feuern, als noch die Dämmerung nicht gewichen war. Die französischen antworteten lebhaft. Nach einiger Zeit versuchten die Franzosen einen Angriff. Aber sie wurden zurückgetrieben: die russischen Geschütze feuerten mörderisch darein.

Endlich zur Mittagszeit führten die Franzosen wüthende Anfälle aus. Die Russen mußten zurück.

Nun aber erschien das kleine Corps der Preußen unter General von Lestocq. Und verbunden mit den Russen trieben sie die Franzosen wieder vor sich her. Der Kampf dauerte unter höchster Anstrengung, bis die Dunkelheit völlig eingetreten war.

Beide Theile waren erschöpft, der Sieg unentschieden. Napoleon freilich behauptete: „er habe gesiegt.“ Und um dies der Welt glaubhaft zu machen, blieb er viele Tage lang unbeweglich in der Gegend des Schlachtfeldes stehen, während die Russen und Preußen nach Königsberg gingen.

Ob er in seinem Herzen dieselbe Ueberzeugung gehabt habe: darüber wird die folgende Erzählung einiges Bedenken erwecken.

Anträge des Kaisers Napoleon an den König von Preußen.

Bald nach der Schlacht von Eilau erschien der General Bertrand, als Abgesandter des Kaiser Napoleon, beim Könige von Preußen und sprach wunderliche Dinge zu ihm.

Er erzählte: „sein Herr, der Kaiser Napoleon, nehme den herzlichsten Antheil an dem Unglück des Königs und seiner Familie.“

„Ei", dachte der König bei sich: „will der Kaiser durch süße Redensarten mich verlocken und bethören?"

Und Bertrand sprach weiter: „mein Herr, der Kaiser von Frankreich ist entschlossen, die preußische Monarchie auf's schnellste wiederherzustellen."

„Das ist sehr unerwartet!" dachte der König: „der Kaiser im erbittersten Kampfe gegen mich: und doch will er mein Königreich wiederherstellen. Lasset die Bedingungen hören!"

Und Bertrand antwortete: „der Kaiser erwartet nur, was Euer Majestät gewiß aus eignem Antrieb zum Wohle Ihres Volkes thun wollen. Der Kaiser wünscht, daß Euer Majestät sofort über Frieden mit ihm verhandeln. Der Kaiser verspricht, die günstigsten Bedingungen zu stellen."

„Und Rußland?" fragte der König.

„Rußland bleibt bei dem Frieden außer Betracht," antwortete der französische General.

„Rußland ist mein Verbündeter, und also bin ich — Rußlands Verbündeter. Ueberleget wohl, Herr General, was der Kaiser fordert, wenn ich ohne Rußland Frieden schließen soll. Jedoch — Ihr sollt die Antwort morgen haben."

Darauf entfernte sich der General Bertrand.

Und der König ging mit seinem Minister, dem Freiherrn von Hardenberg, zu Rathe.

Als dieser den Antrag des französischen Kaisers hörte, sprach er sogleich: „ein Friede mit dem Feinde ohne den Bundesgenossen ist Untreue und Verrath an diesem. Ich glaube nicht, daß jemals Glück aus solchen Handlungen erwächst."

„Das ist mir aus der Seele!" antwortete der König. „Lieber von dem Feinde vernichtet, als an dem Freunde ehrlos!"

Und der General Bertrand bekam den Bescheid, daß der König von Preußen auf die Anträge des Kaisers Napoleon nicht eingehen könne.

Der Krieg in Schlesien.

In der Provinz Schlesien stand es mit den Preußen von Anfang an schlecht.

Und hier gerade hätte es besser gehen können. Denn sieben starke Festungen sind im Lande, und viel Waffen und Soldaten lagen darin. Dazu waren die Feinde, die darüber herfielen, gar nicht so gewaltig. Napoleon selbst ließ die Provinz bei Seite liegen und sandte nur bairische und würtembergische Regimenter, die vom Rheinbund her in seinem Dienste waren.

Aber es fehlte hier wie anderwärts ein kriegslustiger Oberkommandant. Als im März 1807 der Graf Götzen hinkam, war schon zu viel verdorben und verloren. Breslau, die Hauptfestung, war im Januar an die Feinde gefallen; darauf auch die Festungen Brieg und Schweidnitz.

Zwei andere freilich, Neiße und Kosel, hielten sich tapfer. Ihre Kommandanten hatten Muth und Ehre.

Der von Neiße war ein Greis von ein und siebzig Jahren, der Oberst von Neumann. Als die Feinde Bomben in seine Festung warfen, sagte er: „das ist natürlich! wenn eine Stadt belagert ist, wird sie beschossen!" — Als seine Soldaten krank wurden, sprach er: „das kann nicht anders sein! wenn das Essen mager ist, müssen die Leute krank werden." — Als viele von seinen Soldaten wegliefen (er hatte in seiner Besatzung viel Polen), sprach er: „Dank Gott, daß wir die untreuen Knechte los sind!" Nur seine Festung übergab er nicht. Darüber starb er selbst, der ein und siebzigjährige Greis. Aber sein Nachfolger, der Oberst von Puttkammer, hatte einen guten Vorgänger gehabt. Er wollte in keine andern Fußtapfen treten, als in die des Oberst Neumann.

Zuletzt freilich mußte Neiße doch übergeben werden.

Bevor dies geschah, wagte Graf Götzen manche Kriegsthat. Er wollte Breslau den Feinden wieder entreißen. In Gewaltmärschen sollten Truppen dorthin geführt werden. Aber die Feinde trafen auf den Zug und warfen ihn zurück. Nun entstand ein heißer Kampf. Die preußischen Reiter mußten weichen. Die preußische Infanterie wankte schon. Da warf sich der Lieutenant von Clausewitz, und hinter ihm seine kleine Compagnie, — sie hatten keine Gewehre, bloß Jagdflinten waren in ihren Händen, — doch warfen sie sich auf eine ganze Bataillonsmasse. Im wüthenden Handgemenge

wurden die Feinde überwältigt. Auf dieses Beispiel kamen die anderen Preußen wieder zu Muth und Kraft. Bald mußten die Feinde in wilder Flucht Geschütze, Fahnen und Gefangene den Preußen lassen. So ereignete sich's bei Kant unweit Breslau, am 14. Mai 1807.

Doch dies war nur der Ruhm des tapfern Lieutenant Clausewitz und seiner kleinen Kompagnie. Im Ganzen waren die Feinde in Schlesien doch im Vortheil.

Außer der Festung Kosel waren zu Ende des Krieges nur zwei andere, Glaz und Silberberg, von den Preußen besetzt.

Kolberg.

In der Provinz Pommern geschahen außer bei Kolberg nicht viel Waffenthaten.

Hier waren alle Eines Sinnes, Bürger und Soldat. Alle wollten dem Könige Treue bewahren und lieber Hab und Gut verlieren, nur nicht der Seele Ehre und Gewissen. So kam es, daß man oft nicht wußte, ob der alte Oberst von Loucadou mit Schärpe und Degen oder Joachim Nettelbeck im schlichten Bürgerrock Kommandant der Festung war.

Joachim Nettelbeck war ein ehrsamer und preiswürdiger Bürger; er war bald siebzig Jahre alt. Aber das Herz schlug ihm, wie hinterm Panzer. Es war Alles bei ihm auf dem rechten Fleck. Und so wie er, waren alle Bürger in Kolberg: eine starke, gesunde Pommersche Art.

Was wir im ganzen Kriege nicht erlebt haben, geschah hier. Auf eignen Sinn und Willen that sich ein freies Corps auf, zum Trutz dem übermächtigen Feinde, zu Ehren dem niedergebeugten Vaterlande.

Verwundet war der junge Lieutenant von Schill aus der Schlacht von Auerstädt nach Kolberg gekommen. Er sollte hier geschützt und gepflegt werden. Aber bald waren seine Wunden heil und er sprach: „es ist wohl Zeit, daß ich euch schütze und pflege.“

Ein paar Leute hatte er unter sich. Mit denen fiel er die Feinde in der Umgegend an, nahm ihnen Mehl und Brot,

Geld und Gold, und brachte es zur Stadt, den eignen Soldaten zur Labe.

Am 6. Dezember hatte er schon zwanzig Bewaffnete, die ihm auf Leben und Tod folgten. Funfzig französische Reiter und funfzig französische Infanteristen standen ihm an diesem Tage gegenüber. Er sprengte sie mit seinen Zwanzigen auseinander und machte Viele gefangen.

Bald wurde seine Schaar größer. Als ihm im Januar 1807 der König die förmliche Erlaubniß gab, ein eignes Corps zu bilden, war er kein Freibeuter mehr, er war Befehlshaber mit des Königs Willen und Befugniß. Im Februar zählte seine Schaar sechshundert: Alle wohl bewaffnet und beritten. Er führte Kanonen und schwere Kugeln mit sich her.

Als es im März nicht länger verhindert werden konnte, daß die Feinde, die in starken Massen herbeigezogen waren, die Festung einzuschließen begannen, besetzte Schill mit seiner Schaar das Gehölz, das zwischen der Stadt und der Seeküste liegt und sorgte, daß die Festung nicht vom Meere getrennt wurde.

So ernsthaft auch die Belagerungswerke der Feinde betrieben wurden, so lebhaft die Granaten in die Stadt flogen: man behielt den guten Muth.

Im April kam auch der Major von Gneisenau und wurde Kommandant der Festung. Der betrieb die Vertheidigung noch eifriger, als schon vorher geschehen war.

Den ganzen Mai und Juni über wurde wacker hin und her geschossen. Die Franzosen wollten Ruhm gewinnen; aber die Kolberger wollten ihn nicht lassen.

Da begannen ihnen Pulver und Kugeln zu fehlen und viele ihrer Kanonen waren verdorben.

Der kluge Lieutenant von Schill hatte das vorhergesehen, und bei Zeiten einen Offizier nach England geschickt. Nun kam das Schiff und landete bei Kolberg. Vierzig Kanonen brachte es aus England; für jede Kanone dreihundert Schuß; dazu zehntausend Gewehre und drei Millionen Patronen. Das war ein kostbares Schiff. Die Kolberger wollten sich bis in den Tod nicht ergeben.

Jedoch als der Juni anfing, am ersten Tage des Monats,

feuerten die Franzosen mit unerhörter Heftigkeit. Sie gewannen den Raum zwischen Küste und Stadt. Von allen Seiten bombardirten sie, dreißig Stunden lang ohne Unterbrechung. Schon gab man in Kolberg auf, alle Brände zu löschen. Doch der alte Nettelbeck war noch immer unter ihnen und sorgte, daß die Stadt nicht ganz eingeäschert wurde.

Und als die Feinde zu Mittag am 2. Juli in gewaltigem Sturm auf die Stadt losrannten, standen die Kolberger Soldaten überall fest und wichen nicht.

Die Franzosen drängten immer heftiger. Aber Kolberg wollte sich nicht ergeben.

Da erschien Nachmittags um drei Uhr aus dem Hauptquartiere des Königs in Ostpreußen ein Offizier und meldete: „der König von Preußen und der Kaiser Napoleon haben Waffenstillstand geschlossen."

Und Kolberg war gerettet.

Danzig.

Nicht so glücklich ging es der Festung Danzig, wie sehr sie um des Muths ihrer Bürgerschaft, um der Ehre ihres Kommandanten und aller Soldaten es werth gewesen wäre.

Seit Anfang März lagerten die Feinde umher und schlossen sie ein. Ihr Kommandant war der preußische General Graf Kalkreuth: der Graf von Kalkreuth, welcher vor vierzehn Jahren Mainz von den Franzosen zurückerobert hatte.

Kaum hatten die Feinde einige Belagerungswerke aufgeführt, da mutheten sie ihm an, er solle die Festung übergeben. Der Graf verbat sich jede Erwähnung der Sache. „Er wisse allein, wann Zeit dazu! und wünsche, daß sie niemals eintrete."

Seinen Offizieren, die an den Thoren Wache hielten, untersagte er, irgend einen Brief vom Kommandeur der Franzosen anzunehmen.

Aber der Marschall Lefèvre versuchte es doch.

Als die Belagerung beinahe zwei Monate gedauert hatte und alle Brandkugeln die Stadt nicht wankend machten, wollte er den Kommandanten abermals probiren. Er schrieb einen

höflichen Brief: „Der Graf möchte die schöne und reiche Stadt nicht ganz verderben! möchte von der Vertheidigung abstehen! Danzig den Franzosen räumen!“

Als die wachthabenden Offiziere an den Thoren die Annahme verweigerten, ließ er ihnen sagen: „Der Brief betreffe nicht die Stadt Danzig; sie möchten ihn nur ungesäumt an den Grafen gelangen lassen.“ Die Offiziere glaubten, der Marschall spräche die Wahrheit, und gaben ihn dem Kommandanten.

Der Graf Kalkreuth aber schrieb folgende Antwort:

„Mein Herr Marschall! Ihr Adjutant hatte den Offizieren, die an den Thoren Aufsicht hatten, versichert, daß Ihr Brief Danzig nicht beträfe. Auf diese Zusicherung haben sie ihn wider mein Verbot angenommen. Ihnen, Herr Marschall, ist meine Ansicht in Bezug auf Ihre Aufforderung schon bekannt: und ich hatte eine so hohe Meinung von Ihnen, daß ich mir schmeichelte, Sie würden sie ehren. Als erfahrener Krieger wissen Sie, Herr Marschall, so gut wie ich, daß kein Gouverneur Anträge anhören darf, bevor nicht der Hauptwall durch eine Bresche für zwölf Rotten in Front gangbar ist. Und ich bin sehr entfernt zu glauben, daß es Ihnen Ernst sein könnte, von einem Mann von Ehre eine Schandthat zu erwarten. Sie wollen, daß ich sie zu Gunsten der Danziger begehe. Alle Einwohner sind wie ich ruhig, die weiteren Begebenheiten des Krieges abzuwarten. Alles, was ich vermag, besteht darin, daß ich Ihr Schreiben dem Könige, meinem Herrn, zufertige.“

Darüber ging aber in Danzig das Pulver aus. Die Ufer der Weichsel, welche zwischen der Festung und der Ostseeküste liegen, waren von den Franzosen gewonnen worden. So konnten sie verhindern, daß ein englisches Schiff, das mit dreihundert Centnern Pulver befrachtet war, in die Stadt kam. Die Preußen mußten mit jedem Tage sparsamer schießen: und die Franzosen konnten immer ungestörter an ihren Angriffswerken arbeiten.

Da trat denn das gefürchtete Ende ein.

Am 22. Mai waren die Feinde so weit, daß sie in den Graben der Festung hinabsprangen. Die Bresche im Hauptwall für zwölf Rotten in Front war da. Was nun noch erfolgen

konnte, wäre Morden und Plündern gewesen. Das gehörte nicht zur Pflicht und Ehre des Grafen Kalkreuth.

Er übergab am 24. Mai die Festung den Franzosen; aber unter den ehrenvollsten Bedingungen, die in diesem Kriege von einer Festung erworben sind. Die Besatzung durfte frei abziehen, verpflichtete sich nur binnen Jahresfrist nicht wider die Franzosen zu dienen.

Der König hatte darüber alle Hochachtung vor dem Grafen Kalkreuth und erwies ihm besondere Ehre.

Graudenz.

Graudenz ist eine kleine Festung. Wir wollen auch nur eine kleine Geschichte von ihr erzählen. Mancher kennt sie schon. Aber in diesem Buche soll sie doch nicht fehlen.

Zum General von Courbière kamen die Franzosen und sprachen: „der König, dein Herr, ist aus dem Lande vertrieben. Drum gieb uns deine Festung willig. Denn uns gehört sie doch."

Aber der General von Courbière antwortete: „ich glaube euch Schelmfranzosen nicht! Und wäre es wahr: so bin von nun an ich in Graudenz König."

Und er blieb in Graudenz König trotz all der französischen Feldhaubitzen bis zum Frieden von Tilsit. Da gab er Graudenz wieder an seinen Herrn, den König von Preußen.

Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807.

Unter den Heeren, die gerüstet in Ostpreußen standen, kam es — kleinere Gefechte ausgenommen — nicht eher zur Schlacht, als am 14. Juni bei Friedland. Hier fiel die letzte Entscheidung.

Schon vorher hatten Bewegungen und Verstärkungen der französischen Armee stattgefunden. Man merkte, der Kaiser bereitete einen neuen Schlag. Immer stellten sich feindliche Regimenter den Russen in den Weg, schwächten sie durch Neckereien und Gefechte.

Auch bei dem Städtchen Friedland sollte ihnen der Marsch

verwehrt werden. Da stellte der General Bennigsen seine fünf und funfzig tausend Mann zum Kampfe auf.

Indessen lange Zeit kam es zu weiter nichts, als zum Feuer der Artillerie. Der russische Feldherr scheute den Sturm zu beginnen. Erst Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr entschied sich der Kaiser Napoleon zum Schlachtangriff. Es war noch Zeit genug, die Russen vollständig zu schlagen.

Der Mond am Himmel und über ganz Friedland die hohen lodernden Flammen leuchteten den Siegern zur Verwüstung. Die Russen waren wohl um 16,000 Todte und Verwundete und um achtzig Geschütze gebracht.

Die Königin schreibt einen Brief an ihren Vater.

Schon vor der Schlacht bei Friedland hatte sich die Königin nach Memel begeben. Sie wollte dem Ort der Schlachten nicht so nahe sein.

Drei Tage nach dem unglücklichen Ereigniß schrieb sie von dort an ihren Vater, den Herzog von Meklenburg:

„— Auf's neue ist ein ungeheures Ungemach über uns gekommen und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. — Wie mir dabei ist, können Sie denken. Aber ich beschwöre Sie bei Gott, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Dinge sind es, die mich über Alles erheben: der Gedanke, daß wir in Gottes Hand stehen; und der Trost, — wir gehen mit Ehren unter. Wie das stärkt, wird der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt.

„Ich gehe, sobald die Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen den Augenblick bestehen, da ich über die Grenzen des Reichs muß. Kraft wird es erfordern. Aber ich richte meinen Blick zum Himmel auf, von wo alles Gute und Schlimme kommt: und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Ich ertrage Alles mit der Ruhe und Gelassenheit, wie sie reines Gewissen und feste Zuversicht geben. Deßwegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und

Glück bedrückt, nicht so froh ist, wie wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust: und er wird noch immer Ursach zur Freude haben.

„Noch Einmal, bester Vater, zu Ihrem Trost! nie wird Etwas von unserer Seite geschehen, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich.“ —

Der Brief mußte mehrere Tage liegen bleiben, weil stürmische Winde das Auslaufen des Schiffes verhinderten, mit dem er befördert werden sollte. Als sie darauf am 24. Juni ihn wirklich absandte, fügte sie noch einige Worte hinzu. Da hieß es unter andern:

„— Mein Glaube kann nicht wanken: nur zu hoffen wage ich nicht mehr. Auf dem Wege des Rechtes leben und sterben; wenn es sein muß, Brot und Salz essen: nie werde ich ganz unglücklich sein. Nur zu hoffen wage ich nicht. Wer so von seinen Himmeln heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen.

„Kommt das Gute —, kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde. Aber ich erwarte es nicht. Kommt das Unglück, — es wird mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen. Aber beugen kann es mich nicht, so lange es nicht verdient ist.

„Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen. Da komme ich aber nicht hin: denn wir stehen hoch.

„Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschheit nichts über mich.“

„Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter Luise.“

Wie der Friede eingeleitet wird.

Nach der Schlacht von Friedland ließ der Kaiser von Rußland seine Heere allmälig näher an die russische Grenze ziehen. Bald waren sie an den Niemen gekommen. Dies ist der Grenzfluß zwischen Rußland und Preußen. Da setzten sie über und waren im russischen Lande. Der König von Preußen war von der Hülfe seines Bundesgenossen verlassen.

Der Kaiser von Rußland dachte: „ich führe diesen Krieg zum Nutzen eines Bundesgenossen; doch mir gereicht er zum Schaden. Lenke ich nicht bald zum Frieden mit dem Kaiser Frankreichs, so wälzt sich der Krieg auch in mein Land. Durch meine Heere habe ich das Unglück des Königs nicht verhüten können. Vielleicht, daß mir gelingt, durch friedliche Verhandlung ihm günstige Bedingungen zu erwirken!"

Kaum hörte Napoleon von diesen Absichten des Kaisers Alexander, da sandte er Eilboten zu ihm und ließ sagen: „es ist mir von Herzen willkommen, endlich Friede zu gewinnen. Nach Friede steht mein Sinn beständig. Ich danke dem Kaiser Alexander, daß er meinen sehnlichsten Wünschen entgegenkommt."

Darauf kamen die beiden Kaiser zusammen und sprachen miteinander. Es war, als wären sie in Friede und Freundschaft aufgewachsen. So verstanden sie sich und waren Ein Herz und Eine Seele.

„Wir konnten miteinander kämpfen?" fragte der Kaiser Napoleon. „Frankreich muß im Westen, Rußland muß im Osten herrschen. Zwei Herren in Europa! Zwei Gleiche! und zwei Brüder!"

Es war, als läge die Ehre jedes Einen in der Freundschaft des Andern: so schienen sie, Einer wie der Andere, mächtig und groß: so waren sie gleich liebenswürdig und zuvorkommend.

Da hatte unser König einen schweren Stand. Das Herz des alten Bundesgenossen wollte ihm abtrünnig werden. Er aber hörte nicht auf, ihm zu vertrauen. Und ging auf seinen Rath, mit dem Kaiser Napoleon Frieden zu schließen, ein.

In der preußischen Stadt Tilsit sollte der Friede verhandelt werden. Da kamen die drei Fürsten zusammen und berathschlagten über die Bedingungen, unter denen er zu Stande käme.

Wie es zur Reise der Königin von Memel nach Tilsit kommt.

Als der Friede verhandelt wurde, dachte der Kaiser Napoleon, unser König werde sich tief vor ihm beugen. „Du hast Macht über mich!" werde er sagen, „aber wende sie zur Gnade!"

Doch unser König stand nie vor einem Menschen niedrig.

Er sprach: „Gott hat mich geschlagen! Sein Wille vollende mein Geschick!“ Dies gab ihm Kraft im Herzen und Vertrauen zu seiner Sache.

Dem Kaiser aber schien er stolz und hoffährtig. Und im Herzens Uebermuth sprach er bei sich: „ich will dem Könige hier an seines Reiches Grenze den Stolz vergelten; will ihn durch Alles höhnen, was ich ihm zumuthe und gewähre!“

Und bald fielen ihm noch andere Dinge ein.

Er dachte: „es ist mir nicht genug, daß ich den König überwunden habe. Man spricht von seiner Königin, von ihrer Seele Hoheit, und daß in Ehrfurcht Jeder sich ihr beuge. Es will im Herzen mich verlangen, auch die Königin zu sehen.“

Die um ihn waren, sein Minister Talleyrand, und Andere antworteten: „Ei, Sire! Ihr geht einen schlimmen Kampf ein!“ und suchten ihm es auszureden.

Der Kaiser aber blieb bei seinem Vorsatz. —

Lange bevor dieser Wille des Kaisers verlautete, sprach unser König bei sich voll Betrübniß: „die Friedensunterhandlungen drücken schwerer auf mein Herz, als der Krieg mit allen unglücklichen Schlachten. Der französische Kaiser ist gewissenlos: er fordert pflicht- und ehrverlassene Bedingungen. Verwandte, Freunde soll ich hinterlisten und verlassen. Ich fühle: ich habe nichts gemein mit diesem Kaiser. Wäre mein holdes Weib in dieser schweren Prüfung hier! Sie würde mit ihrer Liebe und Demuth mich trösten, mit ihrem Glauben und Vertrauen mir Muth und Hoffnung geben.“

Kaum merkten die Generale und die Räthe des Königs, daß er mit diesem Gedanken umging, da sprachen sie unter sich: „es wäre wahrlich gut, wenn unsere Königin hier wäre. Vielleicht, daß ihre Freundlichkeit und Anmuth Einiges über den Kaiser Napoleon vermag und uns den Kampf der Friedens-Unterhandlungen erleichtert!“

Und zum Könige sprachen sie: „So wollen wir unsere Königin mit Bitten angehen, von Memel nach Tilsit zu kommen.“

Und so geschah es. Der König schrieb einen Brief an seine Gemahlin und schickte einen General zu ihr. Der redete ihr mit Ehrerbietung zu.

So schwer es der Königin wurde, in die Nähe des Mannes zu gehen, der ihr so viel Kränkungen zugefügt, so viel kummervolle Stunden bereitet hatte, und das unbefangene Glück ihres Lebens zerstört hatte, — weil es ihr Herr und König wollte und weil seine Räthe meinten, es könne dem Lande und Volke zum Nutzen gereichen, machte sie sich auf die Reise und fuhr nach Tilsit.

Ihr Herz war schwer bewegt. Während der Reise nahm sie ihr Tagebuch und schrieb:

„Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott. Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich. Aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“

Die Königin in Tilsit.

Am 4. Juli des Abends traf die Königin in Puktupöhnen ein. — Puktupöhnen ist ein Dorf unweit Tilsit, in welchem der König von Preußen während der Friedens-Unterhandlungen wohnte.

Als sich hier Beide sahen, der König und die Königin, fielen sie einander in die Arme und sprachen: „an unsere Liebe, unser höchstes Glück kann er doch nicht reichen.“ Und waren herzlich froh, wieder bei einander zu sein.

Alsbald am andern Morgen schickte der Kaiser Napoleon einen General, den Herrn von Caulaincourt, als Boten zur Königin und ließ sagen: „Ihre Majestät die Königin möchte ihm die Ehre erweisen, das Mittagsmahl anzunehmen. Er werde nach ihrer Ankunft in der Stadt ihr zuerst den Besuch erstatten.“

Und sogleich sandte er einen achtspännigen Staatswagen und eine Abtheilung von Dragonern der Garde in den glänzendsten Uniformen. Er ließ die Königin bitten, sich in seinen Wagen zu setzen und das Geleite seiner Garde anzunehmen.

Bald nachdem die Königin und ihr Gemahl in der Stadt Tilsit angekommen waren, verfügte sich der Kaiser Napoleon in ihre Wohnung.

Er dachte, in dreister Unbefangenheit zu reden, das Unglück gering zu schätzen und empfindlicher zu machen. Er hielt eine Gerte in der Hand, schwenkte sie hin und her.

Doch als er die Königin sah, ihr klares herrschendes Auge, ihre hohe sichere Haltung, den ruhigen, in aller Sanftmuth stolzen Blick: da stutzte er ein wenig, ward verlegen und befangen.

Schnell kam ihm die Königin zuvor, bedauerte in höflichen Worten, daß er die unbequemen Treppen zu ihren Zimmern hinauf habe steigen müssen, erkundigte sich in geschickten Wendungen nach seinem Befinden, wie er den rauhen Winter in dieser nördlichen Gegend ertragen habe?

Der Kaiser antwortete mit Gedanken, wie man sie auf solche Fragen bereit hat, und suchte seine Empfindung zu bemeistern. Denn im Herzen sprach er: „mein Minister Talleyrand hat Recht! Die Königin gewinnt über mich den Sieg!“ Aber sogleich raffte er sich zusammen und dachte: „sie sollen es doch empfinden, daß ich der Herr bin und sie — mir unterworfen!“

Und zum König gewandt, sprach er mit lächelnder Miene: „Sire, ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und großem Unglück.“

Aber der König antwortete: „Stärke und Ruhe der Seele kommt von der Kraft des guten Gewissens.“

Abermals war der Kaiser überwunden. Er wollte verletzen und höhnen. Statt dessen mußte er vernehmen, daß seines Feindes Stärke und Stolz ein Fundament hatte, das er nicht zu unterwühlen vermochte. Und noch mehr gereizt, sprach er von neuem zu sich: „Ihr sollt es doch empfinden!“

Er fragte den König mit unverhohlenem Vorwurf: „Aber wie konnten Sie wagen, mit mir den Krieg anzufangen?“

Auf diesen Hohn hatte der König keine Antwort. Denn wer hatte den Krieg angefangen? Der Kaiser mit seinen heimlichen Ränken und Beeinträchtigungen? oder der König mit einer nothgedrungenen Gegenwehr? Unser König sah ihn fest

und scharf an. Der Blick war seine Antwort. Napoleon verstand, was darin lag.

Aber die Königin fürchtete, daß das Gespräch eine üble Wendung nehmen könne. Und schnell fiel sie ein: „dem Ruhme Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir anders uns getäuscht haben."

Darauf leitete sie die Unterhaltung auf andere Gegenstände.

Hernach ging es zur Mittagstafel beim Kaiser. Napoleon kam der Königin bis an die Thür seiner Wohnung entgegen. Er führte sie zu Tische. Zu seiner Rechten saß die Königin, zur Linken der König. Außerdem war der Kaiser Alexander von Rußland, der Großfürst Konstantin, der Prinz Heinrich von Preußen, der Kronprinz von Baiern und der Großherzog von Berg zur Tafel geladen.

Die Königin bemühte sich, mit Freundlichkeit dem Kaiser zu begegnen, ihn durch Rücksicht auf sie zu milden Bedingungen des Friedens zu bewegen. Der Kaiser antwortete höflich und zuvorkommend.

Unser König war ernst und in sich gekehrt, sprach wenig, aber voll Würde.

Als das Gespräch darauf kam, daß der König mehrere angestammte Provinzen hingeben müsse, tröstete ihn der Kaiser mit leichtfertigen Worten: „Wechselfälle des Krieges! Darin muß man sich finden."

Da antwortete unser König: „Sire, Sie können sich leicht darüber wegsetzen. Sie haben keine angestammten Länder. In ihnen ruhen die theuersten Erinnerungen der Jugend. Man kann sie nicht vergessen, wie seine Wiege."

„Was Wiege!" rief Napoleon und lachte spöttisch. „Wenn der Junge erwachsen ist, vergißt er die Wiege. Sie wird bei Seite geschafft."

Napoleon hatte sein eignes Urtheil gesprochen. Denn schlecht sieht es um den Mann aus, der — wie der französische Kaiser — die Erinnerungen seiner Kindheit bei Seite schaffen muß, um in den Tagen des späteren Lebens mit Ehren zu bestehen.

Darüber war die Königin aber immer freundlich und ge-

sprächig, voll zarten Benehmens gegen den Kaiser. Und der Kaiser wurde immer höflicher und zuvorkommender.

Endlich wurde die Mittagstafel aufgehoben.

Alle, die es mit dem Könige von Preußen gut meinten, hofften, Napoleon habe sich durch die Anmuth der Königin zu milden Gedanken des Friedens umstimmen lassen. Da kam aber der Minister, der Graf Golz, von einem Gespräch mit dem Kaiser zurück und erzählte die Worte Napoleons: „Alles, was ich der Königin gesagt, waren höfliche Redensarten. Die verpflichten mich zu nichts."

Denn der Minister Talleyrand hatte unterdessen zu seinem Kaiser gesagt: „Sire, soll die Nachwelt melden, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig benutzt haben?

So hatte Talleyrand auf des Kaisers Rede: „ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde; aber ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden!" geantwortet.

Die Königin fuhr wieder ab. Und bald darauf schrieb sie an ihre Schwester: „Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, weiß alle Welt. Aber ich war sie als liebende Gattin dem König, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht gethan zu haben, ist mein Lohn."

Der Friede zu Tilsit.

Nach schwierigen Unterhandlungen kam der Friede am 9. Juli 1807 zu Tilsit unter folgenden Bedingungen zu Stande.

Preußen behält von seinem Gebiet die zwei Marken, welche östlich von der Elbe liegen, die beiden Provinzen Pommern und Schlesien, ein kleines Stück von Westpreußen und Alt-Ostpreußen. Alles Uebrige ging verloren.

Für's erste, das viele schöne Land westlich von der Elbe die reichen Städte und Aecker in Sachsen, in der Altmark, in Franken und Westfalen, fielen an Frankreich. Der Kaiser ver-

band mit diesen Ländern noch die Gebiete des früheren Herzogthums Braunschweig, der früheren Kurfürstenthümer Hessen und Hannover und einiges Andere; und machte daraus ein anderes Königreich. Das nannte er nach unserer alten Provinz: „Königreich Westfalen." Und „König", sprach er, „soll mein Bruder Hieronymus sein!" — Der König Hieronymus war der Dinge froh. Seine Unterthanen aber trauerten.

Von der Provinz Westpreußen wurde für's erste die Stadt Danzig mit ihrem Gebiet vom preußischen Staat abgetrennt. Sie sollte ein unabhängiger „Freistaat" sein. Der Kaiser hielt sie freilich im Zügel: er legte französische Truppen hinein und gab ihr die Verfassung nach seinen Gedanken. Er liebte wohl das Wort „Freistaat", aber nicht seinen Sinn.

Alles Gebiet in Westpreußen und was früher polnisch gewesen war, wurde zu einem „Herzogthum Warschau" umgebildet und dem Könige von Sachsen überwiesen. So lohnte er die Begeisterung der Polen. Er gab sie an die Herren zurück, die sie selbst vor Jahren verworfen hatten.

Den großen Theil von Neu-Ostpreußen mit der Hauptstadt Bialystock gab der Kaiser Napoleon an den Kaiser Alexander von Rußland zum Zeichen der Freundschaft, die unter ihnen bestand.

Soviel verlor Preußen, daß ein neues Königreich, ein neuer Freistaat und ein neues Herzogthum gegründet, und Rußland um eine sehr beträchtliche Provinz vergrößert werden konnte: in Summa 2700 Quadrat-Meilen, auf denen mehr als fünf Millionen-Unterthanen des Königs gelebt hatten.

Der Verlust war groß. Aber doch war er noch nicht das Schlimmste in den Friedensbedingungen.

Denn der König von Preußen sollte ferner durch sein Land freie Kriegsstraßen für die sächsischen und französischen Heere öffnen, durfte außerdem nicht mehr als 42,000 Mann Soldaten halten, und wurde zur Zahlung der Kriegskosten verpflichtet. Bei diesem letzten Friedens-Artikel war das Uebele, daß die Summe der Kriegskosten nicht angegeben wurde. Der König von Preußen machte einen mäßigen Ueberschlag. Der Kaiser hatte im Sinne, eine ungeheure Summe zu fordern. Wenig-

stens traf er seine Vorsichtsmaßregeln danach. Er stellte fest, daß so lange nicht die Zahlungsfähigkeit geordnet sei, französische Truppen im preußischen Lande bleiben.

Dies war der unheilvollste Artikel. An ihn knüpften sich hernach eine Menge schlimmer Folgen. Wir werden zur Zeit davon hören.

Aber auch wer diese Folgen noch nicht ahnte, sprach bei sich: „solch ein Friede kann nur mit Aussicht für einen neuen glücklicheren Kampf zu besseren Zeiten eingegangen sein."

Der König von Preußen und der Kaiser Napoleon erstatten sich Abschiedsbesuche.

Nachdem der König von Preußen diesen Frieden mit Frankreich unterzeichnet hatte, sprach er bei sich: „der Krieg ist nun beendet. Aber der Friede, der ihm folgen soll, wird schwerer sein als der Krieg, der ihm voranging. Nur Zeit wird er uns geben, den Muth zu wecken und die Kraft zu rüsten. Gott wird den Augenblick uns senden, da der neue Kampf beginnen kann."

Damit er aber in der guten Form und Sitte nichts verstoße, ging er desselben Tages um fünf Uhr Nachmittags zum Kaiser Napoleon und sprach zu ihm: „ich reise, nun unser Friedenswerk vollendet ist, aus dieser Stadt und empfehle mich Eurer Kaiserlichen Majestät."

Kaum hatte er dies gesagt: da setzte er den Hut schon wieder auf und ging hinweg.

Der Kaiser sah ihm nach und dachte: „der König führt was Anderes im Schilde als Friede und Unterwerfung. Er meidet auch im kürzesten Augenblick die Miene der Ergebenheit. Es ist, als wäre er Sieger und ich besiegt. Ich muß ihn scharf und hart im Frieden fassen: sonst wird er unversehens mir zu groß."

Jedoch — um auch nichts gegen Form und Sitte zu verstoßen — machte sich der Kaiser auf und fuhr zur Wohnung des Königs von Preußen. Da sprach er: „da Eure Königliche Majestät von hinnen reisen, so wünsche ich Ihnen Glück zum Weg und empfehle mich."

Und schnell setzte er auch wieder den Hut auf und ging von dannen. Der König aber fuhr gleich darauf zu seiner Königin nach Memel.

Der König ist doch größer als sein Widersacher.

Als dieser Friede geschlossen war, schrieb die Königin an ihren ehrwürdigen Vater einen freudigen Brief:

„— Der König mein Gemahl ist doch größer als sein Widersacher!

„Nach der Schlacht von Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können. Aber er hätte da freiwillig mit dem Manne des bösen Willens unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen.

„Jetzt hat er unterhandelt durch die Noth gezwungen: und wird sich nicht mit ihm verbinden.

„Wir sind im Gewissen frei geblieben: das wird zur Freiheit des Staates wieder führen.

„Ich bin gewiß, lieber Vater, Preußen wird dieser schmähliche Friede und die Art und Weise, wie er geschlossen, einst, wenn ich es auch nicht erlebe, über kurz oder lang, Segen bringen.

„Auch hätte der König einen treuen Verbündeten verlassen müssen. Das wollte, das konnte er nicht. Er ist die Treue und Wahrheit selbst.

„Noch einmal! bester Vater. Ja, es ist mein fester Glaube: diese Handlung wird Preußen einst Glück bringen.“

Vierter Abschnitt.

Die erste Hälfte des Friedens 1807 bis 1810.

Die Scherereien des Friedens.

Kaum war der Lärm der Schlachten vorüber: da begannen die Scherereien des Friedens. Napoleon verstand sich auf Beides —: ein ausgezeichneter Feldherr und ein schlauer Diplomat.

Im Frieden von Tilsit war ausbedungen, Preußen solle die Kriegskosten zahlen. Nach dem Ueberschlag, den unser König machte, rechnete man auf fünf Millionen Thaler. Napoleon aber forderte vierzig Millionen.

Ein sonderbarer Hohn war in dieser Forderung.

Das ganze preußische Land lag voll französischer Truppen und Beamten. Die Steuern, alle Einkünfte des Staats flossen in französische Kassen. Wer kann Geld ausgeben, wenn er keins einnimmt?

Die Franzosen wollten sich erst überzeugen, ob Preußen auch nachgiebig gegen den Willen ihres Kaisers sein würde: — darum ließen sie die Truppen und Beamten im Land. Die Nachgiebigkeit wollten sie darin sehen, ob Preußen die Geld forderungen prompt entrichten würde: — und eben jene Truppen und Beamten nahmen alle Einkünfte des Landes in Beschlag. So waren alle Zahlungen unmöglich.

Als der König von Preußen seine Gesandten nach Paris schickte und Beschwerde darüber führen ließ, wurden sie wie Bedienten behandelt, kaum vor den Kaiser gelassen. Und seine

Minister fertigten sie mit frechen Redensarten ab. Es blieb beim Alten. Im ganzen Lande feindliche Truppen.

Noch zu Ende des Jahres 1807 saßen der König und die Königin an der äußersten Grenze ihres Reichs, in Memel, wie gefangen: mitten im Frieden gefangen. Ihr Feind that, was er wollte, und ließ ihnen nicht die mindeste Freiheit. Ja, er benutzte diese Zeit zu argen Verletzungen des Rechts und der Ehre.

Ein Theil von Schlesien, der „Neu-Schlesien“ hieß, war im Tilsiter Frieden ausdrücklich an Preußen gegeben. Nun sagten die Franzosen: „das sei ein Schreibfehler. Neu-Schlesien solle hinfort zum Herzogthum Warschau gehören.“ Ebenso wurde mit anderen Distrikten verfahren. Preußen mußte sie hingeben. Es hatte gar keine Macht zur Gegenwehr.

Endlich — wie aus Gnade und zu besonderer Vergünstigung — zogen gegen Ende des Jahres 1807 die feindlichen Truppen über die Weichsel zurück. Also West- und Ostpreußen wurde freigegeben. Aber mit Pommern, Schlesien und den Marken blieb es wie früher.

Noch immer war nicht daran zu denken, daß Preußen die ungeheure Geldlast aufbringen konnte.

Da sandte der König im Frühjahr 1808 seinen Minister, den Freiherrn von Stein, nach Berlin. Er sollte mit den dortigen französischen Behörden unterhandeln, aber mit aller Klugheit und allem Geschick konnte er nichts ausrichten. Die Franzosen ließen Preußen in der ganz verzweifelten Lage, in der man zu Grunde gehen muß: da man seine Schuldigkeit erfüllen will, aber nicht erfüllen kann.

Das ist der eigentlich böse Feind; der Feind der Menschen und der Welt. Er engt den guten Willen ein. Er greift die Seele an. Er sucht die Treue und Wahrheit des Menschen zu verderben.

Aus einem Briefe der Königin.

In dieser Zeit schrieb die Königin in einem Briefe:

„— Unsere Lage ist fürchterlich. Alles liegt darnieder.

Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich, hart — besonders, da es unverdient ist.

„Meine Zukunft ist die allertrübste. Mein ahnungsvolles Herz preßt der Gedanke, daß er uns Alles entreißt, daß er Berlin zur Hauptstadt eines anderen Königreichs macht.

„Dann habe ich nur Einen Wunsch: — auszuwandern weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen, — wenn es möglich ist!

„Ach, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, — verfolgt aus Uebermuth, — geschwächt durch Unglück! So müssen wir untergehen!"

Der König und die Königin machen zuerst bei sich den Anfang.

Als so die Noth im Lande groß war, sprach der König: „soll es gut und besser werden, so mache Jeder zuerst bei sich den Anfang."

Und Beide der König und die Königin, handelten danach.

Ihr ganzes Haus richteten sie anders ein. Mit heiterem Sinn verzichteten sie auf viele Bequemlichkeiten und Genüsse, die sie sonst in reicherem Maaße sich hatten zukommen lassen. Die Zahl der Diener, Pferde und Wagen verringerten sie: Kostbarkeiten, jede Art von Aufwand wurde vermieden. Ihr Leben war durchaus einfach und bescheiden. Wer bei ihnen am Mittagstische aß, verwunderte sich über die geringen Zubereitungen und den mäßigen Genuß. Jedermann sagte: an vielen bürgerlichen Familien-Tischen wird dieser Zeit besser gespeist."

Der König und die Königin hatten in der That an baarem Gelde oft kaum soviel, daß von den täglichen Ausgaben nur das Unentbehrlichste beschafft werden konnte.

Als in dieser Zeit der Geburtstag ihrer ältesten Tochter Charlotte nahte, wollte der König ihr ein Geschenk machen. Aber was konnte er schenken? — Er schrieb denn wenigstens einen zärtlichen Brief an seine Tochter, legte einen Fünf-Thaler-Schein bei und bat: „sie möchte damit vorlieb nehmen; mehr könne er für jetzt nicht entbehren."

Darüber waren aber Beide außer kleinlicher Sorge, viel-

mehr im tiefsten Herzen guter Dinge. Ja wenn sie sich das Schlimmste dachten, wenn ihre Ahnung trübe und finster in die Zukunft sah: — lange dauerte es doch nie, daß ihr Muth danieder lag. Bald fühlten Beide wieder, daß Gott in ihnen mächtig war und daß sie unbeschreiblich hoch aufgerichtet im Vertrauen auf ihn seien.

So gingen sie denn — in Memel und später auch in Königsberg — das demüthige und doch stolze Königspaar, zu Fuß auf den Straßen. Sie schienen wie schlichte Bürgersleute; aber wer ihnen begegnete, grüßte zuvorkommend und ehrerbietig, wie einen König und eine Königin. Sie dankten heiter und mit geraden Mienen. War man ihnen dann aber in den Rücken gekommen, dann trat die Thräne einem Jeden in's Auge, die er so lange bemeistert hatte. Und alle beteten im Herzen:

„Herr, erhalte deine wunderbare Gnade unserem König und unserer Königin!" —

Abraham Nickel, der Mennonit und seine Frau.

Zu dieser Zeit kam der Mennonit Abraham Nickel und seine Frau aus der Kulmer Weichsel-Niederung zum König und zur Königin.

Die Mennoniten sind eine ehrwürdige Religions-Sekte, zu der im preußischen Staat mancher brave Mann gehört.

Sie beschäftigen sich nur mit Feldbau und mit Heerden. Staatsdienste nehmen sie nicht an. Die Unruhe würde ihre Andacht stören. Ihr stiller Glaube fühlt sich am wohlsten in Gottes friedlicher Natur.

Drei Punkte in der Einrichtung ihres Lebens sind besonders auffallend: zuerst, daß sie ihre Kinder nicht taufen. Sie sind der Meinung, daß nur dem die Taufe gebühre, der auch das Glaubensbekenntniß ablegen könne. Ferner ist es ihnen eigen, daß sie nie im Leben, auch nicht vor Gericht schwören, sondern sich an das Wort halten: „Eure Rede sei: ja, ja! nein, nein! Was drüber ist, ist vom Uebel. Und endlich ziehen sie nicht in den Krieg, nehmen keine Waffe in die Hand, wehren sich nicht ein-

mal gegen Diebe, wenn sie angegriffen werden. Gewalt, und vollends bis zum Blutvergießen, ist ihnen ein Greuel. Sie wollen ihre Seele nicht damit beflecken.

Auch andere Eigenthümlichkeiten haben die Mennoniten, zum Beispiel: daß sie Jeden mit dem Worte „Du" anreden.

So trat nun auch der Mennonit Abraham Nickel mit bedecktem Haupt vor den König und sprach „Du" zu ihm. Er sprach: „Gnädiger Herr! Deine treue mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz erfahren, wie groß die Noth ist, die Gott über dich verhängt. Deßhalb sind wir in unserer Gemeinde zusammengetreten und haben für Dich, ein Jeder eine Kleinigkeit, zusammengebracht. Von ihnen geschickt komme ich, Dich, unseren lieben König, zu bitten, die Gabe aus treuem Herzen anzunehmen. Wir wollen aber nicht aufhören, für Dich zu beten."

Bei diesen Worten überreichte er dem Könige dreitausend Stück Friedrichsd'or.

Und zugleich trat die Frau des Mennoniten Abraham Nickel zur Königin und bat sie, die frische Butter, die sie aus ihrer Wirthschaft mitgebracht habe, anzunehmen.

Die Königin war gerührt und übermannt von der treuen Redlichkeit der Leute. Ihr kamen Thränen in die Augen. Sie reichte der Bauernfrau ihre Hand und hing ihr das eigene Tuch zum Gegengeschenk um.

Der König hingegen verbarg seine Rührung, nahm ernst ein Blatt Papier und schrieb darauf:

„Mit Dank habe ich die Gabe meiner treuen mennonitischen Unterthanen in Preußen, dreitausend Stück Friedrichsd'or, empfangen, und sehe darin ein Darlehn, das sie von gutem Herzen mir anbieten. In besserer, glücklicherer Zeit, so Gott sie mir ertheilt, werde ich es mit seinen Zinsen abtragen. Der Herr segne meine treuen mennonitischen Unterthanen!"

Und darunter schrieb der König seinen Namen.

Das Papier gab er dem Abraham Nickel. Und darauf ging der Mennonit und seine Frau wieder nach Hause. Sie dachten: „der Herr möge unserem König und unserer Königin

bessere Tage geben, nicht — daß wir das Geld wiederbekommen, sondern — daß es ihnen glücklicher geht!

Der König bedankt sich bei den Bürgern von Memel und reist nach Königsberg.

Als gegen Ende des Jahres 1807 allmälig die feindlichen Truppen aus Ost- und Westpreußen hinausgingen und über die Weichsel zurückzogen, beschlossen der König und die Königin, aus ihrer Gefangenschaft, in der sie so lange in Memel gehalten waren, wieder nach Königsberg zurückzukehren. Bevor sie die Reise antraten, schrieb der König ein Danksagungsschreiben an die Bewohner der Stadt Memel. Das lautete:

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die Beweise der Treue, Liebe und Aufrichtigkeit, die sie während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich an meiner Person, meiner Gemahlin und meinem ganzen Hause geäußert haben. Wie es mir unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reichs von den Kriegsdrangsalen unmittelbar verschont geblieben: so werde ich mich auch stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämmtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend, selbst bei der Annäherung der größten Kriegsgefahr, mir gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr dies thätig zu bezeigen."

Ein kleiner Rector magnificentissimus.

Was ist das — ein „Rector magnificentissimus?"

Man hört der Geschichte, die jetzt kommt, schon am Namen an, daß sie ziemlich gelehrt sein wird. Wir müssen für Diejenigen, die mit dem Worte nicht Bescheid wissen, zum Voraus einige Dinge beschreiben. Jedermann weiß, daß unser Staat durch seine Schulen vor allen anderen glänzt. Wenn man einen Musterstaat in Schulen zur Nachahmung für alle anderen nennen soll, heißt es ohne Besinnen: „Preußen."

Die Schulen sind nun, je nachdem, was in ihnen gelehrt wird, verschieden. Die ersten kennt Jeder: denn sie sind die Volksschulen, in die das ganze Volk in Dörfern und Städten geschickt wird. Darauf kommen die Bürgerschulen. In denen lernt man, was zum Handwerk und für die Stadt gut und nützlich ist. Soll ein Kind Beamter oder der Art etwas werden, so schicken seine Eltern es auf eine gelehrte Schule, die man Gymnasium nennt. Wenn ein Knabe das Gymnasium mit Fleiß und Lernen durchgemacht hat, ist er gewöhnlich achtzehn, neunzehn Jahre alt geworden, also ein erwachsener Mensch.

Man sollte meinen, nun wär's genug mit Lernen; das Arbeiten und Erwerben könne anfangen. Aber es ist gerade umgekehrt. Es ist: wie wenn einer zehntausend Thaler hat, dann möchte er gern zwanzigtausend. Man will immer mehr. Wenn ein junger Mensch das Gymnasium durchgemacht hat, möchte er erst wie von vorne anfangen.

Folgt nun ein junger Mensch diesem Drange, so geht er auf eine hohe Schule. Und diese sind nun wirklich die höchsten. Man nennt sie im Lande die Universitäten. Hier finden sich als Lehrer die klügsten und gelehrtesten Männer. Das sind die Männer, von denen man oft wunderbare Geschichten erzählt: daß sie Essen und Trinken überm Arbeiten und Studiren vergessen, daß ihnen das ganze Leben mit all seinen Freuden vor ihren Federn und Büchern gleichgiltig wird. Jedenfalls die Leute, die am meisten gelernt und am höchsten in der Bildung stehen, findet man unter ihnen.

Diese Lehrer an der Universität haben nun das Gesetz, daß sie aus ihrer Mitte Denjenigen wählen, der alle Angelegenheiten der Anstalt leitet. Und dieser Oberste von allen heißt eben der „Rector magnificentissimus.“

Als nun der König im Januar 1808 mit seiner Gemahlin, mit seinen Söhnen und Töchtern von Memel nach Königsberg kam, dachte die ganze Stadt durch Freude und Ehre, die sie ihm erwies, das schwere Schicksal seinem Herzen zu erleichtern. Und auch die gelehrten Männer an der Universität sannen nach, was sie dem Könige zur Ehre und Freude thun könnten.

Nicht lange, da kamen sie auf den Gedanken: „wir wollen

den ältesten Sohn unseres Königs, den Kronprinzen, zu unserem Rector magnificentissimus erwählen. Der Kronprinz ist zwar erst zwölf Jahre und einige Monate alt. Das soll es auch nicht heißen, wenn wir ihn zum Rector magnificentissimus wählen, daß wir meinten: der kleine Prinz wird nun die Angelegenheiten unserer Universität leiten. Sondern nur, daß wir dem Könige unsere Anhänglichkeit zeigen, daß wir erklären: wir lassen von unserem Könige nicht; wir erkennen ihn, wie unser Eigenthum, wie den Vater unseres Rectors, der immer unser einer ist: darum wollen wir den Kronprinzen, unseren künftigen König, zu diesem Amt erheben. Das wollen wir jetzt thun, da unser Feind denkt, ihm gehört Alles, was unser ist."

Wie gesagt, so gethan. Der Gedanke war gut, es lag ein schöner Sinn in ihm. Da wurde der Kronprinz am 18. Januar, am Krönungsfeste der preußischen Könige, zum Rector nagnificentissimus der Königsberger Universität gewählt. Der König war es zufrieden. Und am 6. März fand die feierliche Kundmachung des neuen Rector magnificentissimus statt.

An seiner Stelle zur Führung der Geschäfte wurde aus der Zahl der Universitätslehrer ein „Prorector" gewählt. Der Kronprinz aber hatte die höchste Ehre und Würde. Und er bekam sie für sein ganzes Leben.

Des Abends brachten die Studenten ihrem kleinen Rector magnificentissimus einen stattlichen Fackelzug, ließen ihn jubelnd hoch leben und sangen ihre Lieder:

„Gandeamus igitur,
Juvenus dum sumus!"

Das heißt auf deutsch:

„Heiter leben wollen wir
In der kurzen Jugend!"

Die Königin legt in einem Briefe an ihren Vater ihr politisches Glaubensbekenntniß ab.

Als die Königin über die schweren Kriegsgeschicke des vorigen Jahres und über die fast noch schwereren Folgen des Friedens sich allmälig erholte, wurde es in ihrem Geiste immer klarer, in

ihrem Gemüthe immer ruhiger. Und als das Frühjahr 1808 gekommen war, konnte sie sagen: „ich habe nun in meinen Gedanken alle Widersprüche abgethan und Zufriedenheit ist in mein Herz gekehrt.“

In dieser Zeit, im Frühjahr 1808, schrieb sie an ihren Vater, den Herzog von Meklenburg-Strelitz, folgenden Brief:

„— Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist.

„Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammengestürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten. Deßhalb überflügelt sie uns.

„Niemand sieht das klarer ein als der König. Er weiß es genau und arbeitet beständig daran, daß es auch bei uns anders werde. Noch eben hatte ich mit ihm eine lange Unterredung darüber.

„Das Beste und Ueberlegteste ist uns mißlungen und der französische Kaiser war wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat.

„Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm. Aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte zu begraben, da es kein Leben mehr hat, aber doch mit den Außendingen fest verwachsen ist.

„Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen.

„Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deßhalb glaube ich nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem Throne ist, so glänzend er auch scheint. Fest und ruhig ist nur Wahrheit und Gerechtig-

keit. Und er ist nur politisch und klug. Er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie eben sind.

„Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn bewundern, aber kann ihn nicht lieben. Er ist von seinem Glück geblendet und meint, Alles zu vermögen. Wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.

„Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht. Deßhalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen.

„Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur der schwierige Weg zu einem besseren Ziel. Dieses Ziel scheint noch in weiter Entfernung zu liegen. Wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben.

„Wie Gott will! Alles, wie er will!

„Ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

„Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es niederschreiben kann. Mag es seine Lücken haben! Entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige.

„Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.“ —

Was die Königin in demselben Briefe über ihren Mann schreibt.

In demselben Briefe schreibt die Königin noch ein paar schöne Worte über ihren Mann, unsern König. Sie schreibt so:

„— Gern werden Sie hören, lieber Vater, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr es befestigt und uns noch werther gemacht hat.

„Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Immer empfinde ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat.

„Noch gestern sagte er schlicht und einfach, und sah mit seinen treuen Augen mich an: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen! wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!" —

„Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen. Und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so miteinander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Ich liebe ihn in allen Stücken und er liebt mich, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind.

„Gegen andere Menschen, auch das habe ich vom Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen. Es ist genug, daß wir es wissen."

Und was die Königin in demselben Briefe zuletzt über ihre Kinder schreibt.

Die Worte, welche die Königin in demselben Briefe an ihren Vater über ihre Kinder schreibt, sind die merkwürdigsten. Sie beschreibt sie so, als hätte sie sie damals, da sie noch ganz jung waren, schon ihr ganzes Leben über beobachtet. Sie schreibt folgendermaßen:

„— Unsere Kinder sind unsere Schätze; und unsere Augen ruhen mit Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen.

„Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolg Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen Sinn an. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

„Unser Sohn Wilhelm, — erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle, — wird, wenn nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.

„Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude. Sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.

„Carl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll. Körperlich entwickelt er sich eben so gut wie geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf. Doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen.

„Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Fassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft, und kann oft herzlich lachen.

Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit; dabei sieht sie ernsthaft aus.

„Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Antlitz ihres redlichen Vaters und das Auge ihres Vaters, nur etwas heller. Sie heißt Luise. Mögen sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

„Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen: die Mutter ist in ihre Kinder verliebt, sie sieht nur Gutes an ihnen und hat für ihre Mängel und Fehler keine Augen. Und in Wahrheit böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an Allen nicht. Sie haben auch ihre Unarten; aber ich hoffe, die verlieren sich, wenn sie verständiger werden.

„Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen. Und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen ihrer Mutter.

„Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt. Er wird das Glück, wenn — wie ich hoffe — künftig für ihn eine bessere Zeit kommt, um so höher schätzen und sorgfältiger bewahren.

„Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für. Und ich bitte Gott täglich in meinem Gebet, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge.

„Es mag kommen, was da will! mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glückselig sein.

„Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen.

„Und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise. —“

Die Geburtstage aller Kinder des Königs und der Königin.

Die Geburtstage aller Kinder des Königs und der Königin waren folgende:

Die Geburtstage der drei ältesten sind schon früher genannt.

Der Kronprinz war am 15. Oktober 1795 geboren; der zweite Sohn Wilhelm am 22. März 1797; die alsdann folgende Tochter Charlotte, später die Kaiserin von Rußland, war am 13. Juli 1798 geboren.

Der Prinz Carl war am 29. Juni 1801 geboren; die Prinzessin Alexandrine, die hernach an den Großherzog von Meklenburg-Schwerin verheirathet wurde, am 23. Februar 1803; und endlich die Prinzessin Luise, die später die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande wurde, ist am 1. Februar 1808 geboren.

Nach der Zeit, da die Königin diesen Brief schrieb, in welchem sie alle ihre Kinder vorführt, hat sie noch einen Sohn, den Prinzen Albrecht, am 4. Oktober 1809 geboren.

Wie es bei der Taufe der Prinzessin Luise zuging.

Da die Geburt der Prinzessin Luise zu Anfang des Jahres 1808 gerade in die Zeit fiel, als kaum das Land rechts von der Weichsel von französischen Truppen verlassen war; da in dieser Zeit und nach so vielen vorangegangenen Bedrängnissen der Hof des Königs klein, seine ganze Einrichtung beschränkt, von fürstlichem Staat und Aufwand nicht im Mindesten die Rede war: da war der König und die Königin einen Augenblick in Zweifel, wen sie zu Pathen des Kindes bestellen sollten.

„Es ist nichts Neues,“ sprach der König, „daß der Unglückliche verlassen wird. Wen wählen wir zu Pathen unseres armen kleinen Kindes?“

„Arm — das Kind? und verlassen — wir?“ fragte die Königin. „Steht nicht das ganze Volk mit seiner Liebe zu uns? Macht Liebe nicht reicher als Gold und Kronen?“

„Ja,“ sprach der König, „du sprichst zu meinem Herzen. Das Volk sei Pathe unseres Kindes!“

Und sogleich wurden Kindtauf-Briefe an die Stände von Ostpreußen geschrieben, an die Ritterschaft, die Städte, an die Bürger und Bauern: sie sollten alle ihre Abgesandten schicken, Zeugen bei der Taufe der Königstochter.

Nun kamen im Namen der Rittergutsbesitzer der Graf zu Dohna, der Freiherr von Korff und der Graf von Schlieben; im Namen der Bauern der Herr Brausewetter; im Namen der Stadt Königsberg der Präsident Gervais, der Tribunalrath Buchholz, der Kaufmann Kraus; im Namen der Großbürger der Herr Rabe; im Namen der Provinzialstädte der Herr Frey. Außerdem waren noch die Prinzessinnen Wilhelm und Luise und der Prinz Heinrich von Preußen Taufzeugen.

Die legten Alle ihre Hände auf das Kind und verpflichteten sich vor Gott zur Liebe und Sorge, zur Treue und Ausdauer bei dem Kinde.

Die Taufe war am 28. Februar des Jahres. Die Königin, noch matt von der Krankheit, lehnte auf einem Ruhebett und betete die Worte des Priesters mit.

Im ganzen Lande aber sprach das Volk: „der Herr segne das Kind! und unseren neuen Bund mit dem Könige!“

Auf den Huben im Sommer 1808.

Als der Frühling des Jahres 1808 nahte, sprach die Königin den Wunsch aus, den Sommer auf dem Lande zuzubringen.

Ein einfaches bürgerliches Landhaus auf den Huben, der ländlichen Vorstadt vor dem Steindammer Thor der Stadt Königsberg, wurde in Vorschlag gebracht. Man hatte freilich Bedenken, es würde der königlichen Familie zu klein, alle Einrichtungen daselbst zu beengt sein. Jedoch die Königin sprach: „zum Glück gehört außer dem inneren Frieden nur wenig mehr Ich habe gute Bücher und ein schönes Klavier. Dazu besitze ich die Liebe meines Mannes und freue mich der hoffnungsreichen Jugend meiner Kinder. Laßt uns denn immer guten Sinnes dahin ziehen!“

Und so geschah es. Sie verlebten den Sommer des Jahres

1808 auf den Huben in einem schlichten bürgerlichen Landhause mit einem kleinen freundlichen Garten.

Ringsum war das Land von Feinden besetzt und gedrückt. Hier aber herrschte Freiheit, Freude und Friede.

Als in diesem Jahre des Königs Geburtstag, der 3. August, kam, war im ganzen Lande von den Franzosen verboten, ihn zu feiern. Hier aber kamen alle Bewohner, Männer und Frauen, Kinder, Knaben und Mädchen, schmückten die Straßen mit Blumen und Kränzen, und brachten dem Könige ihre Wünsche und Gebete zum Angebinde.

Der König stand inmitten des kleinen Häufleins. Sein Geist aber blickte darüber hinaus. Er sprach bei sich: „es ist mir immer noch der beste Theil geblieben: die Treue und die Liebe aller meiner Unterthanen.“

Was das Volk in allen Städten und Dörfern that, wo das Land vom Feinde besetzt war.

Als in demselben Jahre in dem Lande jenseit der Weichsel, in den Provinzen Pommern und Schlesien und in den Marken, die dem Könige gehörten, der Geburtstag des Königs kam, sprachen alle treuen Unterthanen in allen Städten und Dörfern: „Wir wollen den Festtag unseres Herrn feiern!“ Aber die Franzosen, die im Lande hausten, kamen dazwischen und verwehrten es ihnen.

Nun durfte keine Feier veranstaltet, keine Rede gehalten, kein Lied gesungen werden.

Doch fürchteten sich Viele nicht. Sie schnitten Blumen aus ihren Gärten, wanden Kränze, schmückten die Wege zu ihren Wohnungen und die Thüren ihrer Häuser.

Die Franzosen sahen das: und schnell fielen sie darüber her, rissen die Kränze ab und zertraten die Blumen.

Jedoch die Preußen blieben guten Muthes und sprachen: „die Blumen könnt ihr wohl zertreten; aber unser Gedächtniß nicht ausrotten.“ Und zogen in die Häuser zurück, schenkten ihre Gläser voll Wein und ließen sie hell anklingen. „Gott segne unsern König!“ riefen sie und warteten des Beistands des Herrn.

Als darauf der Geburtstag des Kaisers Napoleon kam, schmückten die Männer bei den französischen Aemtern ihre Wohnungen mit Laubgewinde, und als es Abend wurde, erleuchteten sie die Fenster und Gesimse ihrer Häuser mit Lampen, grün und roth, und über den Thüren stellten sie schillernde Bilder des Kaisers auf, und rund um schrieben sie die Inschrift: „die Strahlen deiner Sonne erleuchten den Erdkreis."

Was half es den Franzosen? Es wehrte ihnen Keiner, aber es kam auch Niemand, die Lampen und die Lichter, die Bilder und die Inschrift anzusehen. Leer war es auf den Straßen, die Neugier lockte Niemand hinaus.

Wer es auf einem zufälligen Gange sah, lachte und sprach im Herzen: „ihr denkt uns zu bethören, ihr wollt uns glauben machen, dies sei des Feindes Land. Unsere Liebe ist dem Könige treu und euer Glanz wird uns nicht blenden."

Darauf gingen sie in ihre Häuser, schenkten wieder ihre Gläser voll und sprachen: „Gott rette unsern Herrn von seinen Drängern!"

Und Alle schlossen sich fester aneinander und Einer stärkte den Andern im Glauben und in der Hoffnung, und Jeder sprach für den Andern gut: „er wird des Königs Sache nicht verlassen."

Der König sendet seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris.

Der Sommer des Jahres 1808 drohte zu Ende zu gehen, ohne daß das Land jenseit der Weichsel von den Franzosen geräumt wurde. Da versuchte der König ein Letztes. Er sandte seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris und gab ihm Aufträge zur Unterhandlung und Beschwerdeführung.

Aber schlecht ging es auch dem Prinzen. Lange wurde er hingehalten, bis er nur das Mindeste zur Sprache bringen konnte. Als er endlich sagte: „mein Herr, der König von Preußen, führt Beschwerde, daß sein Land in Friedenszeiten so lange von euren Truppen besetzt bleibt!" fragte der französische Minister statt der Antwort: „warum bezahlt denn Preußen nicht die Kriegskosten?"

Und als der Prinz darüber sich verwunderte: „Preußen soll die Kriegskosten zahlen? und ihr bezieht derweil doch alle Staatseinkünfte?“ blieb es trotzdem beim Alten. Ja, der Kaiser Napoleon wollte jetzt noch weit mehr als früher. Statt früher 40 Millionen wollte er jetzt 50 Millionen Thaler.

Bei so unehrenvollem Ansinnen war schwer Verhandeln.

Endlich — als der Kaiser Napoleon im September und Oktober des Jahres 1808 zu wichtigen Verhandlungen fast mit allen Fürsten Europas und auch mit dem Kaiser Alexander von Rußland in Erfurt zusammenkam: ließ er auf dessen Fürsprache etwas von seinen Forderungen an Preußen herunter.

Und ein Vergleich wurde abgeschlossen: „Preußen solle dreißig Millionen Thaler zahlen, und zwar in dreißig monatlichen Terminen, also jeden Monat eine Million Thaler. Wenn mit diesen Zahlungen begonnen wäre, sollten die französischen Truppen alsbald das Land räumen: nur die drei Festungen Stettin, Küstrin und Glogau sollten Lagerplätze für französische Heere bleiben, bis auf den Tag, da Alles auf Heller und Pfennig abgezahlt wäre.“

Gottlob, es war endlich ein bestimmtes Abkommen.

Der Prinz Wilhelm bringt eine trostreiche Hoffnung von Paris mit.

Bei seiner langen Anwesenheit in Paris hatte der Prinz Wilhelm vollauf Gelegenheit, alle Zustände des neuen glänzenden Kaiserreichs zu beobachten.

Er sah, wie vor dem mächtigen Herrn der Erde sich alle Völker beugten, wie Fürsten, die sonst gewaltig waren, seines Winkes warteten, voll Furcht, er möchte sie vernichten, und ohnmächtig, wenn er es wirklich wollte. Er sah den Umsturz so vieler Staaten, den Aufbau der Gewalt, die bisher auf Erden nie ihres Gleichen gehabt hatte.

In Portugal wurde das Königshaus Braganza zur Flucht über's Meer gejagt; in Spanien setzte Napoleon zwei alte bourbonische Könige ab, und seinen jüngeren Bruder Joseph ein. Der päpstliche Kirchenstaat in Italien wurde vernichtet. Ueberall Trümmer.

Gerade da, bei diesem Anblick, der Andere verzagt und kleinmüthig gemacht hätte, sprach der Prinz Wilhelm bei sich und zu seiner Umgebung:

„Die geringste Selbstständigkeit, die Preußen bewahrt, wird ihm zum Vortheil gereichen. Denn der Zeitpunkt muß kommen, da die Freiheit Europas wieder ersteht. Je gewaltsamer Napoleon seine ungeheure Macht alle Völker und Staaten empfinden läßt: desto schneller rückt der Tag heran, da das Gewalt-Gebäude zusammenstürzt. Für uns handelt sich's nur darum, daß wir den Augenblick abwarten."

Wie der preußische Staat allmälig seiner Verpflichtung gegen Frankreich los wird.

Dreißig Millionen Thaler sollten an Frankreich gezahlt werden: in monatlichen Terminen, jedesmal Eine Million. Woher konnte das Geld genommen werden? War nicht das ganze Land ausgesogen? bis auf's härteste bedrückt? Es klagten ja alle Stände: die Handwerker über Mangel an Arbeit und Bezahlung, die Kaufleute über Lähmung des Verkehrs und Beschränkung der Bedürfnisse, die Landbesitzer über Verschuldung und über den gesunkenen Werth der Güter.

Nun sollten noch größere Anforderungen an Alle gemacht werden. Und allerdings, es mußten die Steuern vermehrt und erhöht werden; es mußte Papiergeld gemacht, und da es bei dem Mangel des Vertrauens auf den Bestand des preußischen Staates ungern angenommen wurde, in gezwungenen Cours gesetzt werden; es mußten unter drückenden Bedingungen Anleihen erhoben werden.

Aber daß das Volk und Land allein darunter leide, wollte der König nicht.

Er selbst ging mit dem Beispiele in der Aufopferung seines Reichthums voran. Er übernahm die Hälfte der Schuldzahlung an Frankreich auf die Domainen, zahlte von seinen Gütern Grundsteuern, stellte sie einzeln zur Verpfändung und zum Verkauf, sobald es nöthig war. Dazu verkaufte er das silberne und goldene Tafelgeschirr, das zum Kronschatz der preußischen Könige gehörte, anderthalb Millionen an Werth.

Die Königin gab ihre Perlen und Diamanten, ihre Geschmeide, Ringe und Bänder dahin.

Solchem Vorbilde ging das Volk mit Muth und Hoffnung auf bessere Zeiten nach. Und es gelang allmälig, der Verpflichtungen gegen Frankreich los zu werden.

Da wurde das kleine preußische Land mit der Zeit auch von der Last der französischen Besatzung befreit. Gegen Ende des Jahres 1808 begannen sie hinauszuziehen. Nur in den Festungen, die sie sich ausbedungen, blieben französische Heere.

Was der König sein und was er nicht sein kann.

Als man bei diesen großen Verlegenheiten, in denen König, Staat und Volk sich befanden, lange Zeit nicht wußte, was zu thun wäre: da wurde dem König allerhand Rath gegeben. Und unter andern meinte Einer: „der Staat solle sich banquerott erklären. So sei man aller Verpflichtungen los und ledig und komme am bequemsten über die Schwierigkeiten.“

Als das der König hörte, ward er voll Unwillen und antwortete: „ich kann unglücklich sein. Aber Gott wird mich behüten, unedel zu werden. Ich darf nichts thun, wodurch ich meine Unterthanen und ihre milden Stiftungen, Wittwen und Waisen um das Ihrige bringe. Die Zeit ist böse, aber mit Gottes Hülfe wird sie besser werden.“

Ein anderer Rath mußte beschafft werden. Und wir haben schon gehört, wie es der König machte.

Die Geschichte des General von Scharnhorst.

Gleich nach dem Tilsiter Frieden war, — außer diesen Geldgeschäften, die er mit dem Kaiser Napoleon hatte, — des Königs vornehmste Sorge auf die Armee gerichtet.

Die Armee war zertrümmert; nur kleine Reste bildeten ihren traurigen Bestand. Sie mußte von Grund aus neu geschaffen werden.

Niemand kannte die Schwierigkeit dieses Werkes besser als der König. Aber mit Hilfe des göttlichen Segens, der ihm beim

größten Unglück doch reich zufloß, ging er entschlossen daran. Der Segen von Gott, den wir meinen, war: daß ihm einsichtsvolle Freunde und Rathgeber zur Seite standen.

Gerhard David von Scharnhorst war ein geborner Hannoveraner; sein Vater ein Gutspächter daselbst. Alles in ihm, Character und Gedanken, zogen ihn zum Militair. Schon in den Feldzügen der Jahre 1793, 94 und 95, von denen wir früher erzählt haben, kämpfte er als Hannöverscher Artillerie-Hauptmann mit.

Am merkwürdigsten sind aus dieser Zeit seine Waffenthaten bei der Stadt Menin gegen die Franzosen. Nachdem Alles ruhmvoll vollendet war, schrieb sein Vorgesetzter, der General von Hammerstein, an den König von England, dem Hannover damals gehörte, einen Bericht über ihn, in dem es hieß: „dem Hauptmann von Scharnhorst danke ich vor Allen den glücklichen Ausgang des Unternehmens. Er ist immer, im Feuer und überall, der Erste und Letzte gewesen: der verdienstvollste Offizier und Allen zum Muster aufzustellen.“

Auf die Empfehlung des Herzogs von Braunschweig ging unser König daran, den Hauptmann von Scharnhorst für seine Dienste zu gewinnen. Und es gelang. Er stellte ihn zuerst als Oberst-Lieutenant bei der Artillerie an und beförderte ihn bald zu höheren Stellen.

In dem Frieden bis zum Jahre 1806 beschäftigte sich Scharnhorst in Berlin sehr eifrig, alle Veränderungen und Fortschritte kennen zu lernen, die das Heerwesen und die Kriegführung bei den Franzosen durch Napoleon erfuhr. Er hielt Vorträge darüber an die jüngeren Offiziere, um sie für ihren Beruf, wenn es Krieg gebe, mit Einsicht auszustatten.

Zu seinen Schülern gehörte damals der jüngste Bruder unserer Königin, der Herzog Karl von Meklenburg.

Nach den Schlachten von Jena und Auerstädt, als der Herzog von Braunschweig tödtlich verwundet war, schloß sich der Oberst von Scharnhorst an den General Blücher und half ihm, seinen Rückzug bis Lübeck auszuführen. Auch in Folge der Thaten, die hier geschahen, erging über ihn das rühmlichste Lob. „Dem verdienstvollen Oberst von Scharnhorst,“ so schrieb der

General Blücher an den König, „seiner rastlosen Thätigkeit, festen Entschlossenheit und seinem einsichtsvollen Rath schreibe ich den größten Theil des glücklichen Fortgangs meines mühsamen Rückzugs zu. Ohne seine thätigste Beihülfe wäre kaum zur Hälfte gelungen, das zu leisten, was das Corps wirklich geleistet hat."

Sobald es hierauf möglich war, ging Scharnhorst zu Schiffe und begab sich nach Ostpreußen zu seinem Könige.

Und nun begann das schönste Verhältniß gegenseitiger Anerkennung und Hochachtung zwischen einem Könige und seinem Offizier. Beide verstanden sich; Beide kamen in ihren Gedanken, wie das Heer umgeändert werden müsse, einander entgegen. Mit Begeisterung sprach und schrieb General Scharnhorst über seinen König: „Der König zeigt sich nicht nur ohne alle Vorurtheile willig für meine Vorschläge; sondern giebt selbst in vielen Punkten den Rath, der den Anforderungen unserer Lage am angemessensten ist." Und ebenso ließ der König durch viele Verdächtigungen und Anfeindungen, die der Neid gegen den General Scharnhorst in's Werk setzte, sich nicht irre machen. Er behielt ihn in seiner Nähe und ernannte ihn zu der höchsten Stelle bei dem Geschäft der Umgestaltung und neuen Einrichtung der Preußischen Armee. Er ernannte ihn zum Chef des Rathes, der sie „reorganisiren" sollte.

In dieser Zeit wurde dem General von Scharnhorst von seinem angestammten Landesherrn, dem Könige von England, ein hoher Posten angetragen, aber er wies die Ehre zurück.

„Liebe und Dankbarkeit gegen den König von Preußen," so sprach er, „eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal seines Staats und Volks hält mich ab, von ihm zu gehen, und wird mich davon abhalten, so lange ich glaube, hier nur entfernt nützlich sein zu können."

Umgestaltung der preußischen Armee.

Diese Aenderungen, welche unter der Leitung des General von Scharnhorst im preußischen Militair eingeführt wurden, bestanden in folgenden Punkten.

Erstens darin, daß die Soldaten einfachere Kleidung und

Abzeichen erhielten, daß die großen Kriegsmassen zweckmäßiger eingetheilt und alle militairischen Behörden in freieren Zusammenhang gebracht wurden.

Zweitens darin, daß die Waffen und Rüstungen geändert und, ihnen angemessen, auch die Kriegs-Uebungen so eingerichtet wurden, daß das Geschick der Soldaten nie hinter ihre Tapferkeit zurückblieb.

Drittens darin, daß die Sitte, im Auslande Soldaten zu werben, abgeschafft, vielmehr Jeder, wer in Preußen geboren, zum Waffendienst verpflichtet wurde.

Ferner darin, daß die Offizier-Stellen nicht mehr ein ausschließliches Recht der Adligen sein sollten. Sondern Jeder, auch wer in den höchsten Ständen geboren war, mußte von unten auf dienen; und zum Offizier sollte gleichfalls Jeder befördert werden können, welchem Stande er angehörte, wenn er die dazu nöthige Einsicht, Geschicklichkeit und Tapferkeit zeigte.

Im Zusammenhang mit diesen Anordnungen wurde ferner die Behandlungsart der unteren Militairs geändert. Körperliche Strafen, Stockhiebe, Spießruthen, wurden verboten. Der Soldat sollte auf jede Art geehrt, zur Freude im Dienst, zum Muth bei allen Beschwerden ermuntert werden.

Das ganze Volk nahm diese Anordnungen des Königs mit Jubel auf. Sie wurden bald nach dem Tilsiter Frieden, im Laufe der Jahre 1807 und 1808, eingeführt. —

Großartiger erscheint die Thätigkeit des General von Scharnhorst noch in einer anderen Hinsicht.

Im Tilsiter Frieden war dem Könige von Preußen nur gestattet, 42,000 Mann unter Waffen zu halten. Was wollte die kleine Masse von 42,000 Mann gegen die ungeheure Macht, die der Kaiser Napoleon in jedem Augenblick zusammenrufen konnte? Aber ernster Wille und Klugheit wissen Mittel zu finden, auch die feindlichsten Widersprüche zu überwinden.

Es wurde alle drei Monate eine Anzahl Rekruten ausgehoben; immer so viel, daß nicht mehr als 42,000 Mann unter Waffen standen. Sobald diese einexercirt waren, wurden sie in die Heimath entlassen, und Andere kamen an ihre Stelle. So geschah es, daß in wenig Jahren die ganze waffenfähige

Mannschaft des Landes zum Kriegsdienst geübt war. Und während Kaiser Napoleon nicht darüber klagen konnte, daß in Preußen mehr als 42,000 Soldaten gehalten würden, wurde ein drei- und viermal so großes Heer ausgerüstet.

Der Grund zur künftigen Landwehr war gelegt.

Der Minister, Freiherr von Stein.

Wie der General Scharnhorst in allen Dingen des Militair-Wesens dem Könige der einsichtsvollste Rathgeber war: so besaß er in dem Freiherrn von Stein eine kräftige Stütze für die Besorgung aller Verwaltungs-Angelegenheiten des Staats. Aber mit der Erwerbung dieses Vertrauten ging es dem Könige nicht so leicht. Wir wollen die Geschichte erzählen.

Heinrich Friedrich Karl von Stein gehört dem alten reichsritterlichen Geschlecht der Freiherrn vom und zum Stein an, dessen Besitzungen im Nassauischen gelegen sind.

Sein Vater war der Churmainzische Geheime-Rath Philipp Freiherr von Stein. Als dieser starb, setzte ihm sein Sohn eine Grabschrift, die für Beide, für Vater und Sohn, ein sprechendes Denkmal ihres Charakters ist. Sie lautete folgendermaßen:

Sein Nein war Nein, gewichtig:
Sein Ja war Ja, vollmächtig.
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Grund, sein Mund, einträchtig,
Sein Wort, das war sein Siegel.

Die Sprache in dieser Grabschrift klingt nicht glatt und fein, aber ernst und gediegen, fest und unbeugsam.

Als der junge Freiherr seine Studien vollendet hatte, trat er im Jahre 1780, noch unter der Regierung Friedrich des Großen, im Alter von drei und zwanzig Jahren in preußischen Dienst.

Auf seinen Wunsch, sich für wichtigere Geschäfte zu bilden, wurde ihm vom Könige die Vergünstigung zu Theil, unmittelbar unter dem damaligen Minister von Heinitz zu arbeiten. Die

Schule trug gute Früchte. In allen höheren Aemtern, zu denen der Freiherr von Stein allmälig befördert wurde, zeichnete er sich durch gründliche Arbeit aus.

Endlich im Jahre 1804 wurde er als Staatsminister mit der Oberleitung des Finanzwesens beauftragt.

1805 und 1806, als der König gegen die Franzosen rüstete, leistete er diesem durch kluge Vorschläge zur Beschaffung der Geldmittel wichtige Dienste.

Aber in eben diesen Jahren kam auch in seiner Seele ein Mißvergnügen über die Einrichtung der obersten Staatsbehörde auf, das, allmälig gesteigert, zum schlimmsten Zwiespalt zwischen ihm und dem Könige führte. Er meinte nämlich, „die oberste Regierungsbehörde sei fehlerhaft beschaffen, und alles Unglück, was den Staat bereits betroffen und noch bedrohe, komme daher.“

Die oberste Behörde war das Kabinet des Königs, in dessen Mittelpunkt der König selbst stand und zu dem außerdem Männer des besonderen Vertrauens vom Könige berufen wurden. Es bildete eine Zwischen-Behörde zwischen dem Könige und seinen Ministern. Denn die Minister gehörten nicht zum Kabinet, empfingen vielmehr nur Aufträge, die dort beschlossen waren, und mußten sie ausführen.

„Dies“, meinte Stein, „sei ein Fehler der Staatseinrichtung. Statt daß die höchsten Beamten des Staats, die Minister, selbst mit dem Könige verhandelten, Rath pflogen und Plane beschlossen: würden sie zu Dienern anderer Männer herabgewürdigt. Die Minister sollen für das, was sie thun, verantwortlich sein: und doch werde ihnen keine Freiheit in der Wahl dessen, was sie vornehmen, zugestanden. Das Kabinet dagegen habe alle Macht und sei durchaus unverantwortlich. Denn der König, der im Mittelpunkt stehe, sei über Beschränkung der Macht und über Verantwortlichkeit erhaben.“

Diese Gedanken setzte Stein in einer ausführlichen Schrift auseinander und überreichte sie dem Könige.

Schließlich sagte er: „Solle dem Zwiespalt im Staate vorgebeugt werden: so müsse das Kabinet, wie es jetzt besteht, aufgelöst werden, und die Minister, da sie thatsächlich an der

Spitze des Staatslebens stehen, auch in unmittelbare Gemeinschaft mit dem Könige treten, an dessen Beschlüssen Theil nehmen und mitwirken. Die Minister müssen das Kabinet des Königs bilden, und außer ihnen keine anderen Personen zugezogen werden.“

In einem Briefe, den Stein der Schrift hinzufügte, versicherte er, daß er mit der Mittheilung seiner Bedenken keine persönlichen Absichten verbinde; verpfändete vielmehr sein Ehrenwort, daß er jeden Vortheil ablehnen werde, den ihm der König etwa in Folge davon zudenken wollte.

Dem Könige mißfiel Manches daran. Für's erste liebte er außergewöhnliche Schritte nicht. Es war ihm unangenehm, daß der Finanzminister von Stein sich in Angelegenheiten der Behörde mischte, welche allen Ministerien vorstand. Das machte ihn verdrießlich. Aber es war nicht die einzige Empfindung, die er hatte.

Der Eindruck wurde noch dadurch vergrößert, daß in der Schrift des Minister von Stein schroffe tadelnde Aeußerungen über die Mitglieder des Kabinets enthalten waren, die gerade dem Könige den Rath zu seiner Erhebung gegeben und sich immer wohlmeinend über ihn ausgesprochen hatten. Der Undank, der hierin lag, war dem Könige zuwider.

Endlich aber, wenn der König sich wirklich darauf einlassen wollte, die Rathschläge seines Ministers zu befolgen: — wen sollte er mit der Ausführung desselben beauftragen, wenn nicht eben den, der sie gegeben hatte? Und doch hat Stein sein Ehrenwort verpfändet, diesen Auftrag nicht anzunehmen.

Gründe genug, auf die Rathschläge nicht einzugehen!

Alles dies war im April des Jahres 1806 geschehen.

Darauf folgte der Sommer, in welchem die Politik des Kabinets, besonders die Eigenmacht des Grafen Haugwitz, der an der Spitze desselben stand, die unglückseligsten Früchte trug, das Mißfallen des Königs und des ganzen Volkes erregte. Und im Oktober begann der Krieg.

Zu den vielfachen Verlegenheiten, die dieser mit sich führte, kam im November noch das Unglück, daß Graf Haugwitz dermaßen von der Gicht befallen wurde, daß er seine Geschäfte

nicht versehen, namentlich die auswärtigen Angelegenheiten des Staats nicht leiten konnte.

In dieser Verlegenheit schrieb der König einen Brief an Stein und forderte ihn auf, an des Grafen Haugwitz Stelle die Leitung der auswärtigen Staatsangelegenheiten zu übernehmen. Ein Mann, der weniger streng gewesen wäre, hätte darin ein willkommenes Zeichen gefunden, daß der König sich unterdessen von dem Werthe seiner früher gemachten Vorschläge überzeugt: und hätte mit Freude die Gelegenheit wahrgenommen, mehr in die Nähe des Königs zu treten.

Der Minister Stein mochte sich aber mit Hoffnungen nicht trösten, die zweifelhaft waren. Und in eine Stellung zu treten, deren Einrichtung ihm fehlerhaft erschien, war seinem Character unmöglich.

Er schrieb daher dem Könige zur Antwort: „Da der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um für den Staat segensreich zu wirken, der größten Selbständigkeit und der unmittelbaren Verbindung mit Eure Majestät bedürfte; und da ich bei der noch bestehenden Einrichtung des Kabinets dieser beiden Dinge mich nicht erfreuen würde: so muß ich die mir angebotene Ehre hiermit zurückweisen.“

Der König jedoch erkannte zu sehr den Werth Steins und wollte seine Dienste ungern verlieren. Er entschloß sich daher, seinem unbeugsamen Willen entgegen zu kommen, und „die Minister des Militairwesens, der Finanzen und der auswärtigen Sachen zu einem Ministerrath zu verbinden und sich selbst mit diesem in unmittelbaren persönlichen Verkehr zu stellen.“ Es kam ihm darauf an, die Ehre der Kabinets-Mitglieder, die von Stein angegriffen war, zu retten. Er wollte, daß das Kabinet neben den Ministerrath bestehen bliebe.

Was war von dem Minister Stein auf dieses halbe Entgegenkommen des Königs zu erwarten? Er sagte zum General Rüchel: „diese Einrichtung entspreche seiner Einsicht und den Bedürfnissen des Staates nicht. Er müsse die ihm angewiesene Stelle ehrfurchtsvoll verbitten.“ Diese Erklärung sollte dem Könige überbracht werden.

Aber der König nahm keine Notiz von einer Erklärung,

die ein Dritter ihm mündlich sagte. Der Minister von Stein hätte sie dem Könige zukommen lassen müssen. Vielmehr sandte er seinem Minister Aufträge zur Bearbeitung, als ob er von dessen Weigerung nichts wüßte.

Als nun der Freiherr von Stein die Annahme dieser Anträge wiederholentlich ablehnte, glaubte der König genug gethan und erfahren zu haben, daß der Minister von Stein mit sich nicht verhandeln lassen wolle. Und in einem vorwurfsvollen Brief schrieb er ihm viele arge Dinge und zuletzt noch folgende Worte: „Mit großem Leidwesen ersehe ich, daß Sie ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sind. Wenn Sie Ihr respektwidriges Benehmen nicht ändern wollen, kann der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“

Der Brief stieg dem Minister von Stein zu Kopfe. Er war bei all seinem Thun sich der besten Absicht bewußt. Diese Erklärung kam ihm ganz unerwartet. Und mit kurzen Worten schrieb er dem König zurück: „Da Euer Majestät mich für einen widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen; und da ich gleichfalls der Meinung bin, daß der Staat auf die Dienste solcher Beamten keine große Rechnung machen kann: so bitte ich um meine Entlassung aus Euer Majestät Dienst.“

Der Brief endlich, den der König nun noch zur Antwort schickte, war diesen beiden ziemlich ähnlich. Er lautete: „Da der Herr Baron von Stein sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich nichts hinzuzufügen.“

Dieser letzte Brief war am 4. Januar 1807 geschrieben: mitten im Kriege, unter den schlimmsten Verwickelungen und schwierigsten Aufgaben des Staats. Der König wußte, daß er einen seiner gediegensten und kraftvollsten Beamten verlor.

Der Freiherr von Stein lebt auf seinen Gütern im Nassauischen.

Als der Freiherr von Stein auf seinen Gütern im Nassauischen angelangt war, dauerte es nicht lange, da schwand aller Groll aus seinem Herzen. Zwar hatte der König ihn ziemlich

hart angeredet: so hart, daß Alle, die den Brief lasen, meinten: „solche Worte hat noch nie ein König an seinen Minister geschrieben. Aber des Freiherrn Seele war edel.“ Es lag nicht in ihm: über Beleidigungen zu rechten.

Dazu kam noch, daß er dem preußischeu Staat sein ganzes thätiges Leben, zuerst seine Jugendliebe, dann seine Manneskraft, zugewandt hatte. Er war nun funfzig Jahre alt, und sieben und zwanzig Jahre lang hatte er den Königen von Preußen gedient.

So trieb es ihn immer, an unser Vaterland zurückzudenken. Er überlegte mit Ernst und Fleiß, Tag und Nacht, was zum Wohle des unglücklichen Landes erforderlich wäre. Er überlegte dies Alles, als wenn er noch Minister wäre, und schrieb seine Gedanken fleißig auf, damit, wenn er sie nicht ausführte, wenigstens Andere davon erführen und dem Staate nützten.

Es lag ihm in der tiefsten Seele daran, daß der Schaden der früheren Staatsverfassung ausgebessert würde. Er wollte die Spannung im Volke zwischen Beamten und selbstständigen Bewohnern des Landes, den Grund so vielen Uebels, vernichten.

„Die Verwaltung des Staats“, schrieb er, „wie sie durch die Beamten besorgt wird, hemmt Freiheit und Thätigkeit des Volkes, fördert niedrigen Miethlingsgeist, stört das Wohl des Landes durch gleichgiltige Gesinnung derer, die Macht haben. Es kommt darauf an, die Bewohner des Landes, — und das sind zuvörderst die Eigenthümer von Grund und Boden in Städten und auf dem Lande, — mit an der Verwaltung zu beschäftigen, inniger an den Staat zu knüpfen, ihre engherzige Beschränkung zur aufopferungsfähigen Theilnahme am Wohle des Ganzen umzubilden.“

Pläne beschäftigten ihn, wie der ganze Staat einfacher und zweckmäßiger eingerichtet werden könnte.

Damals hatte noch jede Provinz ihren eigenen Minister und war für sich abgeschlossen, ohne Zusammenhang mit dem gemeinschaftlichen Staate. Diese Trennung und Zersplitterung wollte er abgeschafft, die Verbindung aller Kreise und Provinzen unter Eine obersten Behörde des Staates eingerichtet wissen.

Außerdem hatte er Pläne über verbesserte Einrichtung des

Kassenwesens: wie mit geringeren Umständen dasselbe und mehr als früher geleistet werden könnte.

Große Gedanken! — Aber der Freiherr von Stein lebte auf seinen Gütern im Nassauischen.

Der Minister von Stein kehrt in die Dienste des Königs von Preußen zurück.

Unterdessen war das Unglück über Preußen immer größer geworden. Alle Kriegsfälle ereigneten sich, die wir früher erzählt haben.

Ein Gutes aber brachte der Krieg doch mit sich.

Nämlich weil der König meistentheils den wechselnden Aufenthalt mit dem Heere theilte und weil die schwere Zeit schnelle Entschlüsse und kräftige Ausführungen forderte: so war es nun nicht möglich, daß der König zuerst mit seinem Kabinet verhandelte und berathschlagte, und dann seinen Ministern Aufträge zur Ausführung gab. Sondern die Noth forderte, daß die Minister selbst in unmittelbarer Nähe des Königs waren, damit sogleich nach dem Beschluß auch die Mittel zur Ausführung in Bewegung gesetzt werden konnten.

Wenigstens war es so mit dem Minister, der bald nach dem Abgang des Freiherrn von Stein das Vertrauen des Königs genoß: mit dem Freiherrn von Hardenberg. Dieser begleitete den König auf allen Reisen, im Hauptquartier, und wo er sich sonst befand.

Also der Plan, den früher der Minister von Stein dem Könige vorgelegt, den dieser aber verworfen hatte, wurde nun ausgeführt, ohne daß eine Schwierigkeit dabei gewesen, ja ohne daß es einmal beabsichtigt worden wäre.

Als aber darauf der Friede von Tilsit geschlossen wurde, und Kaiser Napoleon zu seiner ersten Bedingung machte, daß der Minister von Hardenberg entlassen werde, — „ich will lieber vierzig Jahre lang Krieg führen," sprach er, „als mit Hardenberg unterhandeln"; er kannte dessen unermüdliche Feindschaft gegen die Franzosen, — da nahm der König keinen Anstand, sich an den Freiherrn von Stein mit der Aufforderung zu wenden: „er möchte in seine Dienste zurückkehren."

Als dieser den Brief des Königs empfing, lag er gerade an einem dreitägigen Fieber krank. Kaum aber sah er, was darin stand, da sprach er: „Gott sei gedankt, daß dieser Uebelstand gehoben ist! Der Brief wird meine Krankheit heilen."

Und alsbald rief er seine Gemahlin, die Freiherrin von Stein, und diktirte ihr vom Bette aus die Antwort an den König. Er diktirte: „Ew. Majestät Befehle befolge ich unbedingt und überlasse Ew. Majestät jede Bestimmung über die Geschäfte, die ich übernehmen, und über die Personen, mit denen ich verhandeln soll. Sobald ich von der Krankheit genesen bin, reise ich zu Ew. Majestät."

Als diese Antwort bekannt wurde, war Freude überall. Die Königin Luise schrieb in einem Briefe: „Stein kommt! und mit ihm kehrt meine Hoffnung wieder."

Es dauerte nicht lange: im September des Jahres war der Minister von Stein beim Könige. Und Beide gewannen mit jedem Tage mehr Vertrauen zu einander.

Aufhebung der Erbunterthänigkeit.

Die Dienste, welche der Minister von Stein dem Vaterlande leistete, bezogen sich auf das ganze Leben im Staate: auf Land und Stadt, auf Herr und Knecht, Eigenthum und Gewerbe, auf Adel und Bürgerstand.

Was zuerst den Bauernstand betrifft: so gab es damals noch einzelne Ueberreste der ältesten Einrichtungen aus längst verwichenen Jahrhunderten: Ueberreste der Leibeigenschaft.

Unter Leibeigenschaft versteht man: daß Jemand mit Leib und Leben, mit Weib und Kind, einem Andern zu eigen gehört.

Zwar hatte — damals beinahe vor hundert Jahren — schon König Friedrich Wilhelm I. anno 1719 verordnet, daß die Leibeigenschaft aufgehoben und den bisherigen Erbunterthanen die Höfe, auf denen sie wohnten, als Eigenthum gehören sollten. Aber allerlei Umstände hatten die Ausführung gehindert. Etwa funfzig Jahre später, anno 1763, mußte König Friedrich der Große noch einem Kammer-Präsidenten zu Kolberg in die Schreibtafel den Befehl diktiren: „die Leibeigenschaft soll absolut und

ohne alles Raisonniren abgeschafft sein!“ Aber mit der Ausführung war es darum doch nur mangelhaft gegangen.

Erst als der Minister Stein wieder im Dienst des Königs Friedrich Wilhelm III. war, wurde am 9. Oktober 1807 ein Gesetz in Bezug darauf gegeben und mit der Ausführung voller Ernst gemacht. Das Gesetz verordnete: „Fernerhin soll keine Unterthänigkeit stattfinden, weder durch Geburt, noch durch Heirath, noch durch Uebernehmung einer unterthänigen Stelle, noch durch Vertrag! Alle Personen, ihre Weiber, ihre Kinder, welche Bauerngüter erblich oder eigenthümlich, erbzinsweise oder erbpächtlich besitzen, treten aus ihrer früheren Unterthänigkeit zum Gutsherrn heraus! Hinfort soll es nur freie Leute im Staate geben! Keiner darf irgend einem Andern mit dem Leben und der Freiheit verpfändet werden!“

Wie sehr mancher Gutsherr dagegen eiferte, wie beträchtlich mancher große Grundbesitzer darunter litt: es wurde nun doch ausgeführt. Der Staat gab auf diese Weise vielen tausend Personen und Familien das Köstlichste, was der Mensch besitzen kann: den freien Willen und dazu einen eigenen Heerd und eigenes Land.

Was das Gesetz vom 9. Oktober 1807 außerdem enthält.

Dasselbe Gesetz vom 9. Oktober 1807 ordnete auch die Verhältnisse des Grundbesitzers in anderer Weise.

Früher nämlich, als der Unterschied der Stände noch schroffer bestand, gab es gewisse Landgüter, die konnten nur von einem Edelmann besessen werden, andere nur von einem Bürgerlichen, und noch andere waren bäuerliche Grundstücke. Diese Beschränkung im Verkehr und im Besitz von Grund und Boden wurden nun gleichfalls aufgehoben; jeder Vorzug des einen Standes vor dem andern ausgeglichen, und allen Unterthanen dieselben Freiheiten und Rechte zuerkannt.

Das Gesetz lautete: „jeder Einwohner des preußischen Staats ist zum Besitz jeder Art von Grundstücken berechtigt; der Edelmann nicht bloß zum Besitz adliger, sondern auch bürgerlicher und bäuerlicher; der Bürger und Bauer nicht bloß zum

Besitz bürgerlicher und bäuerlicher, sondern auch adliger Landgüter."

Die Absicht dieses Gesetzes, den verschiedenen Ständen gleiche bürgerliche Stellung zu geben, lag auch ferner in der Verordnung: „jeder Edelmann ist befugt, bürgerliche Gewerbe zu betreiben."

Außerdem enthielt das Gesetz vom 9. Oktober 1807 Bestimmungen über die Befugniß, ein Landgut zu theilen, mehrere Grundstücke zu verbinden und dergleichen.

Die Städte-Verfassung vom 19. November 1808.

Neben diesen Verordnungen, die die Landbewohner betrafen, richtete Minister von Stein seine Sorge auf die Städte.

Mit den Städten war es seit Jahrhunderten eigen gegangen. Zuerst waren sie groß und mächtig. Es gab „Reichsstädte", die hatten selbstständige Verfassung, ordneten ihre Angelegenheiten nach eigenem Willen, stellten gerüstete Heere, führten Krieg und schlossen Frieden, erhoben Steuern und Abgaben. Sie machten es so, wie später die Landesherren vermöge ihrer Kronrechte. So war es zu der Zeit gewesen, da das „deutsche Reich" noch in Macht bestand.

Als aber die Fürsten der einzelnen Länder, die Grafen, Herzöge und Kurfürsten, über das Reich und den Kaiser mächtig wurden, suchten diese allmälig auch die Städte unter ihre Obergewalt zu bekommen. Und es dauerte nicht lange, da durften sie nicht mehr Heere rüsten und aufstellen, nicht mehr Gesetze geben, nicht mehr nach ihren Bedürfnissen Steuern ausschreiben, erheben und benutzen. Alle diese Rechte eigneten sich die Fürsten an.

So ging es im ganzen deutschen Reich und auch in Brandenburg-Preußen. Schon der große Kurfürst Friedrich Wilhelm führte seine Accise ein und stellte kurfürstliche Steuerbeamten an. Seitdem hatten die Städte in ihren Finanz- und Polizei-Angelegenheiten keine Selbstständigkeit. Und mehr noch dieser Art geschah unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. und unter seinen Nachfolgern.

Die natürliche Folge davon war, daß in den Bürgerschaften der Sinn für ihr eigenes Gemeinwesen ausstarb. Die höchsten Stellen der städtischen Behörden, die Magistrate, wurden nicht von der Bürgerschaft, sondern vom Landesherrn besetzt. Die beherrschten die Stadt nach ihrem Sinn: und die eingesessene Bürgerschaft zog sich in ihre Privatgeschäfte zurück.

Dies war ein großer Uebelstand, mehr beinahe für den Staat, als für die einzelnen Städte. Und unserm König Friedrich Wilhelm III. kam es darauf an, den bürgerlichen Gemeinsinn in den Städten wieder zu beleben und dadurch jede Bürgerschaft einer Stadt zur Stütze des Staats zu machen.

Wenigstens als die Aeltesten der Königsberger Bürgerschaft im Juni 1808 dem Könige ihre Bitte vortrugen, wieder eine städtische Verfassung zu erlangen, ging er ohne Säumen darauf ein. Und zu seiner besonderen Freude war es geschehen, daß unterdessen der Minister von Stein bereits einen Entwurf zur Verfassung besorgt hatte. Am 19. November 1808 wurde die neue Städte-Verfassung bekannt gemacht.

Hier bekamen die Städte allerdings ihre früheren Rechte auf Heerrüstung und Kriegführung, auf Gesetzgebung und Steuererhebung nicht zurück. Das war unter den veränderten Umständen der Jahrhunderte nicht möglich, noch wünschenswerth. Aber Alles, was im Umfang des städtischen Lebens lag, Verwaltung des Eigenthums, Schul- und Kirchen-Angelegenheiten, Bauten und Anlagen der Stadt, Armenwesen, Gesundheit und Sicherheit des Lebens in der Stadt, und was mit diesen Dingen zusammenhängt, wurde den Bürgerschaften der Städte als ihre Obliegenheit zurückgegeben.

Die wichtigsten Bestimmungen dieser Städte-Verfassung sind folgende.

Zuerst über die **Bürger und Schutzverwandte.** „Bürger" sind alle diejenigen, welche in der Stadt ein Gewerbe betreiben oder ein Grundstück besitzen; „Schutzverwandte" dagegen die anderen Personen, die in der Stadt wohnen, ohne durch ein Gewerbe oder ein Grundstück an sie gefesselt zu sein: die Beamten, Aerzte, Künstler. Diese Schutzverwandte müssen mit den Bürgern

die Lasten und Pflichten theilen; aber an ihren Rechten haben sie keinen Antheil.

Die Rechte der Bürger bestehen vornämlich darin, daß sie die Stadtverordneten wählen und selbst zu den öffentlichen Stadtämtern gewählt werden können.

„Stadtverordnete" werden in der Städte-Verfassung diejenigen Bürger der Stadt genannt, welche das Vertrauen ihrer Mitglieder genießen und von ihnen zur Vertretung der gesammten Bürgerschaft und zur Wahrnehmung aller Gemeinde-Angelegenheiten gewählt werden.

Neben dieser vertretenden Behörde steht der Magistrat als oberster Vorsteher der Stadt, dessen Befehlen die ganze Stadtgemeinde unterworfen ist. Die Magistratsmitglieder, — das sind die Bürgermeister, die Rathmänner, Rathsherren und Stadträthe, — werden von den Stadtverordneten gewählt und von der Polizeibehörde der Provinz bestätigt. Nur in großen Städten, wo ein Oberbürgermeister an der Spitze des Magistrats steht, werden zu dieser Stelle drei Kandidaten von den Stadtverordneten vorgeschlagen: und der König ernennt Einen derselben.

Unter diese beiden Behörden, unter die Stadtverordneten und den Magistrat, ist die Besorgung sämmtlicher Gemeine-Angelegenheiten der Stadt getheilt. Magistrat sowohl wie Stadtverordnete können Anträge machen, die sich auf die städtischen Einrichtungen beziehen. Der Magistrat aber ist die ausführende Behörde; die Stadtverordneten die berathende und beaufsichtigende.

Weitere Schicksale des Freiherrn von Stein.

In der Zeit, da diese Städte-Verfassung berathen wurde, schrieb der Minister Stein einen Brief an seinen Freund, den Fürsten von Sayn-Wittgenstein, der sich im Badeort Dobberan aufhielt. Der Brief war zutraulich abgefaßt, sprach von allerhand, besonders aber von der Feindschaft des Freiherrn von Stein gegen die Franzosen, von Plänen zur Wiederherstellung

der alten Ordnung und von andern solchen Dingen, die ihm am Herzen lagen.

Der Brief hatte eine weite Reise zu machen. Dobberan liegt an der Ostseeküste im Großherzogthum Meklenburg-Schwerin, von Königsberg hundert Meilen entfernt. Da ereignete sich's, daß der französische Marschall Soult ihn in die Hände bekam.

Der Marschall sah zwar, daß der Brief nicht an ihn war. Aber da er wußte, daß er vom Freiherrn von Stein kam, dachte er: „bin doch begierig zu wissen, was drin steht!" Kaum hatte er ihn gelesen, da sorgte er für nichts eifriger, als daß er dem Kaiser Napoleon bekannt würde.

„Der Minister von Stein will Revolutionen machen!" sprach der Kaiser, „ich werde ihm zuvorkommen."

Und sogleich befahl er, daß wo er von französischen oder von Rheinbundstruppen gefaßt werden könne, in Gewahrsam gebracht und seine Güter, die im Umfang des Rheinbundes, im Nassauischen, lagen, eingezogen würden. Der Freiherr von Stein mußte fliehen, zuerst nach Wien, dann nach Petersburg.

Zwar hatte Napoleon bald nach jenem Befehl sich des Schmachvollen, das darin lag, geschämt und einen eigenhändigen Brief an Stein geschrieben, der folgendermaßen lautete: „Es gereicht einem großen Manne nicht zur Unehre, einem andern großen Manne zu bekennen, daß er sich in ihm geirrt hat. In diesem Falle befinde ich mich gegen Sie. Ihre Güter in Nassau will ich sammt den rückständigen und laufenden Einkünften an Sie zurückgeben, wenn Sie dort ruhig wohnen und an politischen Dingen keinen Theil nehmen wollen."

Aber der Freiherr von Stein mochte eine Wohlthat vom Kaiser nicht erfahren, die ihn verpflichtete, seiner Gesinnung Gewalt anzuthun und an seinem Character zum Verräther zu werden. Er nahm auf den Brief keine Rücksicht und ging, wie gesagt, nach Oestreich und Rußland.

Dort arbeitete er weiter an den Plänen seines Lebens.

Als im Jahre 1813 der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zum Kriege gegen Napoleon verbündet waren, wurde ein Verwaltungsrath für das gesammte nördliche Deutsch-

land von diesen beiden Monarchen errichtet und der Freiherr von Stein zum Präsidenten desselben ernannt.

Nach der Beendigung des Krieges und nachdem die Angelegenheiten Deutschlands wieder geordnet waren, lebte der Freiherr von Stein meistentheils im Preußischen. Er kaufte in Westfalen das ehemalige Kloster Kappenberg, baute es zum Schlosse aus und wohnte gewöhnlich dort.

Schon vor seinem Tode im Jahre 1831 machte man auf seinen Namen folgenden Spruch:

„Des Rechtes Grund-Stein,
Dem Unrecht ein Eck-Stein,
Der Deutschen Edel-Stein!" —

Trübe Ahnungen der Königin.

Als das preußische Land allmälig von den Franzosen geräumt wurde, dachten der König und die Königin mit Sehnsucht daran, wieder nach Berlin zurückzukehren. Gerade da, als sie dem wiederkommenden Glück entgegen gehen sollte, beschlich es die Königin oft wie trübe Ahnung. Sie verglich den Aufenthalt, der ihr in Berlin bevorstand, mit dem früheren, den sie dort voll junger Hoffnungen und in heiterer Lust verlebt hatte.

Und in weicher Trauer ihres Herzens nahm sie das Tagebuch zur Hand und theilte ihm ihre Empfindungen mit. „Bald werde ich in Berlin und so vielen treuen Herzen wiedergegeben sein, die mich lieben und achten. Mir wird bei dem Gedanken beklommen vor Freude und ich vergieße viele Thränen, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem alten Platze finde und doch Alles dort so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich. Und immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen. Ich hoffe, es wird anders werden."

Noch aber traten mannigfache Hindernisse ihrer Reise in den Weg und sie geschah erst weit später.

Schon so lange das Bündniß und die Freundschaft zwischen dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland bestand, hatte dieser immer gebeten, die Königlichen Majestäten möchten ihn einmal in seinem Reich und in seiner Hauptstadt besuchen. Nun es voraussichtlich war, daß der preußische Hof nicht mehr lange in Ostpreußen, der russischen Grenze so nahe, sein würde: wurden die Bitten dringender.

Da entschloß sich der König, den Aufforderungen des Kaisers nachzukommen. Und sie traten in den letzten Tagen des Jahres 1808, am 27. Dezember, die Reise nach Rußland an.

Die Herrlichkeiten, die ihrer hier warteten, lassen sich schwer beschreiben.

An der Grenze des russischen Reichs warteten auf Befehl des Kaisers Fürsten und Grafen, die den König und die Königin willkommen hießen. Zweihundert funfzig Pferde standen alle drei, vier Meilen, um die königlichen Wagen, und die ihnen zum Gefolge gegeben waren, weiterzuschaffen. Auf der ganzen Reise, hundert Meilen lang, bis Petersburg, ritten dreißig Husaren mit einem Offizier und einem Trompeter voran. Jedes Fort und jede Festung, durch die die Reise ging, feuerte zum Gruß und zur Ehre ihre Kanonen ab. Endlich am 7. Januar des neuen Jahres kamen sie in Petersburg an.

Hier waren zum Dienst des Königs und der Königin vier und sechzig Kammerherren und Kammerjunker befohlen. Zur nächsten Aufwartung waren ihnen die höchsten Generale und Fürsten gegeben.

Die glänzendsten Feste wurden hier zu ihren Ehren veranstaltet. Fast täglich war die Stadt illuminirt, die prächtigsten Aufführungen in den Theatern angeordnet.

Eines Abends war Feuerwerk und Ball in dem berühmten Taurischen Palast.

Die Freude des Abends begann mit dem Feuerwerk. Die Majestäten, die Fürsten und Grafen sahen ihm von den warmen Zimmern aus zu, deren Fenster aus den größten Spiegelscheiben bestehen, die, immer je zwei nahe aufeinander gelegt, niemals

gefrieren können, so daß man jeder Zeit frei durchsehen kann. Das Feuerwerk war außerordentlich schön und reich. Triumphbogen, Siegeswagen, Palmbäume und Anderes brannte und schillerte in den buntesten Farben. Zuletzt stiegen vier und dreißig Tausend Raketen, wie ein lang anhaltender, fliegender Feuerstrom, in die Höhe, und als Leuchtkugeln lenkten sie sich langsam herab. Alle Welt erstaunte und ergötzte sich an der Pracht und dem Aufwand.

Nach dem Feuerwerk begann der Ball. Mehr als dreitausend Personen befanden sich in dem Saal. Aber der Saal war so groß, daß alle frei und bequem tanzen konnten. Und für die, die nicht tanzten, war zum Auf- und Abgehen, zum Sitzen und Plaudern hier und dort Raum. Der Musikanten, die die Tänze begleiteten, waren zweihundert und funfzig an der Zahl. Die Musik rauschte und wogte in der Luft.

Wer sich vom Tanz erholen wollte, ging in die anstoßenden Räume des Palastes. Da war mitten in dem Gebäude ein englischer Garten, und mitten im strengen Winter die farbigen duftenden Blumen, die grünen großblättrigen Bäume, die Laubgänge und Rasenplätze!

Der Kaiser führte die Königin und den König umher und zeigte ihnen alle die Dinge, von denen sie selbst sagen mußten: „wir haben noch nie etwas Aehnliches gesehen.“

Im ganzen Palast brannten zwei und zwanzig Tausend Wachslichter und sieben Tausend helle Lampen.

Und so wie hier, war es in allen Palästen. Und wie an diesem Abend, ging es an allen Abenden.

Der ganze Januar ging in Freude und Pracht vorüber. Endlich dachten der König und die Königin wieder an die Abreise. Der Kaiser begleitete sie eine Strecke des Weges und sagte ihnen Lebewohl. Als aber die Königin am 10. Februar 1809 wieder in Königsberg eingetroffen war, nahm sie ihr Tagebuch zur Hand und schrieb darin, was sie über die Reise und den Besuch beim Kaiser von Rußland empfand. Sie schrieb:

„Ich bin zurückgekommen, wie ich hingegangen. Nichts blendet mich mehr. Und das Wort, das meinem Herzen ent-

quillt, ist immer dasselbe: — mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Leid der Königin an den Ereignissen des Jahres 1809.

Den Sommer des Jahres 1809 wohnten der König und die Königin wieder in dem schlichten Landhause auf den Huben vor Königsberg. Er verging sehr traurig unter den peinlichsten Aufregungen für Beide, besonders für die Königin. Die Ereignisse des Jahres durchdrangen ihr tief bewegtes Herz ganz mit Gram und Bitterkeit.

In allen Ländern Europas, die Napoleon unterjocht hatte, regte sich's zum Aufstand gegen ihn: hier in furchtbarer Empörung, dort im offenen Kriege, dort in geheimen Verschwörungen.

In Spanien war das Volk schon seit Jahresfrist unter Waffen, nur scheinbar durch Gewalt gebändigt: sie haßten den Verrath Napoleons an ihrem Lande und Könige, den aufgedrungenen Thron Josephs, seines Bruders. In Tyrol entflammte der Muth eines Heldenvolkes, so klein an Zahl, zum Aufstand gegen den Despoten: sie wollten ihrem angestammten Herrn, dem Kaiser von Oestreich, Treue beweisen und Freiheit erringen. In Oestreich rief man immer lauter nach Krieg mit Napoleon: die Ehre des Kaiserstaats sollte wieder gewonnen werden. Im nördlichen Deutschland wucherte Abneigung gegen Napoleon wie ein Samenkorn unter der Erde: Verschwörung gegen des Kaisers jüngsten Bruder, den König Hieronymus von Westfalen.

Die Königin sah mit ihrem klaren Sinn, daß zum Siege über Napoleon die Zeit noch nicht gereift sei. Zu viele Kräfte, deren Theilnahme zum glücklichen Ausgang erforderlich gewesen wäre, sah sie noch an ihn gefesselt.

„Der Krieg mit Oestreich wird losbrechen," so schrieb sie in einem Briefe: „das weiß alle Welt. Und was mich in den Tod betrübt, ist: daß auch Rußland durch seine Verbindung mit Napoleon genöthigt sein wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Oestreich loszuschlagen. Welche Folgen wird das haben? Vielleicht sind wir gar gezwungen, mit zu dieser Partei überzu-

gehen. Preußen gegen Oestreich! Wie traurig steht es um Deutschland! Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle. Die Brust möchte es mir zersprengen. O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug?"

Zu diesem Schlimmsten kam es nun freilich nicht. Preußen blieb von Parteinahme frei. Aber doch fiel der Krieg ganz unglücklich für Oestreich aus. Vorzeitig und übereilt waren alle Anstrengungen dieses Jahres.

Gleich zuerst wurde der Erbherzog Karl, der den Oberbefehl über die östreichischen Heere hatte, in der Gegend von Regensburg in fünf aufeinander folgenden Tagen vom 19. bis zum 23. April und in eben so viel Schlachten gänzlich überwunden. Er mußte seine Heere aus Baiern zurück nach Böhmen ziehen. Napoleon hingegen drang auf die Hauptstadt, auf Wien, vor, setzte sich nach leichter Mühe in ihren Besitz und schlug im Schlosse der östreichischen Kaiser zu Schönbrunn seine Residenz auf.

Nun zog freilich der Erbherzog Karl alle seine Kräfte zusammen und führte sie aus Böhmen und Mähren nach Oestreich, um Wien vom Feinde zu entsetzen. Aber Napoleon kam dem Angriff zuvor. Und wenn die Oestreicher auch zwei Tage lang, am 21. und 22. Mai, bei den Dörfern Aspern und Eßlingen wie Löwen kämpften, wenn Napoleon auch nicht den Ruhm eines mächtigen Sieges gewann, so behauptete er doch das Schlachtfeld. Und seiner Beharrlichkeit, wußte Jeder, gehörte das Glück der nächsten Zukunft.

Immer hatte die Königin schon Grund, in tiefster Bekümmerniß zu sprechen: „ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oestreich singt sein Sterbelied. Und dann ist es aus mit Deutschland."

Noch einmal raffte der Erbherzog von Oestreich alle seine Kräfte zusammen. Er ordnete die unverzagten Regimenter zur Schlacht. Beim Dorfe Wagram hielten sie den ganzen 5. Juli über gegen die gewaltigsten Feuer- und Sturmangriffe. Auch den 6. Juli vom frühen Morgen bis zum Mittag. Da wich — nach anderthalb tägiger Schlacht — ihr linker Flügel: und das ganze Heer ward in dieselbe Bewegung verflochten.

Darüber halfen den Oestreichern nichts die Ereignisse anderer Orte: nichts die Verschwörung und die Parteigänger im nördlichen Deutschland, — der Herzog von Braunschweig mit seinem Korps; vom Major von Schill werden wir sogleich erzählen, — nichts der Fanatismus und Todesmuth der Landleute von Tyrol.

„Andreas Hofer," der Anführer der Tyroler, — schrieb unsere Königin, — „welch ein Mann! Ein Bauer wird ein Feldherr, und welch ein Feldherr! Seine Waffe: Gebet! sein Bundesgenosse: Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwert des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk: — ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Riesen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. O wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, wenn der Feind, der böse Feind, endlich überwunden würde, überwunden durch dieselbe Kraft, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erzfeind aus dem Lande schlugen!"

Andreas Hofer gerieth in Gefangenschaft und wurde hingerichtet. Und schon lange vorher hatte Oestreich um Waffenruhe bitten müssen.

Der Friede zwischen Frankreich und Oestreich, der im Oktober 1809 zu Schönbrunn abgeschlossen wurde, raubte ihm wieder mehr als zweitausend Quadrat-Meilen und beinahe vier Millionen Unterthanen. Es blieb nur kaum so viel, daß man sagen konnte: Oestreich besteht noch.

Der Major von Schill.

Durch ganz Norddeutschland gingen geheime Verbindungen zum Sturz der Ordnung, die Napoleon seit dem Tilsiter Frieden eingerichtet hatte. Der westfälische Königsthron, auf dem Napoleons jüngster Bruder Hieronymus saß, sollte gebrochen, die Staaten, durch deren Beeinträchtigung und Vernichtung er aufgebaut war, Preußen, Braunschweig, Hannover, Hessen, wieder hergestellt werden.

An den Verbindungen zu diesen Plänen nahmen die ein-

flußreichsten und einsichtsvollsten Männer Theil. Man glaubte im entscheidenden Augenblick auf die Stimmung des ganzen Volks rechnen zu dürfen. Und als zu Anfang des Jahres 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich immer bestimmter vorauszusehen und endlich erklärt war, hielt man den Zeitpunkt zur allgemeinen Erhebung für günstig.

Im Dorfe Walhausen in der Gegend von Kassel, der Residenz des Königs von Westfalen, brach der Aufstand aus. Der Oberst der westfälischen Gardejäger, Herr von Dörenberg, wurde zur Unterdrückung desselben abgesandt. Plötzlich wandte auch dieser seine Partei. Statt gegen die Aufständischen in Walhausen vorzurücken, suchte er seine Truppen zu überreden, mit ihm zur Gefangennahme und Entthronung des Königs Hieronymus umzukehren. Aber die Soldaten verweigerten ihre Theilnahme. Und da Herr von Dörenberg auf die Unterstützung der aufständischen Bauern beschränkt war, wurde der Plan mit leichter Mühe vereitelt. Dörenberg mußte fliehen. Er kam nach Böhmen und nahm Dienste in dem Heldenkorps des Herzogs von Braunschweig.

Die übelste Folge dieser voreiligen That bestand darin, daß viele andere Theilnehmer an den Verbindungen auf die Nachforschungen der westfälischen Regierung bekannt wurden.

Auch der Major von Schill.

Den Lieutenant von Schill haben wir von Kolberg her aus den Jahren 1806 und 1807 in gutem Gedächtniß. Da klangen die drei Namen „Nettelbeck, Schill und Gneisenau“ herrlich zusammen. Der König hatte nach dem Tilsiter Frieden seinen tapferen Lieutenant zum Major, dessen tapferes Freikorps zum Leib-Husaren-Regiment ernannt und ihm als Standquartier die Hauptstadt Berlin angewiesen.

Im December des Jahres 1808, nachdem die französischen Truppen Berlin verlassen hatten, zog die preußische Besatzung ein. Man hatte in der Hauptstadt seit zwei Jahren keine preußische Truppen gesehen. Als endlich unsere Regimenter wieder heranrückten, jubelte das Volk auf allen Straßen aus voller Seele.

Da aber, wo der Major von Schill mit dem Leib-Husaren-

Regiment einzog, durch das Thor und auf den Straßen, wo er vorrückte, stieg der Jubel bis zum Sturm der Begeisterung. Man drängte an ihn, blickte mit verklärten Mienen auf ihn, brachte ihm Hochs und Vivats. Es schien, als wollte man ihn mit seinem Pferde aufheben. „Du warst unser Held“, wollte man zu ihm sagen, „als Viele ihre Ehre feig verloren! Dir trauen wir und auf Dich hoffen wir!“

Der Major von Schill war damals fünf und dreißig Jahre alt, stark und prächtig seine Erscheinung. Er war der Abgott Aller, der Jungen und der Alten, der Damen und Herren, der Vornehmen und Niederen. Die feurigsten Männer, die entschlossensten Feinde Napoleons, gesellten sich zu ihm als Freunde. Die patriotischen Damen hoben seinen Muth durch Huld und Auszeichnung. Alle sprachen zu ihm von Rettung des Vaterlandes, vom Sieg der Ehre über die Schmach der Unterdrückung und die Macht der Despoten.

So stand es um ihn, als der unglückliche Erfolg des Aufstandes im Königreich Westfalen seine Theilnahme an den geheimen Verbindungen verrieth. Es war vorauszusehen, daß die westfälische Regierung vom Könige von Preußen seine Auslieferung fordern würde.

Da führte er am Nachmittag des 28. April im Jahre 1809 wie gewöhnlich sein Regiment mit vollem Gepäck zum Thor hinaus, um draußen zu manövriren. Aber Abend und Nacht wurde: und das Leib-Husaren-Regiment des Major Schill kam nicht zurück.

Schill hatte sein Regiment eine Meile vor die Stadt geführt. Da eröffnete er den Soldaten, was sein Wille sei: „er denke nicht an Rückkehr in die Friedens-Garnison; er wolle mit seinem Einfall in das Königreich Westfalen das Signal zur allgemeinen Erhebung und zum Sturz der französischen Macht in Deutschland geben. Jetzt, da Napoleon in Krieg mit Oestreich verwickelt sei, müsse der Kampf mit seinem Bruder Hieronymus gelingen.“

Noch hatte er nicht zu Ende gesprochen, da unterbrach ihn begeisterte Zustimmung. Keiner wollte von ihm gehen; Alle schwuren, mit ihm zu leben und zu sterben. So allgemein war

die Lust am Kampf, daß Beurlaubte ihren Urlaub aufgaben und von allen Seiten den Fahnen des Regiments zueilten. Offiziere und Gemeine strömten herbei, ihr Glück und ihre Tapferkeit seinem kühnen Kriegsruf zu unterwerfen.

Die Straße nach Wittenberg ging der Zug. Hier überschritt Schill das preußische Gebiet. Denn Wittenberg war die Grenzfestung des Königreichs Westfalen.

Der Kommandant dieser Veste glaubte sich nicht stark genug, der kleinen Schar zu trotzen: er gestattete ihr den Uebergang über die Elbe. Von dort ging der Zug ungestört weiter gegen Dessau, Köthen, Bernburg.

Aus Halle vertrieb Schill die Truppen des Königs Hieronymus. In der Nähe der Festung Magdeburg, beim Dorfe Dodendorf, stieß er auf die ersten französischen Heerhaufen. Die Besatzung des Ortes hatte sich in bedeutender Ueberzahl aufgestellt. Da drangen seine Husaren mit feurigem Muth an, machten einige Gefangene, erbeuteten Fahnen und Geschütze. Aber Schill verlor auch mehrere seiner besten Offiziere. Und nach kurzem Kampf gab er den Angriff auf.

Er warf sich in die kleine meklenburgische Festung Dömitz. Da dachte er gegen die nachrückenden Franzosen sich zu vertheidigen.

Aber die westfälische Regierung bot immer größere Heereskräfte auf. Aus Hannover rückte ein holländisches Korps Kürassiere unter General Gratien, aus Holstein ein dänisches Regiment Infanterie unter General Ewald an.

Zwar empfing auch Schill aus dem Volke von hier und dort Verstärkungen; und schon war er dabei, eine Abtheilung Fußvolk neben den Husaren zu bewaffnen und einzuexercieren. Aber gegen die drohende Macht der Feinde mußte er doch auf Rückzug und festere Stellung bedacht sein.

Bald räumte Schill daher die Veste Dömitz, durchzog das Meklenburgische Land von Westen nach Osten, schlug sich über Wismar, Rostock bis nach Stralsund durch. Hier langte er am 25. Mai an und gewann die Festung nach kurzem Kampf mit einer Abtheilung Artillerie, die er als Besatzung vorfand. In Stralsund wollte er sich bis zur Vernichtung behaupten.

Eiligst ließ er die Festungswerke herstellen, Schanzen aufwerfen, Geschütze richten.

Sechs Tage lang war er ungestört. Aber am 31. Mai sammelte sich die feindliche Macht der holländischen, dänischen und westfälischen Truppen rund umher. An einem von den drei Thoren, durch die Stralsund zugänglich ist, am Knieper Thore, waren die Schanz-Arbeiten noch nicht vollendet. Hier näherte sich die Hauptmacht. Da wurde vergeblich aus den alten eisernen Festungsgeschützen gefeuert. Schills Husaren waren aus den Sätteln gestiegen und bedienten die anstürmenden Feinde mit Kugeln. Endlich mußte das Korps doch den Feinden unterliegen.

Der Widerstand war verzweifelt. In den Straßen tobte der Kampf: ein regelloses Handgemenge, ein wüthendes Raufen, Mann gegen Mann. Jeder wollte Freiheit und Leben um die theuersten Preise verlieren.

Schill war im dichtesten Gewühle. Aber immer kleiner wurde der Raum, auf den seine Husaren zusammengedrängt wurden. Endlich waren sie ganz umstellt. Schon hatte Schill mehrere Wunden. Da sprengte er wüthend auf einen holländischen General an: „Hundsfott, bestell Quartier!" rief er ihn an; spaltete ihm den Schädel. Und sogleich sank auch er, von Kugeln und Säbelhieben getroffen, vom Pferde.

Die Holländer trennten den Kopf der Leiche vom Rumpfe. Den Rumpf begruben sie in Stralsund; den Kopf bewahrten sie in Spiritus und schickten ihn nach ihrer Universitätsstadt Leyden, wo ihn viel Jahre lang Jeder als eine Naturmerkwürdigkeit im Museum sehen konnte.

Erst im Jahre 1837 gelang es der Verwendung des preußischen Königshauses, die Holländer zu bewegen, daß sie vom Ruhme dieser Siegesbeute abstanden. Im neun und zwanzigsten Jahre nach Schills Tode wurde sein Haupt in Braunschweig beigesetzt.

Wie eine verheerende Wetterwolke hatte er mit seinem Häuflein durch's Land gebraust. Wo er erschien, schlug es ein, zündete und verdarb. Aber der Sommer war noch nicht da,

die Saaten der Felder noch nicht aufgegangen. Nur die Schrecken, nicht den Segen des Gewitters konnte er mittheilen.

Selig sind, die Leid tragen.

Als es zu diesem Unglück aller Enden kam, gab es Stunden bei Tage und Nacht, in denen der König vor Verzagen wie betäubt dasaß. Er quälte sich unter Zweifeln an der Güte und Weisheit der göttlichen Vorsehung.

Wenn die Königin den unaussprechlichen Schmerz ihres Gemahls sah, kam zu ihrem eignen Gram noch der Jammer um sein Leiden.

Dann ging sie mit heißen Thränen von ihm hinweg, und mit zitternder Stimme, wo sie Niemand hören konnte, rief sie: „Gott, mein Gott, warum hast Du uns verlassen?“ Sie rief es immer wieder und wollte Antwort haben. Doch Alles schwieg.

Sie weinte, daß ihre Augen schmerzten. Die blauen Augen wurden matt und trübe; die rothen Wangen wurden bleich und blaß. Sonst lächelte es um ihren Mund so glücklich, jetzt kam es wie ein ängstliches Beben an ihre Lippen.

So saß sie oft Nächte lang und fragte: „Gott, mein Gott, warum hast Du uns verlassen?“ —

In dieser Zeit war und blieb der Bischof Borowski Beiden, dem Könige wie der Königin, Trost und Stütze zum Ausharren und Vertrauen.

Er lehrte den König aus der heiligen Schrift und aus der Geschichte aller Zeiten: „daß die Wege Gottes oft dunkel und verborgen, nie aber dem Heile des Guten zuwider sind. Oft bedürfen Staaten und Fürsten der Besserung. Die Schlacken müssen von ihnen weggebrannt werden, die im Glück an sie gekommen sind. Dazu sendet der Herr das Feuer der Trübsal und die Pein des Unglücks. Aber der Gute harrt aus! Und Gott allein weiß Maaß und Ziel.“

Wenn der Bischof Borowski so zu ihnen sprach, voll Kraft und ohne Scheu, kam es ihnen Beiden zu Sinne, als wenn ein Prophet vor ihnen stand. Und mit Freude unterwarfen sie sich dem Willen des Herrn, der ihnen verkündet wurde.

Eines Sonntags kam der Bischof Borowski zur Königin. Sie war allein in ihrem Zimmer. Schnell stand sie auf und ging dem würdigen Herrn entgegen.

Getrost und glücklich redete sie ihn an: „Nun habe ich mich hineingedacht in den köstlichen Psalm, den Sie mir neulich zeigten. Ja, er ist wahr und schön!

„Wenn der Herr uns schwer Belastete erlösen wird, wird uns wie Träumenden sein!

„Unser Mund voll Lobes, unsere Zunge voll Rühmens!

„Mit Thränen läßt er uns säen, aber mit Freuden werden wir ernten.

„Dann wird alle Welt sagen: der Herr hat Großes an uns gethan!

„Er setzt dem tobenden Weltmeer Ufer und Grenze. Herr, gieb auch unsrer Noth Ende und Ziel!

„Deine Trübsal schüttet edlen Saamen in unsere Seele. Wenn er gewachsen und gereift ist, bringen wir mit Jubel volle Garben!"

Die Königin sprach den Psalm mit sanfter Wehmuth und stiller Sehnsucht. Es war auch an ihr klar geworden: „Selig sind, die Leiden tragen. Gott wird sie trösten!"

Der Psalm ist der einhundert sechs und zwanzigste in unserer heiligen Schrift.

Rückkehr des Königs und der Königin nach Berlin am 23. December 1809.

Als alle Stürme dieses Jahres 1809, — der Krieg in Oestreich, die bewaffneten Erhebungen aller Orten, — ausgetobt hatten, sollte es mit der Reise unseres Königshauses aus Ostpreußen nach Berlin, endlich ernst werden. Im Dezember des Jahres wurde sie ausgeführt.

Ueberall, wo der König und die Königin fuhren, wurden sie von der Freude und dem Willkommen des Volkes begrüßt. In Berlin empfing sie der lauteste Jubelruf.

Die Königin saß mit ihren beiden Töchtern, den Prinzessinnen Charlotte und Alexandrine und mit dem Prinzen Karl in dem viersitzigen Prachtwagen, den die Bürgerschaft der Haupt-

stadt ihr zum Geschenk entgegengeschickt hatte. Er war mit Sammet und Silberstickerei reich ausgeschmückt.

Der König, in der Uniform seiner Garde, den Czako auf dem Kopfe, ritt auf seinem braunen Pferde dem Wagen der Königin voran.

Der Tag, an dem sie in Berlin einfuhren, war ziemlich derselbe, an dem die Königin vor funfzehn Jahren, damals als Braut des Kronprinzen, eingeholt worden war: der 23. Dezember.

Damals war es ein heiterer, hoffnungsvoller: diesmal ein wehmüthiger, erinnerungsschwerer Festtag.

Wohin der König in Berlin zuerst gehen will.

Nachdem der König und die Königin an dem freundlichen Empfang sich herzlich erquickt hatten und in ihrem Palast abgestiegen waren, kam der Magistrat der Stadt zu ihnen und bat: „die Majestäten möchten des Abends in's Theater kommen, wo zu ihren Ehren eine große Oper eingerichtet sei."

Der König aber antwortete: „Nicht so, meine Herren! Mein erster Gang in Berlin ist in die Kirche. Gott die Ehre und der Dank!"

Fünfter Abschnitt.

Krankheit, Tod und Begräbniß der Königin Luise.

Paretz, am 20. Mai 1810.

Es war ein wonniger Maitag. Die junge Erde voller Leben, der blaue Himmel hoch gespannt. Da fuhr der König und die Königin nach dem stillen Landgut hinaus.

Sie gingen in den Gängen unter Bäumen, unter Blumen, die Königin am Arm des Königs.

Sie gingen an allen Plätzen der Erinnerung vorüber. Ihr ganzes Leben, sein Schmerz und seine Freude, seine Hoffnung und sein Verzagen, stand vor ihrer Seele.

Sie kamen in den Park, den reich belaubten. Des Waldes Stille senkte sich in ihr Gemüth.

Nun traten sie hinaus. Das Grün der Wiesen, das Leben der Dörfer, die Silberwendung des Flusses, der ganze Reichthum der Erde lag vor ihren Blicken. Und darüber ging die Sonne unter.

„Die Sonne eines Tages geht dahin," sprach die Königin. „Wer weiß, wie bald die Sonne unseres Lebens scheidet!"

Die Königin hing am Arm des Königs. Sie gingen Beide schweigend weiter den Fußsteig zur Landstraße hinab. Da wartete der Wagen. Sie stiegen ein. Und fuhren ab.

Die Königin war zum letztenmale dort.

Als der König nach mehreren Wochen wieder hinkam, lag die schwerste Trauer in seinem Herzen. Die Sonne seines Lebens war untergegangen. Er ordnete die Denkmale zur Ehre der Abgeschiedenen.

Die Königin verlangt nach ihrer Heimath.

Schon lange hatte die Königin gewünscht, ihren Vater, den Herzog von Meklenburg=Strelitz, einmal zu besuchen.

Früh als sechsjähriges Kind war sie aus dem väterlichen Hause gekommen. Nach dem Tode ihrer Mutter im Jahre 1782 hatte ihre Großmutter, die verwittwete Landgräfin von Hessen=Darmstadt, sie in Obhut genommen. Und seitdem war Luise nicht wieder in das Haus ihres Vaters gekommen — bis auf eine flüchtige Nacht, die sie auf einer sehr eiligen Reise jetzt vor sieben Jahren in dem Lustschlosse ihres Vaters, Hohenzieritz, zugebracht hatte.

Da empfand die Königin eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihrer Heimath. „Unter dem Dache meines Vaters möchte ich doch wieder einmal ruhn!" So sprach sie.

Es ahnte Niemand, daß ihre Sehnsucht nach der Heimath dem weiten Blick in's ewige Heimathsland verwandt war. Es dachte Niemand, daß das gastliche Dach ihres irdischen Vaters ein Sinnbild der ewigen Friedenshütten des himmlischen Schöpfers sei.

Der König hatte keinen Grund, ihr den Wunsch zu versagen. So reiste die Königin am 25. Juni des Jahres 1810 von Charlottenburg zum Besuch ihres Vaters nach Strelitz ab.

Ankunft der Königin in ihrem Vaterhause.

An der Grenze des väterlichen Fürstenthums, des Herzogthums Meklenburg=Strelitz, in dem kleinen Städtchen Fürstenberg hielt der Wagen der Königin. Sie blickte hinaus. „Ach, da ist mein Vater!" rief sie, sprang voller Freude aus dem Wagen in ihres alten ehrwürdigen Vaters Arme. Er war seiner Tochter bis hier entgegen gekommen.

Nun setzten sich Beide in einen offenen Halbwagen und fuhren nach der Hauptstadt des Herzogthums, nach Strelitz.

Am Eingang des Schlosses, an der Schloßtreppe, stand die Landgräfin von Hessen=Darmstadt. „Die liebe Großmutter!" sprach die Königin, und unter Thränen der Freude und

Wehmuth umarmte sie ihre Pflegerin, ihre zweite Mutter, ihre Großmutter, die ein und achtzigjährige würdevolle Frau.

„Ja, nun bin ich in meiner Heimath," sprach die Königin, „unter meines Vaters Dach und bei meiner Mutter. Ich fühle, ich werde sehr glücklich sein."

Perlen bedeuten Thränen.

Am 27. Juni des Abends versammelten sich im herzoglichen Schlosse zu Strelitz die Herren und Damen der Stadt und des Landes, um der Königin von Preußen ihre Aufwartung zu machen.

Alle erstaunten über die Würde und Hoheit ihres Wesens, „Gott hat sie geprüft. Aber erhaben ist sie aus den Drangsalen hervorgegangen." So sprach Einer zum Andern, ohne daß es die Königin hörte. „Eine Siegerin nach dem Willen des Herrn!"

Im Gespräch mit ihr vermied aber Jeder die Erinnerung an die Widerwärtigkeiten der Vergangenheit und des gegenwärtigen Augenblicks. Jeder wollte ihr Erfreuliches sagen.

Eine Dame, Frau von Jaßmund, bewunderte die Perlen, die die Königin trug.

„Ich habe sie zurückbehalten trotz der Noth des Staates," antwortete die Königin, „als ich meine Brillanten hingab. Perlen bedeuten Thränen. An meine Leiden, mit denen Gott mir Prüfung gesendet und Liebe erwiesen hat, erinnere ich mich gern."

Der König kommt nach Strelitz.

Am 28. Juni kam auch der König, wie er versprochen hatte, nach Strelitz. Die Königin war voll unbeschreiblicher Freude, nun auch ihren Gemahl im Vaterhause begrüßen zu können.

„Nun erst bin ich ganz froh!" sprach sie zu ihrem Bruder Georg.

Und als sie wegen eines leichten Unwohlseins in den Wohnzimmern zurückblieb, während die Andern die Schloßkirche besahen, schrieb sie im Uebermaß ihrer reinsten Freude an dem Schreibtische ihres Vaters ein paar Worte: „Wie glücklich muß ich sein, da ich Ihre Tochter und des besten Gatten Ehefrau bin!“

Wenig Worte! aber Worte voll seliger Empfindung! — die letzten, die Luise in ihrem Leben geschrieben hat.

Krankheit der Königin.

Am Abend desselben Tages fuhren Alle nach dem Waldschlosse des Herzogs in der Nähe seiner Hauptstadt, nach Hohenzieritz. Auch die Königin fuhr mit, obgleich sie nicht ganz wohl war.

Als sie ankamen, fieberte sie heftiger und ging bald zu Bett. Doch am nächsten Morgen stand sie wieder auf. Sie hoffte, durch einen Gang in der freien Gartenluft die Kopfschmerzen zu vertreiben.

Aber sie war des Abends sehr matt und ging wieder früh zur Ruhe.

Am 30. Juni wollte der König mit der Königin nach Berlin zurückkehren. Jedoch der Husten und das Fieber war am Morgen des Tages heftiger als früher: so daß der Leibarzt des Herzogs, der Doktor Hieronymi, die Reise untersagen mußte. So schob auch der König seine Abreise auf. Er wollte seine Gemahlin trösten und pflegen.

Am Sonntag, den 1. Juli, verordnete der Dokter Hieronymi einen Aderlaß. Die Königin fiel in tiefe Ohnmacht: erwachte aber bald wieder und fühlte sich sehr erleichtert. Die Krankheit schien einen glücklichen Verlauf zu nehmen, die Königin ihrer Besserung schnell entgegen zu gehn.

Nun reiste der König am 3. Juli zu seinen Geschäften nach Berlin zurück.

Von dort schickte er noch seinen Arzt, den Doktor Heim, zur Königin. Auch dieser kehrte bald zurück und brachte die glückliche Botschaft: „es wird Alles gut gehn!“

Der König war sehr froh darüber. Er vertraute Gott: und seine geliebte Kranke wußte er in treuer Pflege.

Der König in Charlottenburg, die Königin in Hohenzieritz.

In Berlin angelangt, wurde der König selbst von Krankheit ergriffen. Aber nicht so bedeutend. Ob er gleich das Bett ein paar Tage hüten mußte: ließ er doch keinen Tag vorübergehn, ohne der Königin Nachricht zu geben.

Als Luise davon erfuhr, betrübte sie sich auf's innigste an dem traurigen Schicksal, daß sie Beide zu gleicher Zeit bettlägerig waren. „Kann ich zu meinem kranken Herrn nicht nach Charlottenburg gebracht werden, daß ich ihn pflege und warte?" — Man mußte ihr den Wunsch natürlich ausreden.

Darüber war der König auch wieder in der Besserung und schrieb die zärtlichsten Briefe voll Liebe und Herzlichkeit, seiner Kranken zum Trost und zur Stärkung.

Sie las sie wieder und wieder. Jedes Wort von dem Manne, der sie das ganze Leben über mit Liebe begleitet hatte, mit dem sie die schwere Prüfung ihres Ungemachs getheilt hatte, dem sie — und der ihr — die Stütze des Vertrauens und der Hoffnung gewesen war: Alles, was von dem Könige kam, sprach erfreuend zu ihrer Seele.

„Welch' ein Brief!" rief sie mehrmals. „Wie glücklich ist, wer solche Briefe empfängt!"

Auch von ihrer Tochter Charlotte bekam sie an deren Geburtstag, am 13. Juli, einen zärtlichen Brief. Die Königin hatte die reinste mütterliche Freude an der Hingebung und Liebe, an der Sorge und Angst ihrer Tochter um sie.

Hoffnung und Besorgniß.

Unterdessen ging es mit der Gesundheit der Königin besser und schlechter, wie es der Tag und die Stunde gab.

Zuweilen, wenn der Husten und die Beklemmung nachließen, schien die Königin ganz gesund. Ihr Geist war frei von allen Einflüssen der Krankheit. Ihr ganzes Leben mit allen Umständen aus der Vergangenheit und Gegenwart lag klar vor ihrer Seele: mit Lebhaftigkeit erinnerte sie sich aller Dinge, erkundigte sie sich nach Diesem und Jenem, was zu wissen ihr am Herzen lag.

Dazu erfuhr sie die sorgsamste Pflege: von ihrer Schwester, die gegenwärtig war, der Prinzessin Friederike von Solms; von ihrem Vater, dem alten Herzog; von ihrer Großmutter, der noch älteren Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

Ja, wenn sie diese Alle mit rastloser Treue, mit immer lebhafter Theilnahme um sie beschäftigt sah; wenn sie sie der Ruhe der Nacht, der Bequemlichkeit des Tages sich berauben sah, um zu ihrer Pflege nichts zu versäumen: dann kam es der Königin vor, als müßte sie für die Gesunden sorgen und ihnen Pflege bereiten.

„Daß die Sorge um mich Euch nicht krank macht!“ sprach sie und bat, um ihretwillen ruhig zu sein.

So stand es viele Tage über, die ganzen zwei Wochen vom Anfang Juli bis zur Mitte des Monats. Man fürchtete und hoffte: wohin der Augenblick sich neigte. Aber mit ganzer Ruhe gab man sich dem Vertrauen nicht hin.

Die Gefahr nimmt Ueberhand.

Nur die Aerzte wurden allmälig besorgter und erkannten mit Widerstreben immer genauer, wie es stand und was zu befürchten war.

Als vollends am Morgen des 16. Juli ein heftiger Brustkrampf sich einstellte und trotz aller angewandten Mittel nicht beruhigt werden konnte; als eine Stunde über die andere verging, ohne daß die Königin einen Augenblick von den ängstlichsten Schmerzen frei war; als die Beklemmungen überhand nahmen und der Athem der armen Gequälten auszugehen schien; als die Königin selbst einmal über das andermal rief: „mein Ende ist nah!“ da wollte auch der Leibarzt des Herzogs mit falscher Hoffnung nicht mehr täuschen. Er erklärte, was ihm zur traurigen Ueberzeugung geworden war: „daß ein Fehler am Herzen der Grund der Krankheit sei; daß der nicht geheilt werden könne; daß, was darauf folgen müsse, nur Eins sei: heute oder morgen der Tod.“

Mit Schrecken vernahmen Alle die Nachricht. Aber sie verbargen ihren Schmerz und ihr Entsetzen, um die scheidende Kranke nicht noch mehr zu quälen.

Endlich um ein Uhr Nachmittags, nach fünf langen Stunden, ließen die Krämpfe nach. Die Königin athmete wieder auf.

„Ich befahl meine Seele Gott,“ sprach sie leise; „aber ich lebe noch unter Euch.“

Ihre Schwester, die Prinzessin Friederike, ihre Großmutter, die Landgräfin, hielten ihre Hände. Aber sie wandten sich bald ab und weinten. Sie wußten, was kommen würde, und wagten nichts zu hoffen.

Tags darauf, am Dienstag den 17. Juli, kamen aus Berlin, vom Könige gesandt, dessen Aerzte, der Doktor Heim, der Generalarzt Görke, der Leibarzt Wiebel und der Wundarzt Schmidt.

Nachdem sie die Krankheit der Königin beobachtet hatten; als sie sahen, wie ihr unter den wiederkehrenden Brustkrämpfen die Luft ausging; als sie auf die Aufforderung, die Arme auszubreiten und höher zu heben, sie klagen hörten: „ich bin Königin, aber meinen Arm kann ich nicht bewegen!“ da wußten sie Alle, daß ihr Leben von dem unheilbaren Uebel ganz angegriffen und übermannt war. Sie konnten der Erklärung des herzoglichen Leibarztes nicht widersprechen.

Schon vorher waren Eilboten zum Könige nach Berlin gesandt: „er möchte seine Reise beschleunigen!“ Man fürchtete, er werde seine Luise nicht mehr am Leben finden.

Mittwoch, den 18. Juli, und die Nacht zum Donnerstag.

Der folgende Tag, der achtzehnte im Juli, verging wie die früheren: wechselnd unter Schmerzen, die die Königin bis zum Tode quälten und unter freien Momenten, in denen ihr Auge klar und ruhig, ihre Seele vertrauend und hoffnungsvoll sich erging.

Doch wurde das Athmen immer schwerer; alle Kräfte ihres Lebens schienen allmälig zu ermatten.

Darüber kam die Nacht zum folgenden Tage. Die Aerzte hatten keine Macht, den Krämpfen, die in immer schnelleren Zwischenräumen wiederkehrten, vorzubeugen. Man fürchtete, das Letzte sei in größter Nähe.

Hätte Jemand die Zeit festhalten können: er hätte es zu den nächsten Minuten nicht kommen lassen. Jeder fürchtete einen neuen Schritt in's Leben: Keiner wollte ihn thun. Alle, die im Schlosse waren, täuschten die Nacht um ihre Ruhe und um den stillen Schlaf. Alle waren besorgt und geängstigt. Wer sich zurückzog, that es zum Gebet und zur Ergebung unter Gottes Willen.

Die Brustbeklemmungen wurden immer ängstlicher. Häufig verlangte die Königin zu trinken. Leise ächzte sie. Das Leben soll dem Tode weichen: aber noch ist es da: voll Qual unter seiner eigenen Ermattung und Hinfälligkeit.

Man sprach ihr Theilnahme zu. „Ich fühle keine Schmerzen," antwortete die Königin in frommer Ergebung: „ich bin nur matt. Und wenn die Krämpfe kommen, ist mir, als sollte ich wegbleiben."

So stand es in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag im Schlosse Hohenzieritz.

Draußen.

Draußen drückten matte graue Wolken über der Erde. Kein Stern vom Himmel drang durch sie. Auf den Feldern, auf den Straßen war Alles leer und öde.

Nur Eines Weges trabten und stäubten die Pferde, knarrten und rollten die Räder. Das war des Weges von Berlin zur kranken Königin.

Und drinnen saß der König.

„Werde ich mein liebes Gemahl noch leben finden? oder hat sie Gott sich schon vertraut?" So fragte er und quälte sich um die Antwort.

„Herr, du hast Macht zum Leben und zum Tode! Ich erwarte in Demuth, was Du mir sendest."

Neben ihm im Wagen saßen seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, seine und der sterbenden Mutter älteste Söhne.

Um zwei, um drei und gegen vier Uhr des Morgens.

Es wurde zwei Uhr des Morgens. Mit Gewalt stürmten die Beklemmungen auf den Athem und das Leben der Königin. Da ließ sie den Doktor Heim rufen.

„Helfen Sie mir von den Beklemmungen!" sprach sie ängstlich und dringend. Der Doktor that, was er konnte. Aber es wollte nicht viel helfen.

„Aber bedenken Sie," sprach die Königin, wie in schmerzlichster Verzweiflung: „bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern stürbe! Helfen Sie mir von der Beklemmung!"

Der Arzt stand da — ein schwacher Mensch. Und an der Königin vollführte sich der Wille Gottes.

Allmälig ließen die Schmerzen nach.

Die Nacht war unendlich lang. „Wenn es erst Tag wäre!" seufzte die Königin.

Aber die Nacht wollte nicht enden. „Was wird es für ein Tag werden?" fragte sie. — „Wolken sind am Himmel," antwortete man ihr: „ein trüber Tag wird kommen!" — „Ein trüber Tag bringt Kühlung," freute sich die Königin: „ich erwarte ihn mit Sehnsucht."

Wieder stellten sich die Krämpfe ein. Man dachte, es wäre zum letztenmal.

Es wurde drei Uhr. Da trat der Herzog in das Krankenzimmer. Er faltete seine Hände, als er die Gequälte sah, und betete: „Herr, deine Wege sind nicht unsere Wege! — Aber — wir müssen sie wandeln." Und sah mit Thränen im Auge seine Tochter den Tod bekämpfen.

Gegen vier Uhr trat Heim an das Lager der Königin.

„Der König ist angekommen!" sprach er zu ihr.

„Der König, mein Gemahl?" rief sie. Und Freude und Glück leuchtete aus ihren Augen. „Das hilft mir von den Schmerzen! O laßt ihn zu mir kommen!"

Die Königin stirbt am 19. Juli 1810.

Als der König aus dem Wagen stieg, kamen ihm die Aerzte entgegen.

„Wie geht es hier?“ fragte er.

Die Aerzte schwiegen.

Der König wußte Alles. In seinem Muth vernichtet, trat er in das Sterbezimmer.

Mit Wehmuth und mit Zittern ging er an das Lager, umarmte seine liebe Kranke und konnte vor Traurigkeit kein Wort reden. Er hielt sie lange und fest, als wollte er sie nicht sterben lassen. Er hielt sie mit krampfhaften Armen. Das Herz wollte ihm brechen.

„Lieber Freund, was bist du so traurig?“ sprach die Königin mit sanfter Stimme. „Ist es denn so gefährlich mit mir?“

„Nein, nein!“ besann sich der König schnell. „Ich sehe dich so leiden. . Das ist mein Schmerz.“

Und — als hätte er den besten Muth, so erhob er sich und sprach weiter: „Gottlob, daß ich hier bin!“

Freudenthränen entstürzten den Augen der Königin. Sie sah auf ihren Gemahl. Und ihre ganze Liebe, ihre volle Seele ruhte auf seiner Gestalt.

Ihm aber wollte die Trauer mit Thränen aus den Augen brechen. Von Angst gequält, eilte er aus dem Zimmer, um draußen Kraft zu sammeln.

„Der König geht von mir,“ rief die Königin schmerzhaft ihm nach. „Er that, als ob er Abschied nehmen wollte. Geht der König von mir, so sterbe ich gleich. Geht, sagt ihm, er solle bei mir bleiben!“

Da kam der König wieder.

„Wie bist du gekommen?“ fragte die Kranke. — „Im offenen Wagen,“ antwortete der König.

„Mit deinem Fieber im offenen Wagen?“ — „Ich fuhr so schneller und kam früher bei dir an.“

„Wer ist mitgekommen?“ — Der König antwortete: „Fritz und Wilhelm.“

„Gott, welche Freude!“ rief die Königin. „Laßt die Kinder zu mir kommen!“

Der Kronprinz und Prinz Wilhelm knieten vor dem Bett der Mutter nieder. „Mein Fritz! mein Wilhelm!“ rief sie wiederholt. Die Söhne weinten bitterlich im Schmerz.

Die Königin fragte nach Diesem und Jenem. Ihr wurde wohl bei aller Nähe des Todes.

Aber nicht lange: da kamen die Krämpfe wieder. Ihre Kinder entfernten sich. Der König blieb. Er sah seine liebe Luise unverwandt an. Er hielt die eine Hand, die andere ihre Schwester, die Prinzessin Friederike.

So wurde es neun Uhr des Morgens.

Der Anfall wurde heftiger. Da öffnete der König die Thüre und rief die Aerzte. Noch wurden einige Mittel zur Abwehr und zur Linderung angewandt. Die Beklemmungen wurden aber gewaltsamer.

Die Aerzte wollten, die Königin solle die Arme ausbreiten und höher legen. „Das kann ich nicht!" sprach die Königin. Und als man ihre Bewegung unterstützte, senkte sie die Arme bald wieder seitwärts und sprach, von Schmerz und Mattigkeit überwunden: „ach, mir hilft nichts als der Tod!"

Darauf neigte sie den Kopf sanft zur Seite.

„Herr, kürze meine Leiden!" betete sie.

Und verschied.

Der König saß da, in seinen Schmerz versenkt. Er war verlassen von seiner geliebten Luise. Ihre Augen waren gebrochen: ihre Seele von der Erde gehoben.

Bald stand er auf: drückte der Todten die regungslosen Augen zu. Dann führte er seine Söhne an das Bett ihrer Mutter. Mit Schluchzen stürzten sie auf ihre Kniee und benetzten die todten Hände mit Thränen.

Alles war still, von Gram überwältigt.

Sie aber lag ruhig da, verklärt und versöhnt. Mit ihrem lächelnden Antlitz sprach sie noch: „ich habe ausgelitten! es ist vollbracht!"

Sie war in ihrem Vaterhause. Und ihre Sehnsucht war gestillt.

Alles Volk betet.

Als diese Trauer-Nachricht durch das Land ging: läuteten alsbald in allen Städten und Dörfern alle Glocken und riefen das ganze Volk zum Gebet in die Kirchen.

Da standen die Priester in schwarzen Gewändern und erhoben ihre Stimmen zum Herrn und sprachen:

„Herr, Du hast uns viel und bitter geprüft! Doch dieses Leid ist schwerer als alles Frühere.

„Zerrissen sind unsere Herzen; zu Thränen geöffnet sind unsere Augen.

„Deine Hand hat uns verwundet, deine Gewalt uns niedergebeugt.

„Doch! — Herr! —

„Was böse scheint, ist gut vor dir! Verwesung hier auf Erden: bei dir ist's Seligkeit!

„Du hast mit unserer Königin Güte uns gesegnet. Nun wollen wir dir danken, da du sprachst: es ist genug!

„Du hast mit ihrer Liebe unseren König beglückt. Nun möge er dich preisen, da du deine Krone ihr auf's Haupt gesetzt!

„Du hast in ihrer Kinder Herzen den Segen ihrer Zärtlichkeit gedrückt. Nun mögen sie dich loben, da du ihr Bild mit deinem Glanz verklärt!

„Doch! — Herr! —

„Deine Hand hat uns verwundet! Deine Gewalt hat uns niedergebeugt!

„Zerrissen sind unsere Herzen; zu Thränen geöffnet sind unsere Augen!

„Nun hilf uns, Herr, in unserer Noth! läutre unsre Seelen in dem heißen Schmerz!

„Durch unsrer Erde Jammer führe uns Vertrauen auf dich! Zu deiner Gnade Segen geleite auch in dieser Trübsal uns dein Erbarmen!" —

Beisetzung der Königin.

Am Tage nach dem Tode der Königin verließ ihr verwittweter Gemahl mit seinen Kindern das Vater- und das Sterbehaus seiner Todten.

Einige Tage später, am 25. Juli, folgte ihm auf dem Wege von Hohenzieritz nach Berlin der irdische Leib der Königin. — Es war dazu von Berlin, mit acht Pferden bespannt, ein königlicher Leichenwagen nach Meklenburg-Strelitz gesandt. —

Um vier Uhr des Morgens, als die Sonne eben aufging, fuhr der Trauerwagen aus dem Schlosse.

Es geleiteten ihn die preußischen Hofbeamten, das Korps der meklenburgischen Jäger und ein anderes meklenburgischer Kavallerie; der meklenburgische Hofstaat nebst allen Ministern; ferner der jüngste Bruder der Königin, der Herzog Karl von Meklenburg, und der ganze Hofstaat der Königin, der Oberhofmeister von Schilden, die Oberhofmeisterin Frau von Voß, alle Hofdamen und Kammerherrn.

Als der Zug mit dem Todtenwagen an die Grenze des Herzogthums Meklenburg-Strelitz kam, wartete hier bereits die Leib-Escadron der preußischen Garde du Korps und nahm auf dem weiteren Wege die Reste des irdischen Lebens der Königin in Schutz. Die meklenburgischen Hof- und Staatsbeamten, sowie das meklenburgische Militair fuhren und ritten zurück.

Wo der Zug sich bewegte, in allen Städten und Dörfern, die er berührte und in deren Nähe er kam, wurden die Glocken geläutet. Die Magistrate aus den Städten, die Schulzen aus den Dörfern, die Prediger in ihren Ornaten, die Beamten in ihren Uniformen, alles Volk von Klein bis Groß, kam ihm entgegen und begleitete ihn bis an die Grenze des nächsten Orts. Wer Trauerkleider hatte, zog sie an und band Flor um Hut und Arm.

Alle weinten und schluchzten, Alle klagten und Keiner konnte dem Andern sagen: „warum der Herr das gethan?"

Langsam, schweigend und traurig ging der Zug drei Tage lang. Nach dem ersten Tage übernachtete er in Gransee, nach dem zweiten in Oranienburg. Ein Offizier mit seiner Mannschaft Garde du Korps und die Hofbeamten der Königin hielten Wache bei dem Todtenwagen. Die Bürger umstellten in weiteren Linien den heiligen Rest des geliebten Lebens als Ehrenschutz und Ehrenwache. Am 27. Juli fuhr der Trauerzug durch das Brandenburger Thor in Berlin ein.

Auf dem Exerzierplatz im Thiergarten war er von den sämmtlichen königlichen Hof- und Staatsbeamten, sowie von dem preußischen Militair, das zum letzten Ehrengeleite bestimmt war, empfangen worden.

Voran zogen zwei Eskadron Garde du Korps; dann der Kommandant von Berlin mit seinen Adjutanten. Darauf sechs Marschälle aus den Landständen, die Geistlichkeit aller Bekenntnisse, die Dienerschaft der Königin, ihre Hofdamen und Kammerherren. Darauf folgte wieder eine halbe Eskadron der Garde du Korps. Und nun der Parade-Leichenwagen. Hinter diesem ging zuerst der Bruder der Königin, der Herzog Karl von Meklenburg; dann die königlichen Adjutanten; darauf wieder von der Garde du Korps eine halbe Eskadron. Und nun folgten die königlichen Wagen: der leere Wagen der Königin, der der Oberhofmeisterin, die übrigen mit den Hofdamen und Kammerfrauen. Darauf folgten der Graf Kalkreuth, der Feldmarschall; der Freiherr von Hardenberg, der Staatskanzler; alle Minister, alle Generale und Stabsoffiziere: und so weiter die königlichen Beamten und Offiziere nach ihrem Range.

Wo der Zug ging, da hatte die Besatzung ein Spalier gezogen. Die Fahnen und Standarten waren in Flor gehüllt. Choräle wurden gesungen und dumpf wirbelten die Trauertrommeln.

Als der Leichenwagen vor dem Schlosse angelangt war, kam ihm der König mit seinen sämmtlichen Kindern entgegen. Der Sarg wurde nach oben getragen und unter dem Thronhimmel niedergesetzt.

Hier stand er vom 27. bis zum 30. Juli zur Schau. Unzähliges Volk drängte sich hinan, das Todtenbett zu sehen, in dem die Königin schlummerte.

Am 30. Juli des Abends um 8 Uhr wurde sie still im Dome beigesetzt. —

Desselben Jahres ließ der König in Charlottenburg ein Mausoleum bauen. Hier wurde die Leiche am 23. Dezember beigesetzt.

Woran der König in seinem Unglück sich wieder aufrichtet.

Als der König soviel Unglück erfahren hatte und nun auch seine Königin ihm von der Seite geschieden war, ging er schwei-

gend in ernster Wehmuth in sein Kämmerlein, fiel auf seine Knie und betete mit Inbrunst:

„O Herr, wäre dein Wort nicht mein Trost! ich würde in meinem Elend vergehen!

„Du aber richtest mich wieder auf. Dich fürchten und dir vertrauen: das ist die Wurzel meines Lebens für und für!

„Ich lobe dich nicht bloß in guten Tagen: ich lobe dich auch in meinem Jammer!“

Und alsbald stand der König auf, blickte hoch und erhaben vor sich hin, und versah die Pflichten seines Königsthums nach wie vor.

Sechster Abschnitt.

Umschwung der Dinge in den Jahren 1810 bis 1815.

Zwei Mächte im Leben.

Da der preußische Staat durch Krieg und Frieden sehr geschwächt war, sprach der König bei sich:

„Es giebt zwei Mächte im Leben: die eine des Geistes, die andere der Gewalt. Nun der Staat an der letzteren so viel verloren hat, sei unsere Sorge vornämlich, die Macht des Geistes zu pflegen. Der Geist ruft alle Kräfte auf und hält sie wach. Er schafft das Große; und was unmöglich scheint, bewirkt er wunderbar. Dem Geist vertrauen heißt: Gott vertrauen. Gott sendet ihn. Aber der Mensch muß pflegen, was Gott sendet."

Da ging der König daran, die Schulen im Staate zu bessern, überall den Kindern des Volks guten Unterricht zu bereiten.

Dabei scheute er keine Kosten und ließ sich durch Schwierigkeiten aller Art nicht abschrecken. Gerade die größten und theuersten Lehranstalten des Staats wurden in dieser schweren Zeit errichtet. Für alle Wissenschaften des bürgerlichen Lebens wurden zwei Universitäten, die zu Berlin und die zu Breslau, gegründet und erweitert. Für die Wissenschaften des Krieges wurde in Berlin die Kriegsschule geschaffen. — Alles dies geschah in den Jahren 1810 und 1811.

Die ausgezeichnetsten Lehrer wurden an die Anstalten berufen. Mit Büchern und allen Hilfsmitteln des Forschens und Wissens wurden sie reichlich ausgestattet.

Veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden im Jahre 1810.

Von den obersten Staatsbehörden haben wir früher schon einmal gesprochen. Es standen zwei gesonderte Behörden an der Spitze des Ganzen: das Kabinet des Königs und die Ministerien. Vom Kabinet aus ergingen die Befehle, und die Ministerien sollten sie ausführen.

Der Freiherr von Stein hatte vor mehreren Jahren dargethan, daß diese Trennung der höchsten Aemter unzweckmäßig sei. Schon im Jahre 1808 wurden bedeutende Veränderungen in der Sache getroffen. Und auf Veranlassung mehrerer Erfahrungen, die seitdem gemacht waren, wurde nun am 27. Oktober 1810 ein umfassendes Gesetz über die neue Einrichtung der obersten Staatsbehörden ausgegeben.

Hiernach sollten freilich gleichfalls zwei oberste Staatsbehörden stattfinden. Aber nur dem Namen und der Zahl nach waren es zwei; der inneren Einrichtung nach war es so gut wie Eine Behörde: das Kabinet des Königs und der Staatsrath. Die vortragenden Räthe im Kabinet des Königs waren nämlich die Minister, die zu gleicher Zeit die eigentlichen Mitglieder des Staatsraths waren.

Dem höchsten Staatsbeamten, — er führte den Titel „Staatskanzler," — wurden alle Angelegenheiten, die in das Kabinet gehörten, zugeschickt. Er wählte die Sachen, über die er dem Könige Vortrag halten wollte; ertheilte die anderen an die Minister, die sie betrafen, und ließ sie dem Könige Bericht erstatten.

Neben diesem Kabinet war der Staatsrath nur eine Erweiterung derselben Behörde. Denn er bestand gleichfalls aus dem Staatskanzler und den sämmtlichen Ministern. Außerdem nur hatten in ihm die Prinzen des königlichen Hauses Zutritt und Stimme: und dem Könige stand frei, auf bestimmte Frist oder für bestimmte Gegenstände noch andere Personen in den Staatsrath zu berufen, deren Urtheil in einer vorliegenden Angelegenheit ihm wünschenswerth war.

Im Jahre 1810 war es, daß diese Anordnungen getroffen wurden.

Eine andere Verordnung vom 27. Oktober 1810.

An demselben Tage, an welchem diese Verordnung über die Veränderung der obersten Staatsbehörden erlassen wurde, am 27. Oktober 1810, erschien auch eine andere höchst wichtige über die Finanzen des Staats und über die neuen Einrichtungen, die um ihretwillen nothwendig waren.

Der König erklärte, daß der Staat, um seine Verpflichtungen gegen Frankreich und die Staatsgläubiger zu erfüllen, erhöhter Abgaben bedürfe. Der König vertraute dem schon oft bewiesenen vaterländischen Sinne seiner Unterthanen, daß sie den Bestimmungen, die getroffen werden müßten, sich mit Willigkeit fügen würden.

Das ganze Abgaben-System sollte verändert, lästige Bestimmungen dabei aufgehoben und überhaupt der Grundsatz durchgeführt werden, daß Niemand einseitig eine Last tragen, sondern Alle nach ihren Kräften betheiligt würden.

Alle Befreiungen von Abgaben sollten fernerhin aufgehoben, namentlich die Grundstücke, die bisher keine Steuern gezahlt hatten, dazu verpflichtet werden. Der König hoffte, daß die Grundbesitzer, welche diese Maßregel träfe, sich freuen würden, von dem Vorwurf loszukommen, daß sie auf Kosten ihrer Mitunterthanen von Abgaben frei wären. Doch um jedem Widerspruch im voraus zu begegnen, wies er darauf hin, daß die Grundsteuer, die fernerhin von den Gütern gefordert würde, bei weitem geringer sein würde, als die Ritter-Dienst-Verpflichtungen, die von Alters her auf ihnen lasteten und doch jetzt nicht mehr beansprucht würden. Uebrigens erklärte der König, daß seine eigenen Dominial-Besitzungen von der Grundsteuer nicht frei sein sollten: und stellte sich somit jedem Unterthan des Staates gleich.

In Bezug auf die übrigen Abgaben sollten besonders Gegenstände des Luxus, des Wohllebens und der Verschwendung, damit belastet werden.

Außerdem enthielt das Gesetz die Erklärung, daß fernerhin Gewerbefreiheit bestehen, der Zunftzwang aufgelöst werden und Jeder gegen Entrichtung einer Patentsteuer ein Gewerbe betreiben könne.

Wiewohl alle diese Verordnungen die wohlmeinende Absicht des Königs hervorleuchten ließen, fühlten sich doch mehrere Rittergutsbesitzer in ihren Rechten und Freiheiten übermäßig angegriffen und setzten dem Könige in einer heftigen und unehrerbietigen Zuschrift auseinander, daß Grundsätze derart verderblich und gefährlich seien. Die Sache wurde von ihnen so auffallend betrieben, daß der König sich genöthigt sah, sie dem Justizministerium zu überweisen, und bald darauf ihrer zweie zur Festung zu schicken. Wir wollen nichts Näheres davon erzählen.

Das Volk war im Ganzen mit den Mitteln einverstanden, die der König ergriff, um den Wohlstand des Landes zu heben und den Kredit des Staates bei seinen Gläubigern zu bewahren.

Anlaß zum Kriege zwischen Rußland und Frankreich.

Zur Zeit des Tilsiter Friedens hatte der Kaiser Napoleon zum Kaiser Alexander von Rußland gesprochen: „Frankreich muß im Westen herrschen, Rußland im Osten. Zwei Herren in Europa, zwei Gleiche und zwei Brüder!" Solche Freundschaft und solch Einverständniß bestand damals.

Seitdem waren vier Jahre verflossen. Und das gute Vernehmen ging zu Ende.

Der Kaiser Napoleon hatte unterdessen Spanien und Portugal überwältigt, Italien bis auf den letzten Rest unterworfen, das Kaiserthum Oestreich noch einmal geknickt, hatte den nordwestlichen Theil von Deutschland mit Frankreich verbunden. Bei so ungeheurer Vergrößerung seiner Macht kam es ihm nun besser vor, wenn er allein der Herr in Europa wäre. Und beschloß die Macht des einzigen Fürsten zu brechen, der auf dem Festland des ganzen Welttheils sagen konnte: „Mir hat Napoleon noch nichts angethan!"

Schon dadurch, daß Napoleon den nordwestlichen Theil von Deutschland zu Frankreich schlug, hatte er den Kaiser von Rußland reizen wollen. Denn im Nordwesten Deutschlands liegt das Herzogthum Oldenburg, dessen Erbprinz mit der Schwester Alexanders vermählt war. Aber der russische Kaiser wollte damals den Krieg mit Napoleon nicht. So nahm er die

Beleidigung hin und dachte nicht daran, seinen Schwager zu rächen.

Napoleon mußte es auf andere Weise anfangen. —

Kaffee und Zucker sind wichtige Dinge im Leben. Und hier waren sie einmal so gewaltig, daß sie einen großen Krieg, den Untergang der größten Heere, die Europa bisher gesehen hatte, und den Sturz des glänzendsten Kaiserreichs in der Welt zur Folge gehabt haben.

Im russischen Reich wurde nämlich Kaffee und Zucker von englischen Kolonien bezogen und durch englische Schiffe eingeführt. England hatte von diesem Absatz seiner Waaren in Rußland ungeheuren Vortheil. Eine der wichtigsten Bedingungen seines Handelsreichthums lag gerade darin.

Napoleon verbot nun dem Kaiser Alexander, Kaffee und Zucker fernerhin durch englische Schiffe in sein Reich einführen zu lassen: er sollte sie von französischen Kolonien und durch französische Schiffe beziehen. So hoffte Napoleon Beides zu erreichen: sowohl den Handels-Reichthum der Engländer zu ruiniren, dadurch seine Eifersucht gegen diese Großmacht zu kühlen, der er auf keine andere Weise beizukommen vermochte; als auch den Kaiser Alexander seine Uebermacht empfinden zu lassen.

Und er hatte den rechten Punkt getroffen. Denn diese Beschränkung des Handels wollte der russische Kaiser sich nicht gefallen lassen. Er versagte den Gehorsam; rüstete vielmehr seine Heere und stellte sie an der Grenze auf, zum Zeichen, daß er es darauf ankommen lasse, ob Napoleon bei seiner Forderung beharren oder sie zurücknehmen werde.

Kaum erfuhr Napoleon, daß russische Truppen an der Grenze zusammengezogen würden, da schob auch er gewaltige Heere von Frankreich durch Deutschland immer weiter vor, bis an die Weichsel. Die Festungen, die er im preußischen Gebiet inne hatte, die Oderfestungen, ferner Danzig, verstärkte er mit so viel Besatzung, wie sie irgend fassen konnten. Er wollte Alles sogleich bei der Hand haben, wenn der Augenblick käme, über Rußland herzufallen.

Der König von Preußen stellt Hilfstruppen zum Kriege Napoleons gegen Rußland.

Zu Anfang des Jahres 1812 stellte der Kaiser Napoleon an den König von Preußen und an den Kaiser von Oestreich die Forderung: „sie sollten ihm zu seinem bevorstehenden Kriege mit Rußland Unterstützung geben: der König von Preußen 20,000 Mann, der Kaiser von Oestreich 30,000.“

Da überlegte unser König, was er thun solle.

Einige seiner Räthe sprachen: „die Zeit sei gekommen, daß Napoleons Macht gebrochen werde! Der König solle auch den Schein des Einverständnisses mit Napoleon ablehnen; solle sich mit Rußland verbinden und gemeinsam den Krieg gegen Frankreich führen.“

Der König aber überlegte anders. Er sah sein ganzes Land von Franzosen überlagert, die größten seiner Festungen von feindlichen Besatzungen erfüllt. Dreizehn breite Straßen gingen durch Preußen, auf denen der Feind mitten im Frieden die gewaltigsten Heermassen ziehen lassen konnte. Es bedurfte gar nicht des Krieges, um Preußen von Frankreich völlig abhängig zu machen. Seit dem Tilsiter Frieden hatte das Königreich durchaus nicht die Macht, seinem Feinde zu trotzen. Es müßten denn ganz unvoraussichtliche Umstände die Lage aller Dinge vorher geändert haben!

In diesem Augenblick erkannte der König von Preußen noch nicht den Wink, den er von der Vorsehung erwartete. Er sprach vielmehr: „Sobald ich des Kaisers Forderungen nicht erfülle, raubt er mir mit einem Schlage Land und Thron. Seiner Truppen in meinem Staate sind mehr als die eigenen; seine Festungen im Lande sind stärker als die meinigen. Ich muß ihm wohl willfährig sein und mit nach Rußland meine Heere senden. Gelingt es ihm, so habe ich seinen Willen erfüllt. Er kann mit Recht mir dann nichts anhaben. Gelingt es ihm aber nicht, so wird der Herr der Schicksale zum Kampf bessere Zeiten senden.“

Auch der Kaiser von Oestreich genügte der Forderung Napoleons und gab 30,000 Oestreicher zum Heere der Franzosen.

Was Napoleon und was das preußische Volk im Herzen spricht.

Als der Kaiser Napoleon auf seine Forderung an den König von Preußen die zusagende Antwort empfing, sprach er bei sich:

„Ich hasse diesen stolzen König! Er geht zu gerade seines Weges und thut zu ernsthaft seine Pflicht. Er schmeichelt mir nicht, wie die anderen, und thut doch Alles, was ich fordere. Heut oder morgen, ich muß ihn dennoch ganz zu Grunde richten!“

Und um dies seiner Zeit leichter zu können, stellte er jetzt obenein die Forderung, daß der ganze preußische Staat ihm zur Verfügung gestellt würde, alles Geld und alle Leute, wie er sie brauchte. Nur zwei Festungen, Kolberg und Graudenz, und einen Theil von Schlesien mit Breslau ließ er dem Könige zum Eigenthum.

Als auch diese Demüthigung über Preußen erging, sprach alles Volk in allen Städten und überall auf dem platten Lande: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“

Der Kaiser Napoleon auf dem Thron der Zaren.

Im Jahre 1811 fuhr alle Nacht ein butrother Komet daher und strich mitten durch den Himmel. Die Menschen sahen ihn und sprachen: „Wir haben seit Jahren Krieg und Blut auf der Erde. Auch wird es im nächsten nicht daran fehlen. Was soll durch dieses Zeichen noch geweissagt sein?“

Im Jahre 1812 rückte Napoleon gegen Rußland. Seine Armee war mehr als eine halbe Million Menschen, mehr als hundert tausend Rosse und anderthalb tausend schwere Geschütze.

Im Juni sollte sie über den Riemen setzen, den Grenzfluß zwischen Preußen und Rußland. Napoleon ritt am Abend vorher das Ufer entlang. Er wollte eine Furth suchen. Da stolperte sein Pferd und warf ihn in den Staub. Napoleon achtete nicht auf das Wahrzeichen.

Tags darauf, als die Armee hinüber setzte, sammelten sich alle Wolken des Himmels, preßten die sengende Schwüle des

Sommermondes zu Blitzen. Die zuckten hin und her, rechts und links, quer und gerade. Und der Donner rollte ohne Unterlaß. Aber geordnet unter der Verwirrung des Himmels und furchtlos durch sie hin, zog das Heer des Kaisers.

Als er auf russischer Erde war, sprach er: „Das Gewitter von Westen kommt über dieses Land! Die Schicksale Rußlands sollen durch mich erfüllt werden!“ Und zu den Anführern seiner Truppentheile sprach er: „Nach Moskau! zur heiligen Stadt der alten Zaren! Denn wer das Leben fassen will, greife nach dem Herzen!“

Der Kaiser von Rußland hatte seine Rüstungen noch nicht vollendet, als diese ungeheure Macht in sein Land brach. Um in der ersten Schlacht nicht zu schwach befunden zu werden, beschloß er, die Truppen, die unweit der Grenze standen, ins Innere zurückzuziehen und dort mit Armeen, die von Norden, Osten und Süden kommen sollten, zu verbinden.

Der Kaiser Napoleon wollte eine Schlacht und zog eilends nach. Der russische Feldmarschall wich immer aus.

Die Heere, die russischen und französischen, zogen weiter nach Osten, durch Litthauen, bis Smolensk.

Smolensk ist eine große Stadt und mehr schon als der halbe Weg vom Niemen bis nach Moskau. Hier ist ein altes Heiligenbild. Das thut den Russen, die mit gläubigem Herzen vor ihm knieen, alle Wunder, um die sie bitten. Smolensk wollte ihr Feldherr vor den Franzosen vertheidigen.

Aber die Angriffe stürmten gewaltig, die Masse der Franzosen rückte donnernd an. Die Russen mußten auch Smolensk räumen. Sie zogen weiter des Weges nach Osten. Smolensk stieg hinter ihnen in Flammen auf.

Da riefen die Russen: „Unsere Heiligen zerstört er! unsere Götterbilder vernichtet er!“ Und ließen sich vor Wuth gegen die Franzosen kaum halten.

Aber ihr Feldherr führte sie weiter, immer weiter, bis eine kurze Strecke vor Moskau. Hier erst, bei Borodino, wollte der General Kutosow die heilige Stadt dem Feind verwehren.

Der Schlachttag ging zu Ende: hundert tausend Todte

und Verwundete lagen von beiden Seiten herum. Und der Sieg war den Franzosen geblieben.

Sieben Tage noch —: am 14. September rückten die französischen Garden in die heilige Stadt ein. Und der Kaiser aus Paris residirte in der Burg der russischen Zaren, im Kreml zu Moskau.

Von hier sandte er Boten in alle Welt. Die verkündeten: „Der Kaiser Napoleon hat Rußland überwunden! er sitzt auf dem Thron in Moskau!" In all seinen Landen, in Frankreich, Deutschland, Italien, Holland, wurden Dank- und Freudenfeste über diese neuen Siege und Triumphe gefeiert.

„Hier bleibe ich nun den Winter," sprach er zu seinen Marschällen, „besetze mit meinen Truppen den Mittelpunkt des russischen Landes. Unterdessen wird der Kaiser Alexander um Frieden bitten. Ich aber gebe ihm nur für diesen Winter Waffenruhe und erobere im nächsten Sommer das ganze russische Kaiserreich."

Aber der Komet vom Jahre 1811 war zur Weissagung anderer Dinge erschienen.

Napoleons Einzug und Abzug von Moskau.

Schon mit dem Einzug Napoleons in Moskau hatte es eine eigene Bewandniß.

Die Stadt war von den russischen Soldaten, den einheimischen Behörden und Beamten, von allen Vornehmen und Wohlhabenden verlassen. Nur Arme, Fremde, besonders Kaufleute, die von den Franzosen Gewinn zu ziehen dachten, dazu alles Gesindel der großen Stadt, waren geblieben. Die Thüren der meisten Häuser waren verrammelt, die Fenster mit Läden vernagelt, die Gewölbe verriegelt.

Als Napoleon ans Ende der Vorstadt angelangt war, dachte er: „Die Abgesandten der kaiserlichen und der städtischen Behörden werden vor mir erscheinen und mich als Herrn über sich erkennen!"

Aber es erschien Niemand. Und als Napoleon erfuhr, wie es in der Stadt aussah, konnte er vor Erstaunen und

Aerger sich kaum beruhigen. Er fühlte, solch ein Einzug ist kein Triumph. Niemand hatte sich ihm unterworfen: man übergab ihm die leeren Straßen und die todten Steine.

Am 14. September war Napoleon in Moskau eingezogen. Des Abends brach Feuer aus.

Bei den vielen Bivouaks auf den Straßen und Plätzen in der Nähe hölzerner Gebäude, bei der Unvorsichtigkeit, Hast und Wildheit, mit der man die leeren Gebäude vom Keller bis zum Boden Abends und Nachts durchsuchte und plünderte, war es nicht anders möglich. Das Feuer brannte an mehreren Stellen.

„Moskau ist groß!“ dachte man und ließ es brennen.

Am 15. September hatten die Feuer weiter um sich gegriffen und neue waren entstanden. Man wollte löschen. Aber, wie sämmtliche Behörden und Korporationen, waren auch die Spritzenleute aus der Stadt gegangen; hatten Leitern und Eimer, Kufen und Schläuche mitgenommen. Das Feuer brannte geschäftig weiter.

Aber Moskau war wirklich sehr groß. Für's erste hatte es nichts zu sagen, wenn auch die halbe Stadt abbrannte. Napoleon in der Zaren-Burg, im Kreml, war darüber noch immer guter Dinge.

Am Morgen des 16. September aber wurde er von dem Knistern und Prasseln, dem Wogen und Rauschen des Elementes rund um die Burg geweckt und geblendet. Ein gewaltiger Sturmwind hatte über Nacht die Flammen hier und dorthin geworfen. Napoleon stand auf der Terrasse der Burg und sah dem Schauspiel zu. Da wälzte sich ein zischender Flammenwirbel auf ihn selbst her. Es ergriff ihn Angst vor einem bösen Verhängniß. Eilig setzte er sich zu Pferde. Noch gab er — wie in besinnungsloser Wuth des Zornes — dem Marschall Mortier den Befehl, Minen unter die Zarenburg zu legen, sie in die Luft zu sprengen. Dann ritt er mitten durch die Feuerstraßen hin. Sein Haar und seine Kleider sengten. Aber er entkam.

In dem kaiserlichen Lustschlosse Petrowski, weit ab von der Stadt, schlug er seine Residenz auf.

Nach ihm zündete der Marschall Mortier, der mit dem Nachtrabe in der Stadt blieb, die Minen unter dem Kreml an. Ein Theil des Palastes, die Waffensammlung und die Kirche des heiligen Johannes gingen in Flammen auf.

Sechs Tage lang, bis zum 21. September, brannte Moskau. Da fielen starke Regengüsse vom Himmel und retteten etwa den zwölften Theil der Stadt.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen — Ein Schritt.

Im Lustschlosse Petrowski wartete Napoleon, daß Kaiser Alexander ihm Friedensanträge machte. Aber Ein Tag nach dem andern verging: und es erfolgte nichts.

„Wird der russische Kaiser nicht Friedensboten senden?“ fragte Napoleon: „Denkt er noch auf Krieg und Schlachten?“ Und schien verwundert. „Im Herzen seines Landes habe ich meine Adler aufgepflanzt! und er säumt, sich mir zu unterwerfen!“

Der Kaiser Napoleon wartete von heute auf morgen. Aber aus Petersburg kam kein Bote mit Friedensvorschlägen. Weil er es sicher erwartet hatte, machte ihn die Täuschung verdrießlich und unmuthig.

„Der Winter ist im Anmarsch. Es ist mir nicht gelegen, den Feldzug in der schwierigen Jahreszeit fortzuführen.“

So überlegte er. Und immer gespannter und aufgeregter wartete er, ob sich der Kaiser von Rußland nicht besinnen werde.

Je länger es dauerte, um so mehr traten zu seinem Unmuth allerhand Sorgen und Bedenken. Er sah, die Russen hielten ihre Sache gar nicht für verloren. Er erfuhr, daß sie fortgesetzt Heere rüsteten und zusammenzogen. Er dagegen konnte von nirgends Zuzug erhalten.

Da wurde es ihm immer klarer. So ungern er gestehen mochte: länger konnte er sich nicht verhehlen, daß er keineswegs in der glänzenden Lage eines Siegers, sondern mitten unter Gefahren der ängstlichsten Art sich befand.

Moskau ist hundert Meilen von der Grenze ab. Wie

leicht konnte seine Verbindung mit Deutschland und Frankreich durch russische Truppen abgeschnitten werden!

Dazu war das französische Heer um Moskau kaum mehr als hundert tausend Mann stark. Viele waren auf dem Marsche und in den Schlachten zu Grunde gerichtet; große Abtheilungen anderwärts zur Besatzung und Belagerung verlegt.

In dieser Lage war ihm das Ausbleiben der Friedensanträge unangenehm, weil er für sich der Waffenruhe bedurfte. Und da die Gefahr mit jedem Tage wuchs, durfte er nicht länger anstehen: er mußte die Demüthigung über sich nehmen, die er sonst immer seinen Feinden aufgenöthigt hatte. Er mußte um Waffenstillstand bitten.

Als der russische General davon erfuhr, versprach er dem Abgesandten Napoleons, die Sache seinem Kaiser nach Petersburg zu melden und zu befürworten. Er fügte hinzu: „Der Kaiser Napoleon dürfte hoffen, daß sein Antrag in Petersburg genehmigt werde.“

Aber es dauerte lange: Napoleon erhielt keine Antwort. Mehr als ein Monat war vorüber, seitdem Napoleon in Moskau eingezogen war.

Da mußte er endlich merken, daß die Russen ihn so lange mit Hoffnung auf Frieden hinhielten, um ihn desto sicherer zu vernichten. Mit Widerstreben, aber durch alle Umstände gezwungen, entschloß er sich in der Mitte Oktober, unverrichteter Dinge nach Frankreich zurückzueilen.

Nun zogen die Russen ihm nach, Kosaken hier und dort stellten sich rechts und links ihm in den Weg. Er mußte mit Verlusten fast jeden Schritt erkämpfen.

Dazu kam der Winter nun wirklich: und ein entsetzlicher Winter. Die französischen Soldaten erfroren, daß ihre Leichen haufenweise auf den Straßen lagen.

So ging der Rückzug weiter über Smolensk unter fortwährenden Gefechten bei Merlina, Kadowa und anderen Orten. Endlich bei der Beresina, einem kleinen Flüßchen, fielen in den letzten Tagen des November von Norden und Süden russische Heermassen über die Franzosen und vernichteten sie fast gänzlich. Die Franzosen kämpften mit heldenmüthiger Tapferkeit

und setzten, wie in äußerster Verzweiflung, Alles daran. Aber die Russen warfen sich mit immer erhöhtem Grimm über die Franzosen. Sie haßten sie, wie „Räuber in ihrem Vaterland, wie Zerstörer ihrer Heiligthümer.“

Zwei Wochen darauf, am 14. Dezember, gingen nur wenig tausend Mann, als trauriger Ueberrest dieser großen Hauptarmee, über den Niemen auf preußisches Gebiet.

Napoleon hatte seine Soldaten schon vorher verlassen. Er fand zu wenig Freude an Allem, was geschah. Auf einem niedrigen Schlitten saß er, tief in Pelze gehüllt. Um ihn fror es und der Schnee fiel dick und hoch. Finster blickte er vor sich hin.

„Nur Ein Schritt ist vom Erhabenen zum Lächerlichen!“ sprach er. Und hüllte sich tiefer in seine Pelze.

Als er wieder unter Menschen kam, in Warschau, und dort sein Gesandter und die Minister ihn bewillkommneten, antwortete er lachend, wie im Hohn einer übermüthigen Laune: „Ich befinde mich sehr wohl, habe mich nie besser befunden. Etwa wenn ich des Teufels wäre, könnte mir noch wohler sein!“

Er reiste schnell weiter. Am 19. Dezember war er wieder in Paris.

Da übersah er die Listen derer, die für das nächste Jahr ausgehoben werden sollten, rechnete dazu die Heere, die er hier und dort, in Frankreich, Italien, Deutschland, Holland, stehen hatte und fordern konnte, und sprach vergnügt und trotzig: „Ich habe nichts verloren! meine Macht ist noch immer dieselbe!“

Der König beschließt den Krieg, das Volk erhebt sich und die Armee steht gerüstet da.

Als diese Dinge mit dem Kaiser Napoleon sich zutrugen, sprach unser König: „Das ist der Wink von Gott, den ich erwartet! nun darf ich nicht länger säumen!“

Und bald — zu Anfang des Jahres 1813 — ging er von Berlin und aus den Marken, wo überall französische Truppen standen, und begab sich in den kleinen Rest des Königreichs,

in den Theil von Schlesien, den Napoleon mit seiner Macht nicht überzogen hatte.

Hierhin, nach Breslau, folgten ihm die Generale Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, der Staatskanzler von Hardenberg und Andere.

Da, als wenn es einen Zauber gäbe, der den todten Körper lebendig macht: so ging das Wort „Krieg!" durch's preußische Land. Ueberall stand man auf und nahm Waffen zur Hand. Freiwillige Korps traten zusammen, unter den Majoren von Lützow, von Petersdorf. Frauen gaben ihre Männer, Mütter ihre Kinder, Bräute ihre Verlobten dahin. „Erst dem Vaterland die Freiheit! dann unserem Hause das Glück!" so riefen alle und stellten sich unter die Fahnen.

Dazu stand wie auf Einen Wink die geregelte Heeresmacht gerüstet da. Zwei und vierzig tausend Mann hatte der König nach Napoleons Willen im Frieden halten dürfen. Die Hälfte davon, zwanzig tausend, hatten den Krieg im vorigen Jahr gegen Rußland mitgemacht: die waren im Kampfe schon ein wenig erprobt. Dazu war nun die Landwehr schnell eingekleidet; Alles eingeübte taktfeste Truppen. Zusammen viel über hundert tausend Mann.

So konnten König und Volk Muthes und Vertrauens voll sein.

Wehrlos: ehrlos?

Als der König die Landwehr errichtete, hatte er im Sinne, für sie ein besonderes Abzeichen zur Unterscheidung von der Linie anzubringen. Nicht blos an den Uniformen sollte sie kenntlich sein; sondern auf einem Kreuze, das an der Mütze der Landwehrmänner angebracht würde, sollte eine Inschrift stehen, die den Sinn der Volkswehr angäbe.

Da schlugen einige seiner Räthe die Worte: „Wehrlos: ehrlos!" vor. Dem Könige aber gefiel die Inschrift gar nicht. „Das ist nicht war!" sprach er. „Viel brave Leute im Lande hält Alter, Beruf, Familie, Krankheit von den Waffen zurück. Sie sind nicht ehrlos. Viel nützen ohne Schwert der guten

Sache in ihrem häuslichen und städtischen Kreise, auf den Aeckern und in den Werkstätten."

Der König selbst gab eine andere Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland!"

Der König an sein Volk.

Der König bedurfte vor seinem Volke einer Rechtfertigung der Schritte nicht, weder des Bündnisses mit Rußland, noch des Krieges gegen Napoleon. Alle waren einverstanden.

Doch erließ er unter dem 10. März des Jahres 1813 eine Botschaft an sein Volk. Die lautete:

„An mein Volk!"

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, der jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

„Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht: er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, die Quelle des Erwerbs und Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

„Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verpflichtungen hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge, mehr noch wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört.

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf

nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen! Gedenkt der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer!

„Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden. Denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet sie aber lieber für das Vaterland, für euren angeborenen König bringen, als für einen fremden Herrscher, der — wie so viele Beispiele lehren — eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer redlichen Bundesgenossen werden unseren Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen: sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

„Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen — um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit. Friedrich Wilhelm.“

Die Botschaft war vom 10. März datirt: vom Geburtstag der seligen Königin Luise. Wenn sie noch lebte, — das wäre eine Botschaft, würdig der Freude ihres Geburtstags gewesen. Nun sie schon lange dahingegangen war, war es eine erhabene Todtenfeier dieses Tages.

Stiftung des eisernen Kreuzes.

An demselben Tage, dem 10. März des Jahres 1813, erließ der König auch die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Den kräftigen Sinn des Volkes wollte der König durch ein eigenthümliches Denkmal verewigen, den Muth für den bevorstehenden Kampf durch eine besondere Auszeichnung wecken und belohnen.

Zwei Klassen des eisernen Kreuzes und ein Großkreuz sollte es geben.

Beide Klassen bestehen in einem schwarzen Kreuz von Gußeisen in Silber gefaßt; die Vorderseite ohne Inschrift; die Kehrseite oben mit dem Namenszug F. W. und der Krone; in der Mitte drei Eichelblätter; unten die Jahreszahl 1813. Dieses Kreuz wird an einem Bande im Knopfloch getragen: und zwar entweder an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, oder an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung, je nachdem das Verdienst im Kampfe oder nicht im Kampfe erworben ist.

Wenn Jemand zu der zweiten Klasse des eisernen Kreuzes, die immer zuerst ertheilt wird, noch die erste empfängt, so trägt er außer diesem Ordenszeichen noch ein Kreuz an schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust.

Beide dieser Klassen sollen ohne Unterschied an Höhere und Geringere, aus dem Militair- und dem Civilstande, ertheilt und von Allen auf gleiche Weise getragen werden.

Das Großkreuz aber soll ausschließlich an kommandirende Offiziere ertheilt werden, entweder für eine gewonnene Schlacht, oder für eine behauptete oder genommene Festung. Es ist noch einmal so groß, als das eiserne Kreuz beider Klassen, und wird um den Hals an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung getragen.

Schleiermacher deutet das Evangelium von Johannes dem Täufer auf die Zeit.

In allen Städten des preußischen Landes wurden Werkstätten und Fabriken, Schulen und Büreau's leer. In den Krieg

wollten Alle, besonders die Jüngern. Thatenlos daheim sitzen, Anderen die Gefahren und den Ruhm überlassen, mochte fast Keiner. Aus jedem kleinen Ort sandten die Behörden gerüstete Schaaren unter die königlichen Fahnen.

Bevor sie dann zu ihren Abtheilungen gingen, segnete sie der Priester des Orts ein und reichte ihnen Brot und Wein nach dem Vorbild des Heilandes.

In der Hauptstadt des preußischen Staats, in Berlin, standen die Gewehre der Freiwilligen um die Dreifaltigkeitskirche und lehnten an ihre Mauer. Drinnen war es ganz gefüllt. Die Jünglinge von den höheren Lehranstalten, von den Gymnasien und der Universität, weihten sich zum Kampf für das Vaterland. Ihre Väter und Mütter sagten vor dem Altare Gottes ihnen das letzte Lebewohl.

Da stand ihr Prediger, der Doktor Friedrich Schleiermacher, der in der friedlichen Wissenschaft und im heiligen Glauben bisher ihr Lehrer gewesen war. Nun wurde er ihr Anführer zum Kampf. Und deutete ihnen das Evangelium von Johannes dem Täufer auf die Zeit.

Er las das Evangelium, Matthäi 11, 2—6:

„Da Johannes im Gefängniß die Werke Christi hörte, sandte er seiner Jünger zween, und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen und die Lahmen gehen; die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören; die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“

Und darauf hub Schleiermacher mit Predigen und Erklären an:

„Als Christus auf der Erde erschien, begann eine neue Welt, eine bessere Zeit. Johannes bahnte den Weg vor ihm, indem er die Sünden der Menschen mit Ernst und Freimuth züchtigte. Dafür warf ihn Herodes ins Gefängniß. Hier, fern von dem, was geschah, wurde er an Christus irre und ließ ihn fragen: Bist du, der da kommen soll? oder sollen wir eines

Andern warten? Christus antwortete ihm nicht mit Ja oder Nein; sondern nannte die Zeichen der Zeit.

„Auch heute beginnt eine neue Zeit und eine bessere Welt. Die Knechtschaft abthun, Freiheit erringen; der Schmach einen Damm setzen, dem Volke Ehre und Frieden wiedergeben: das sind die Ziele der neuen Ordnung.

„Für den aber, der an ihr irre ist, der noch fragt: ob sie gekommen? oder ob wir ihrer erst warten müssen? für den liegt die Antwort in den Zeichen der Zeit.

„Nun seht um euch, ob sie da sind! ob auch heute die Worte des Herrn in Erfüllung gehen!

„Ob lange gehegte Vorurtheile endlich schwinden: — die Blinden sehen! —

„Ob gelähmte Kräfte sich neu beleben: — die Lahmen gehen! —

„Ob das Verderben, die Unehre der Knechtschaft, erkannt wird und abgethan werden soll: — die Aussätzigen werden rein! —

„Ob was tausendmal verkündet, aber immer überhört ist, endlich Eingang findet! — die Tauben hören! —

„Ob das Veraltete und Abgestorbene einem neuen frischen Leben Platz macht: — Die Todten stehen auf! —

„Ob die ewigen Rechte und Würden aller Menschen in Jedem, auch dem Niedrigsten, erkannt und geehrt werden, und so eine gemeinsame Kraft das ganze Volk durchdringt und begeistert: — den Armen wird das Evangelium gepredigt!“ —

Als der Priester diese Worte des Heilandes sämmtlich erläutert hatte, waren Alle froh und hoch erhoben, daß die Zeichen einer neuen besseren Zeit an ihnen selbst erfüllt waren.

Den Jünglingen pochte es in der Brust. Die Väter wären gern mit ihnen jung gewesen. Die Mütter beschwichtigten ihr Bangen. Und hinaus ging es in den Krieg mit Gott, für König und Vaterland.

Bei Lützen am 2. Mai 1813.

Einen großen Theil ihrer Macht konnten die Preußen und Russen nicht geradezu gegen Napoleon verwenden. Die Franzosen hatten von der Weichsel bis zur Elbe viele Festungen inne, Danzig, Küstrin, Glogau, Thorn, Stettin: die forderten bedeutende Mannschaft zur Belagerung. Um die Polen im Zaum zu halten, mußte ferner eine große Reserve-Armee im Osten bleiben.

Mit den übrigen Truppen aber gelang es, die Franzosen im ersten Schrecken über die Oder und dann über die Elbe zu jagen. Am 4. März zogen sie aus Berlin und haben seitdem unsere Hauptstadt nicht betreten.

Gegen Ende April erschien darauf Napoleon bei seinem Heere in Deutschland. Und bald gab es mehrere Gefechte, bei Möckern, Halle, Weißenfels und anderen Orten, die weder große, noch gerade glückliche Erfolge nach sich zogen.

Um so mehr war man aber entschlossen, die erste günstige Gelegenheit, die sich zum Angriff bot, zu benutzen.

Im Dorfe Groß-Görschen und den anliegenden Oertern in der Nähe von Lützen lagen die Franzosen am 2. Mai ganz ruhig. Der Marschall Ney glaubte, die Hauptmasse der Unsrigen befände sich jenseit Leipzig. Eben dahin war Napoleon mit seinen Kerntruppen, den Garden, abgegangen. Der Augenblick sollte nicht versäumt werden. Und gegen Mittag geschah von unserer Seite mit siebzig Tausenden der Angriff auf mehr als hundert Tausend. General Blücher ordnete sich dem Kommando des russischen Befehlshabers, des Grafen Wittgenstein, unter. Unser König mit dem Kronprinzen und der Kaiser Alexander waren selbst bei den Heeren.

Nur die ersten Stunden des Kampfes vergingen unter anscheinendem Uebergewicht der preußischen und russischen Truppen. Das Ueberraschende des Ueberfalls theilte ihnen einige Vortheile mit.

Napoleon vernahm in der Gegend von Schönau die ersten Kanonenschüsse. Schnell eilte er zurück. Die Garden ließ er nachkommen.

Noch dauerte der Kampf. Aber schon hofften die Verbündeten nicht mehr, den Sieg zu erringen. Sie wollten dem Feinde nur die ganze Stärke des Widerstandes zeigen. Er sollte inne werden, daß an Verzagen und Aufgeben des Kampfes von ihrer Seite nicht gedacht würde.

Ja, als eine preußische Batterie ganz dicht an eine Linie der Franzosen gefahren wurde und sie durch Kartätschen gewaltig erschütterte; als gleich darauf ein Angriff mit dem Bajonet erfolgte und die Feinde gänzlich über den Haufen geworfen wurden, daß die Unsrigen die Höhe des Schlachtfeldes gewannen: erblaßte Napoleon für einen Augenblick. Aber seine Garden waren unterdessen da. Und er gab den wüthenden Angriff zurück. Darauf fuhr er sechszig Kanonen auf die Höhe und ließ ein mörderisches Feuer beginnen. Die Preußen mußten wieder weichen.

Dennoch, als die Nacht den Kampf beendete, hatte Keiner einen Fuß breit vom Schlachtfeld gewonnen. Beide hatten sich gemessen und Jeder die Gewalt des Andern, der eignen würdig, gefunden.

Nur konnten die Preußen und Russen nicht hoffen, im feindlichen Lande, auf dem westlichen Ufer der Elbe, ohne den Besitz eines festen Ortes, sich zu halten. Sie brauchten Verstärkung, Pulver und Kugeln. Deshalb zogen sie über den Fluß zurück: nach Dresden, dann weiter in die Gegend von Bautzen; aber in ruhigen langsamen Märschen, nicht wie auf der Flucht.

Und Napoleon hegte kein Verlangen, sogleich eine neue Schlacht zu fordern. Er zog ebenso langsam nach, bis er in Dresden ankam. Da blieb er für's erste.

Der General Blücher ließ Tags nach der Schlacht seine Truppen vorbeimarschiren und sprach zu ihnen: „Guten Morgen, Kinder! Diesmal hat es gut gegangen! Die Franzosen sind gewahr geworden, mit wem sie es zu thun haben! Der König läßt sich bei euch bedanken. Aber das Pulver ist alle! Drum gehen wir bis hinter die Elbe zurück. Da werden unsere Kameraden kommen. Die bringen uns Pulver und Blei. Dann sollen die Franzosen die schwere Noth kriegen! Wer jetzt sagt: „wir retiriren!“ ist ein Hundsfott. Guten Morgen, Kinder!“

Der Kronprinz bei Lützen.

Als die preußische Landwehr auf den grünen Feldern von Groß-Görschen bei Lützen mitten im Kanonenfeuer muthig vordrang, gesellte sich der Kronprinz, ein junger Offizier von achtzehn Jahren, ihr bei. Er saß auf seinem Braunen; und immer kecker ging es vorwärts. Die Adjutanten mußten mit.

„Wenn ihr euch fürchtet, sprengt zurück! Ich halte bei den tapfern Leuten aus," sprach er zu ihnen. „Denn sie redeten von Gefahr und Vorsicht."

Doch ein General ritt zum Könige und sprach: „Der Kronprinz wagt zu viel! Ich bitte um Euer Majestät Befehle."

„Mein Sohn thut weiter nichts als seine Schuldigkeit!" antwortete der König und entließ den General.

Da wurde es endlich selbst dem kecken Blücher doch zu viel. Schnell ließ er von seinem Stab ein paar Generale hinsprengen: die mußten dem jungen Ritter Umkehr heißen.

„Hab' mir den Feind beschaut! Weiß nun von ihm doch auch ein Wort zu sagen!" sprach er zu ihnen und ritt mit.

Tod des General von Scharnhorst.

Das schwerste Opfer, welches die Schlacht von Lützen den Preußen abforderte, war der General von Scharnhorst.

Er war am linken Bein von einer Gewehrkugel getroffen.

Die Wunde schien langsam zu vernarben. Da ließ es ihm auf dem Krankenbette bald keine Ruhe. „Kann ich nicht mit in euren Reihen stehen: will ich doch Andere für euch werben!" sprach er und unternahm im Auftrage des Königs eine Reise nach Wien, um den Kaiser von Oestreich für die Sache der Verbündeten zu gewinnen.

Aber er gelangte nur bis Prag. Krank fuhr er ein: Die Erschütterung der Reise hatte die Wunde gefährlich aufgeregt. Er mußte sich niederlegen und starb in der fremden Stadt am 28. Juni des Jahres 1813.

Er starb, lange bevor er sagen konnte: „mein Tagewerk

ist vollbracht.“ Der Gründer des Landwehrwesens in Preußen sollte sich an den Erfolgen seiner Schöpfung nicht erfreuen.

Die Leiche wurde, nachdem der Krieg beendet war, nach Berlin gebracht: da liegt sie auf dem Invaliden-Kirchhofe. Ein Löwe schlummert über dem Grabe.

Der König ließ ihm ein marmornes Denkmal setzen. Zwischen dem Zeughause und der neuen Wache in Berlin steht der edle General von Scharnhorst in nachdenklicher Haltung: den einen Arm an den Degen gelehnt; den andern, als ob er einen Gedanken festhielte, erhoben. So hat ihn Christian Rauch, der Bildhauer, dargestellt.

Seine Stelle im militärischen Kommando nahm sein vertrauter Freund, der General von Gneisenau, ein.

Bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813.

Der König von Sachsen, Friedrich August, hatte bisher eine zweifelhafte Rolle gespielt. Er trug Bedenken, sowohl gegen als für Napoleon sich zu erklären. Er wollte seine Schritte von der Entscheidung Oestreichs abhängen lassen; das östreichische Kabinet aber schwankte selbst noch.

Als nun Napoleon in Dresden war, wurde er an dessen Partei gefesselt. Und die Hoffnung der Russen und Preußen auf sächsische Unterstützung schlug fehl.

Das östreichische Kabinet dagegen neigte immer mehr zur Verbindung mit den Preußen und Russen.

Sobald dies Napoleon merkte, erkannte er die Gefahr, die ihm bevorstand. Schon waren die Preußen und Russen ein harter Feind. Wenn noch Oestreich dazu kam, fürchtete er die Macht einer solchen Verbindung.

Napoleon wollte 'dem Erfolge vorbeugen. Und bevor es zu einem neuen kriegerischen Ereigniß kam, suchte er mit dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen Unterhandlungen wegen friedlicher Lösung des Kampfes anzuknüpfen.

Aber diese beiden Verbündeten nahmen für's erste, statt der Antwort auf seine Friedensanträge, den Kampf an, zu dem

Napoleon seine Truppen gleichfalls in die Gegend von Bautzen zusammengezogen hatte.

Hier entbrannten am 20. und 21. Mai zwei Schlachten, deren letztere durch die Erfindung einer neuen Maßregel in der Kriegführung merkwürdig und ein Zeugniß der Besonnenheit unserer Führer geworden ist.

Der erste Tag ging damit vorüber, daß die Franzosen an verschiedenen Stellen vom linken Ufer der Spree, die bei Bautzen vorbeifließt, den Uebergang zum rechten erkämpften. Die Preußen und Russen konnten es mit aller Tapferkeit nicht hindern. Ihrer waren zusammen 84,000 Mann: und der Kaiser Napoleon befehligte hundert und siebzig Tausend.

Die Verbündeten hatten am Abend des Schlachttages die Uebermacht ihres Feindes erfahren. Doch vertrauten sie der erprobten Tüchtigkeit ihrer Heere und wollten am folgenden Morgen das Glück der Waffen nochmals versuchen.

Der Kaiser Napoleon legte wie immer seinen Plan klug und vorsichtig an. Zuerst wollte er den linken Flügel seiner Feinde mit überlegenen Kräften angreifen. Alsdann, wenn sie dorthin ihre Truppen zur Unterstützung gezogen hätten, sollte der Marschall Ney den rechten umfassen. Und er selbst wollte im Centrum mit den vereinigten Massen den letzten vernichtenden Druck geben.

Dennoch wurden in den einzelnen Gefechten, die darauf am rechten und linken Flügel, und in der Mitte stattfanden, mehrere französische Abtheilungen in gänzliche Auflösung gebracht. Die Russen und Preußen schlugen mit Bravour und Hartnäckigkeit.

Nur — mit der Zeit — war die immer anwachsende Uebermacht der Franzosen unleugbar. Und um drei Uhr Nachmittags befahl man den Rückzug.

Vierzig Schwadronen russischer Kürassiere standen dem Feinde und deckten den geordneten Abzug der Preußen und Russen.

Dies war eben die neue Maßregel, zu der die Verbündeten sich hier entschlossen: daß sie den Kampf, der noch nicht beendet, in dem sie weder gesiegt hatten, noch überwunden waren,

abbrachen. Sie wichen zurück, aber flohen nicht. Sie ließen dem Feinde das Schlachtfeld, aber gaben ihm nicht den Ruhm des Sieges.

Die Franzosen hatten keine Gefangene, keine Geschütze, keine Fahnen erbeutet. Die Preußen und Russen führten alles Ihrige mit sich und dazu von den Franzosen einige hundert Gefangene, einige Geschütze und Fahnen. Sie gingen über Wurschen nach Weissenberg, und weiter nach Schlesien.

Als an den folgenden Tagen die Franzosen nachrückten, brachten ihnen die Unsrigen hier und dort mehrere Verluste bei. Der Kaiser Napoleon war nach diesen Schlachten der Meinung, daß ihm Waffenruhe über Alles Noth thue, daß er die eigenen Kräfte bedeutend verstärken müsse.

Und weil die Verbündeten dasselbe Bedürfniß fühlten, kam es bald darauf zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der zuerst bis zum 20. Juli bestimmt, darauf bis zum 10. August erweitert wurde.

Der Waffenstillstand bis zum 10. August 1813.

Während des Waffenstillstandes rüsteten beide Parteien auf's äußerste. Jeder wollte es dem Andern in der Zahl der Regimenter zuvorthun. Denn die letzte Entscheidung liegt doch meistens in der Masse.

Zu gleicher Zeit aber wurden Friedens-Unterhandlungen angeknüpft. Man wollte versuchen, ob die Ruhe Europas nicht auf dem Wege diplomatischer Verständigungen wiederhergestellt werden könne.

Hier begann nun Oestreich eine kräftige, dem Ganzen heilsame Stellung einzunehmen. Der Kaiser schickte seinen Minister den Grafen Metternich, zu Napoleon und bot sich ihm als Vermittler des Friedens an. Er ließ ihm sagen: „Oestreich wünsche den andern Mächten Europas den Geist der Mäßigung mitzutheilen, der die Rechte und den Besitz eines Jeden achtet und schützt; er wünsche eine Ordnung der Dinge herbeizuführen, in welcher der Friede für die Zukunft sicherer

sei; er wünsche die Kräfte der verschiedenen Staaten weise vertheilt, und alle selbstständig und unabhängig nebeneinander.“

Und als der Kaiser Napoleon fragte: „durch welche Bedingung Oestreich diesen Zustand der Dinge gesichert glaubte?“ forderte Graf Metternich: „Wiederherstellung des Papstes, Wiederherstellung der preußischen Monarchie, Wiedergabe italienischer Provinzen an Oestreich, Auflösung des Rheinbundes, Auflösung des Herzogthums Warschau und Theilung desselben unter Rußland, Oestreich und Preußen“ und andere dergleichen Dinge.

Da wurde der Kaiser Napoleon auf's höchste entrüstet und rief: „Also ihr wollt, ohne Schwertschlag soll ich Europa räumen! meine siegreichen Armeen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein und über die Alpen zurückführen! Dazu hat Sie mein Schwiegervater hergeschickt? Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter und seinen Enkel verweisen?“

— Napoleon nannte den Kaiser von Oestreich seinen Schwiegervater. Denn er hatte im Jahre 1810 dessen Tochter, die Prinzessin Marie Luise geheirathet. Und diese hatte ihm am 20. März 1811 einen Sohn geboren, der sogleich bei seiner Geburt den Titel eines „Königs von Rom“ erhalten hatte und dereinst auf den französischen Kaiserthron folgen sollte. —

Der Kaiser verstand sich nicht im mindesten zu den Forderungen Oestreichs und der andern Mächte. Er wollte sogar den Rheinbund noch erweitern, bis zur Oder, so daß also Berlin hätte aufhören müssen, die Hauptstadt eines selbstständigen Königreichs zu sein.

Bei so großer Verschiedenheit der Forderungen war an einen glücklichen Erfolg der Friedens-Unterhandlungen nicht zu denken. Und kaum war die Zeit des Waffenstillstands abgelaufen, als sogleich die feindlichen Begegnungen der Armeen wieder begannen.

Nun war Oestreich aber entschieden, welche Partei es im Kriege wählen solle. Am 12. August 1813 erließ es eine öffentliche Erklärung, daß es dem Bündniß Rußlands und Preußens beitrete und den Krieg gegen Frankreich theile.

Die Streitkräfte beider Parteien nach dem Waffenstillstand.

Die Streitkräfte, welche beide Parteien nach dem Verlauf des Waffenstillstands zum Kampf gegenüberstellten, waren ganz ungeheuer. Die verbündeten Oestreicher, Russen und Preußen brachten vierhundert und siebzig Tausend Mann zusammen: beinahe eine halbe Million.

Diese gewaltige Macht wurde in drei Heerhaufen getheilt: erstens die große oder Hauptarmee, zweitens die Nordarmee, drittens die schlesische. Wir wollen die Stellungen und Zwecke dieser Armeen einzeln beschreiben.

Um von der Nordarmee zuerst zu reden: so bestand sie aus einhundert und vierzig Tausend Mann Russen, Preußen und Schweden — denn auch Schweden hatte sich den Verbündeten mit angeschlossen. Die bei diesem Korps befindlichen preußischen Regimenter standen unter den Generalen Bülow und Tauenzien. Den Oberbefehl über die ganze Nordarmee aber führte der Kronprinz Karl Johann von Schweden, der ehemalige französische Marschall Bernadotte.

Dieses Korps stand im Norden von Sachsen, in der preußischen Provinz Brandenburg. Es war bestimmt, die Einfälle der Franzosen in dieses Land, besonders die Angriffe auf die Hauptstadt des Königreichs zu hindern.

Die zweite Armee, die schlesische, stand im Osten von Sachsen, in der preußischen Provinz Schlesien: hunderttausend Mann, theils Russen, theils Preußen; die letzteren unter General York. Den Oberbefehl über das Ganze führte der General von Blücher. Als Chef des Generalstabs stand neben ihm sein Freund, der General von Gneisenau.

Die Aufgabe dieser Armee war, die Fortschritte der Franzosen in der Provinz Schlesien zu hemmen, in der sie schon vor Abschluß des Waffenstillstands festen Fuß gefaßt hatten.

Endlich die dritte, die große oder Hauptarmee, wurde im Süden von Sachsen, im östreichischen Lande Böhmen, zusammengezogen. Sie bestand zum größten Theil aus Oestreichern, auch aus Russen und Preußen. Von den Preußen namentlich waren die Garden und das Korps des General von Kleist

hierhin genommen. Die ganze Armee bestand aus zweihundert und dreißig Tausend Mann. Ihr Oberbefehlshaber war der östreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg. Bei dieser Armee befanden sich die drei Monarchen, der Kaiser von Oestreich, der von Rußland und der König von Preußen.

Die Bestimmung dieser Armee war, den Kaiser Napoleon, dessen Macht in Dresden ihren Stützpunkt hatte, von Süden her anzugreifen.

So war das kleine Ländchen Sachsen nach den drei Seiten, wo es von preußischem oder östreichischem Gebiet umgeben ist, von feindlichen Heerhaufen umstellt: im Norden, Osten und Süden. Nur nach Westen, wo Sachsen mit dem Gebiet des Rheinbundes zusammenhängt, sah Napoleon keine Feinde gegenüber stehen.

Diese drei Armeekorps, führten zusammen an Geschützen eintausend fünfhundert Kanonen mit. —

Der Kaiser Napoleon hatte zusammengezogen, was und wie viel er konnte. Aber bis zu dieser Höhe, sowohl an Mannschaft als an Geschütz, hatte er es nicht gebracht. Er kommandirte nur über dreihundert und achtzig Tausend Mann. Und an Geschützen besaß er nur tausend dreihundert Kanonen.

So hoch beliefen sich die beiderseitigen Kräfte, die zu den offenen Schlachten verwandt werden sollten. Die gesammte gerüstete Macht beider Parteien war aber noch weit größer. Denn in den Festungen Danzig, Stettin, Küstrin, Glogau lagen zahlreiche französische Truppen. Und beinahe hundert Tausend Preußen und Russen wurden zur Belagerung dieser Orte verwandt.

In Schlesien bis zur Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813.

Der Kaiser Napoleon war beim Wiederausbruch des Kampfes durchaus im Nachtheil gegen die Verbündeten: nicht bloß, weil die Zahl seiner Truppen geringer war, sondern auch, weil er eine bedenkliche und gefahrvolle Stellung einnahm.

Von Norden, Osten und Süden durch feindliche Armeen bedroht, — was konnte er unternehmen? That er gegen eine

derselben den Ausfall, so wurde er durch eine andere von Dresden, dem Stützpunkt seiner Macht, abgeschnitten. Das mußte er um jeden Preis verhüten.

So kam es, daß er lange Zeit eine Haltung annahm, die er sonst beim Beginn von Kriegen nie gewählt hatte. Sonst war er immer rasch über seine Feinde hergestürzt. Jetzt mußte er abwarten, was sie thun würden und auf Vertheidigung bedacht sein. —

Zuerst nach Ablauf des Waffenstillstandes rückte das Korps unter Blücher in Schlesien vor. Er trieb die Franzosen, die dort standen, zurück. So ging es am 20. August. Hier glaubte Napoleon seine Gegenwart unerläßlich. Er rückte zur Unterstützung der Seinen mit den französischen Garden aus Dresden.

Und bald wandte sich der Stand der Dinge. Blücher mußte wieder weichen. Nur mit Mühe und weiser Umsicht konnte der Rückzug ehrenvoll bestanden werden. Täglich gab es Gefechte. Der ausgezeichnetsten Bravour der Feldherrn und Soldaten bedurfte es, um sich gegen die Franzosen keine Blößen zu geben.

In dem Gefecht bei Goldberg am 23. August wurde die Brigade des Herzogs Karl von Meklenburg schon zurückgedrängt. Da ergriff der Herzog selbst die Fahne eines Infanterie-Regiments, und an der Spitze führte er die Seinen auf's neue gegen den Feind.

Aber im ganzen mußten die Preußen und Russen doch zurück. Sie waren schon wieder über die Katzbach bis in die Gegend von Liegnitz gedrängt.

Da bekam Napoleon plötzlich die Nachricht, daß aus Böhmen die große feindliche Armee auf Dresden zu marschire. Und eilends führte er seine Garden aus Schlesien nach Sachsen zurück. Den Kampf mit Blücher überließ er dem Marschall Macdonald. Hierauf hatte unser General gewartet. Am 26. August setzte ihm Macdonald mit seinen Franzosen über die „wüthende Neiße", einen kleinen Gebirgsbach, der in die Katzbach fließt, und über den letzteren Fluß nach.

Kaum stiegen die Franzosen durch die Schluchten auf die Höhen des Thalrandes, da empfingen sie die zwölfpfündigen

Batterien der Preußen. Dem Offizier, der den Befehl Blücher's brachte: „die Franzosen anzugreifen, sobald sie in gehöriger Anzahl über den Fluß sind!" antwortete der Befehlshaber der Vorhut: „melden Sie dem General Blücher: Hurrah!" Denn er war schon dabei, die Franzosen tüchtig zu bedienen.

Geschossen konnte nicht viel werden. Es regnete dicht vom Himmel, das Pulver wurde naß. Da rückten die feindlichen Heere zum Handgemenge auf Bajonet und Kolbe vor.

Ein Bataillon eines preußischen Infanterie-Regiments, — des jetzigen zwölften, — ging auf ihrer zwei französische und eine feindliche Batterie. Sie rückten so nahe, daß sie das Weiße im Auge der Feinde maßen. Zwei Schritte davor machte sie Halt. Beide standen wie eingewurzelt: Keiner ging auf den Andern los. Endlich riefen die preußischen Offiziere: „Drauf! drauf!" schwangen ihre Säbel und wüthend stürmten die Soldaten mit umgekehrten Gewehren auf die Feinde ein. Bald stäubte die französische Batterie und die Hälfte ihres Fußvolks auseinander. Mit dem Viereck, das zusammenhielt, dauerte das Gefecht so lange, bis die Feinde todt, ein großer Leichen-Haufen, dalagen.

Mit gleicher Erbitterung wurde überall gekämpft.

Bald stiegen aber durch die Schluchten der „wüthenden Neiße" und Katzbach neue feindliche Massen, Reiter-Kolonnen, auf. Eine Strecke lang mußten die preußischen Schwadronen zurück. Jedoch unser Fußvolk stellte sich den verfolgenden Franzosen entgegen und hielt Stand — ohne Gewehrfeuer, wieder bloß mit dem Bajonet: so daß die flüchtigen Reiter Zeit gewannen, sich zu ordnen.

Nun begannen mit zusammengezogenen und gespannten Kräften überall von neuem wüthende Angriffe und entscheidende Kämpfe. Die französische Kavallerie wurde in die Schluchten zurückgedrängt. In den engen Thälern entstand die grauenhafteste Verwirrung. Die zurückstürzenden Reiter trafen auf nachrückende französische Truppentheile. Die wurden übergeritten, zu Tode getreten oder mit in die Flucht verwickelt. Die Preußen, immer hinter drein und von den Höhen herab verdarben die Franzosen, wie Hagelschlossen im Saatfeld. Wer vor

ihren Kolben noch entkam, den verschlang die „wüthende Neiße“ oder die Katzbach, die beide vom Regen hoch angeschwollen waren. Bei dem Gedränge und der Eile der Flucht konnten die Wenigsten sich über die Brücken retten. Die ganze Hochfläche war plötzlich wie vom Winde rein gefegt.

„Halt, Kinder!“ rief Blücher. „Das ist heute eine wahre Schlächter-Arbeit! Wir wollen erst einen Hieb nehmen und frisch stopfen!“ Jeder nahm einen Schluck; Mann und Roß verschnauften sich. Und als Blücher, wieder der Erste, rief: „Nun drauf und vorwärts! in Gottes Namen!“ ging es muthig weiter mit Verfolgen.

Viele Tage lang, bis in den September hinein, zogen sie den Franzosen nach. Sie trieben sie ganz aus Schlesien hinaus, bis tief in Sachsen hinein.

Nicht viele entkamen. Denn außer den Todten, die auf dem Schlachtfeld geblieben waren, wurde fast eine unglaubliche Zahl Gefangener gemacht: achtzehn Tausend.

Ueberdies waren in den Händen der Sieger hundert und drei feindliche Kanonen, zweihundert und fünfzig Munitions-Wagen, alle feindlichen Feldschmieden, alle Fourage-Wagen.

Unter den Gefangenen befanden sich zwei Brigade-Generale, viele Oberste, Stabs- und andere Offiziere. Zu den Trophäen dieses Sieges gehörten zwei französische Adler und viele Fahnen.

Die verbündeten Monarchen zeichneten den General Blücher durch Orden und jede Art der öffentlichen Anerkennung aus. Seine Soldaten aber gewannen eine stürmende Begeisterung für ihn. Sie nannten ihn ihren „Vater Blücher“ oder den „Marschall Vorwärts.“

Der Marschall Vorwärts war im Jahre 1813 ein und siebzig Jahre alt.

Bei Dresden, am 26. und 27. August 1813.

Napoleon hatte den Kampfplatz in Schlesien verlassen, weil er erfuhr, die Hauptmacht der Verbündeten rücke auf Dresden vor. In Geschwind-Märschen führte er seine Garden

zurück. Den Verbündeten kam Alles darauf an, den Angriff auf Dresden auszuführen, bevor Napoleon eingetroffen war.

Und — wie es schien — die Absicht war gelungen. Am 25. August, als Napoleon noch nicht zurück sein konnte, rückten die Verbündeten, eine Macht von etwa hundert Tausend Mann, der Stadt näher. Und am 26. begann mit Tages-Anbruch das Feuern. Die Preußen warfen die französischen Truppen aus dem „großen Garten", der an der Südseite Dresdens liegt und gewannen feste Stellung darin. Ein rascher Sturmangriff von allen Seiten sollte schnell entscheiden. Nur war der linke Flügel des verbündeten Heeres noch nicht weit genug vorgerückt. Es mußte mit dem Angriff gezögert werden.

Unterdessen trugen sich die wichtigsten Dinge zu.

Auf einer Anhöhe, von der man das Schlachtfeld übersah, stand der Kaiser Alexander; neben ihm der ehemalige französische General Moreau. Wir müssen von diesem Manne eine kleine Zwischen-Erzählung einschalten.

— Den Namen haben wir zu Anfang unserer Erzählungen dann und wann genannt. Moreau war der größte und ruhmwürdigste General neben Napoleon zur Zeit der französischen Republik. Er unterstützte die Waffenthaten des General Bonaparte mit Eifer und Kühnheit. Wenn Napoleon auf einen seiner Mitbürger zur Eifersucht Grund hatte, war es auf Moreau. Bald aber wurde er noch mehr: argwöhnisch und mißtrauisch gegen ihn. Denn Moreau hing der französischen Republik treu an; Napoleon hingegen strebte nach Alleinherrschaft. Als er Konsul geworden und Moreau sich von ihm zurückzog, suchte er sich seiner zu entledigen, ließ ihn der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigen und nach Amerika verbannen. Da hatte Moreau seit dem Jahre 1805 gelebt. Nun, nach beinahe zehn Jahren, lud ihn der Kaiser Alexander zur Theilnahme am Kriege gegen seinen Widersacher ein. Und auf diesen Ruf war er nach Europa gekommen und hatte sich den verbündeten Monarchen angeschlossen. —

Als diese Beide, der Kaiser Alexander und Moreau, auf ihrer Anhöhe durch Fernröhre das Schlachtfeld überblickten, rief Moreau plötzlich: „Napoleon ist in Dresden zurück!" Er erkannte

an den Gewalt-Anstrengungen und an allen Maßregeln der Gegenwehr den herrschenden Geist Napoleons, die Berechnung und Benutzung aller günstigen Umstände.

Und in der That, es war so. Seit zehn Uhr Vormittags rückte Napoleon mit seinen Garden von der Ostseite her in Dresden ein. Allmälig wälzte sich die Masse von mehr als sechzig Tausend Mann in die Stadt und eilte sogleich im Sturmschritt auf das Schlachtfeld.

Nun gingen freilich auch die Verbündeten unter fortwährendem Donner der Geschütze näher auf die Stadt. An fünf stark besetzten Schanzen trafen sie auf den hartnäckigsten Widerstand. Die Preußen fochten im großen Garten mit heldenmüthiger Ausdauer. Zugleich wurde die Stadt mit Granaten beworfen: die Vorstädte brannten an mehreren Orten. Um 6 Uhr Abends waren die Preußen wirklich in die Pirnaische Vorstadt gedrungen, die Oestreicher hatten die Schanzen an der Freiberger Straße genommen, und ein Regiment Ungarn hatte ein anderes Vertheidigungswerk der Franzosen erstürmt.

Da führte aber Napoleon einen allgemeinen Angriff aus. Die Garden mit sechszehn Kanonen trieben die Preußen aus der Pirnaischen Vorstadt zurück; auch die Oestreicher und Ungarn mußten ihre Stellungen wieder aufgeben. Die Verbündeten erkannten die Unmöglichkeit, eine von hundert Tausend Mann vertheidigte und so gut befestigte Stadt zu erobern. Sie zogen beim Einbruch der Nacht in ihre vorigen Stellungen auf die Anhöhen zurück.

Napoleon hingegen hatte Raum zur Entfaltung aller seiner Streitkräfte vor der Stadt gewonnen. Er betrachtete die Ereignisse dieses Tages nur als Einleitung einer großen Schlacht, die er den Verbündeten zu liefern dachte.

Ueber Nacht ging das trübe Wetter, das sich so lange gehalten hatte, in strömenden Regen über. Er erschwerte am 27. August den Ueberblick des Schlachtfeldes und machte das Gewehrfeuer beinahe unmöglich. Doch standen bei Tages-Anbruch die Heermassen in weiten Linien um das Dorf Räcknitz herum einander gegenüber.

Die Mitte des verbündeten Heeres, wo Moreau und der

Kaiser Alexander standen, hielt sich fest gegen die französischen Angriffe. Da wandte Napoleon seine Hauptmacht auf den rechten Flügel.

Darüber hörte eine Batterie, die der Mitte gegenüberstand, auf zu feuern. Napoleon ließ fragen: warum sie das Feuer einstellte? „Wir richten doch nichts aus! die Kanonen stehen zu tief!" antwortete man ihm. Der Kaiser aber befahl, nicht zu ruhen. „Wir müssen den Feind auf diesem Punkt beschäftigen." Die Kanonen feuerten. Und — Moreau brach zusammen. Eine Kanonenkugel hatte ihm beide Beine zerschmettert. Der Ordner der Schlacht auf der Seite der Verbündeten wurde vom Platz hinweggetragen.

Die Entscheidung des Tages kam aber vom linken Flügel der Verbündeten, der von den Franzosen völlig umgangen wurde. Die Oestreicher, die hier aufgestellt waren, wurden von der Uebermacht der feindlichen Reiterei überwältigt.

Ueber alles dies Unglück traf im Laufe des Tages noch die Nachricht ein, daß den Verbündeten die Straße nach Böhmen versperrt worden. Wir werden sogleich davon erzählen. Da beschloß man den Rückzug und führte ihn in der Nacht aus. Dreißig tausend Mann waren der Verlust dieser unheilvollen Tage.

Das Glück wieder zu gewinnen, — dazu bedurfte es außerordentlicher Anstrengungen und ungewöhnlicher Kräfte.

Bei Kulm, am 29. und 30. August 1813.

Im guten Glauben an seinen Sieg hatte Napoleon schon vor den Dresdener Schlachttagen seinen General Vandamme mit beträchtlicher Heeresmacht zu den Höhen des Erzgebirges gesandt: er sollte den Verbündeten, wenn sie geschlagen wären, den Rückzug nach Böhmen abschneiden. General Vandamme hoffte Marschall zu werden; und in leidenschaftlichem Ehrgeiz wollte er Alles daran setzen, den Auftrag des Kaisers zu erfüllen.

Schon war er nahe daran, den Paß nach Böhmen, das Eger-Thal, zu gewinnen. Da aber warf sich Graf Ostermann an der Spitze einer Abtheilung russischer Garden mit dem

Bajonet auf ihn und erstürmte die Heeresstraße bis Peterswalde. Mit Ungestüm setzte Vandamme nach über die Höhen von Nollendorf, bis in das enge Thal westlich davon und drängte die acht tausend Russen bis Kulm zurück.

Kulm ist ein kleines böhmisches Dorf, wenige Stunden östlich von Töplitz. Nach diesem letzteren Ort war der König von Preußen dem rückziehenden Heere der Verbündeten bereits voraus.

Da kam am 29. August nach Töplitz an den König von Preußen die Meldung des Grafen Ostermann: „er werde sich schwerlich den Tag über bei Kulm halten können!" Der König schickte die Antwort zurück: „die Armee, mit ihr der Kaiser Alexander, befindet sich noch in den hohen Engpässen des Gebirges: ihr Rückzug muß um jeden Preis gedeckt und Widerstand bis auf's Aeußerste geleistet werden!" Sogleich waren Graf Ostermann und die anderen russischen Feldherren entschlossen, mit ihrem Leben die Stellung zu behaupten, von der die Sicherheit ihres Monarchen abhing.

Acht tausend Russen standen gegen dreimal so viel Franzosen. Die russischen Garden spießten die kleinen französischen Tirailleure auf ihre Bajonette und warfen ihre Leiber hoch hinter sich und zur Seite weg.

Unterdessen hatte der König von Preußen nach allen Richtungen Offiziere ausgesandt, Unterstützung herbeizurufen. Und gegen Mittag führte er selbst das östreichische Dragoner-Regiment Erzherzog Johann herbei und ließ es in die Linie der Russen eintreten.

Mörderisch war der Kampf. Vier tausend Garden lagen auf dem Schlachtfeld. Dem tapferen Grafen Ostermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg. Doch behauptete er und sein Nachfolger im Oberbefehl die Stellung. Der französische General brach endlich, als es dunkel wurde, den Kampf ab, gab seinen Truppen über Nacht Stellungen auf den Höhen vor Kulm, nach dem Dorfe Priesten zu. Er hoffte, am nächsten Morgen werde, die Straße von den Nollendorfer Höhen her, Unterstützung vom Kaiser Napoleon kommen.

Unterdessen hatte aber die preußische Heer-Abtheilung unter

dem General von Kleist, auf den Rath des Generalstab=Chefs von Grollmann, auf Nebenwegen eben diese große Straße von Peterswalde nach Nollendorf erreicht und sich also in den Rücken Vandamme's begeben. Der Oberbefehlshaber der ganzen Armee hingegen, der Fürst von Schwarzenberg, hatte die Russen bei Kulm durch bedeutende Zuzüge östreichischer Truppen verstärkt. Unter den Aussichten, die diese beiden Umstände erweckten, — die Erwartung des Kleist'schen Korps im Rücken und die verstärkte Macht der Verbündeten im Angesicht der Feinde — begann der Kampf am Morgen des 30. August von neuem.

Der russische General Barclay de Tolly leitete den Oberbefehl. Die Feinde wurden mit gesammter Macht angegriffen; die Höhen, auf denen ihr linker Flügel stand, erstürmt. Noch aber stand die Schlacht. Und Vandamme glaubte, ihm gehöre die Rückzugstraße über Nollendorf nach Peterswalde.

Da erschien um elf Uhr Vormittags Kleist oben auf diesen Nollendorfer Höhen. Und von wo die Franzosen Unterstützung und Rettung erwarteten, stürmten preußische Massen über sie her.

Vandamme wurde ganz eingeschlossen. Er versuchte das Letzte: im Sturmangriff sich nach Nollendorf durchzuschlagen. Die französische Reiterei warf sich auf die Preußen; die geschlossenen Glieder des Fußvolks folgten. Aber nur Wenigen gelang es, durch den linken Flügel einen Weg zu bahnen. Der größte Theil des französischen Heeres wurde völlig umzingelt. Und Vandamme selbst nebst drei Generalen mußte sich ergeben. Zehn tausend Gefangene, achtzig Kanonen waren die Beute dieses Tages. Die Franzosen hatten fünf tausend Todte.

Diese Ereignisse machten für den Fortgang des Krieges Alles anders, als Napoleon beabsichtigt hatte. Er mußte seinen Gedanken, durch Böhmen über Prag nach Wien zu dringen, aufgeben. Dagegen ordnete sich das Heer der Verbündeten wieder zum Vorrücken nach Sachsen.

Am 1. September feierte der König von Preußen mit seinem Heere auf dem Felde bei Kulm den Sieg durch Dank und Gebet. Ein Todtenfeld bei Töplitz umschließt die Gebeine der gefallenen Krieger. General Kleist bekam seitdem den Namen „Graf Kleist von Nollendorf." Dem Grafen Ostermann, der

im Jahre 1816 starb, und den bei Kulm gefallenen Russen wurde ein Obelisk als Denkmal errichtet.

Bei Groß-Beeren, am 23. August 1813.

Nicht mindere Siege als diese beiden Armeen, die schlesische unter Blücher und die unter Fürst Schwarzenberg, erfocht die dritte: die Nord-Armee, welche in der Mark Brandenburg unter dem Kommando des Kronprinzen Karl Johann von Schweden aufgestellt war. Aber dieser Oberbefehlshaber that dabei das Wenigste. Die beiden ruhmwürdigen Ereignisse, von denen wir erzählen werden, sind selbstständige Thaten der preußischen Korpsführer: der Generale von Bülow und von Tauenzien.

Zum französischen Marschall Oudinot hatte sein Kaiser den Befehl gesprochen: „Ihr sollt Berlin gewinnen! um jeden Preis! es koste, was es wolle!"

Demgemäß war der Marschall gleich nach Beendigung des Waffenstillstandes in der Mitte August über die preußische Grenze geschritten, allmälig weiter vorgedrungen, über Luckau, Luckenwalde, Trebbin. Schon waren seine vordersten Truppen zwei, drei Meilen von Berlin ab. Der Kronprinz von Schweden aber konnte sich zu einem entscheidenden Wagstück nicht entschließen.

Da, als die Feinde am 23. August bei Groß-Beeren, einem Dorfe zwei Meilen von Berlin, erschienen, ließ der General von Bülow, des Zauderns müde, seinem Oberbefehlshaber ohne Weiteres melden: „er greife die Franzosen an!" Und that es sofort auf eigene Verantwortung.

Die Feinde waren beschäftigt, Bivouaks einzurichten, als die Kanonade losbrach. Der französische Anführer glaubte an keinen ernstlichen Angriff und ließ alle Meldungen unbeachtet. In solche Sorglosigkeit hatte das Verfahren des Kronprinzen von Schweden die Feinde eingeschläfert.

Der General von Borstell umging ihren rechten Flügel. Eine feindliche Batterie wurde am äußersten Ende gefaßt und genommen. Im Sturmschritt drangen darauf die Preußen vor. Es regnete: die Gewehre konnten nicht abgefeuert werden; man schlug sich denn mit Kolben und Bajonetten. Schnell war das

Dorf Groß-Beeren den Feinden abgenommen: sie wurden ganz geworfen und ihre Reiterei zersprengt. Noch wollte der französische Marschall die Reserven vorrücken lassen. Aber die Unsern stürmten ihnen mit Uebermacht entgegen, sobald sie aus dem Gehölz hervortraten. Das feindliche Geschütz wurde genommen und die Franzosen mußten den Kampf abbrechen. Sie zogen an die Elbe nach Wittenberg und Torgau zurück.

Napoleon's Plan auf Berlin war vereitelt. General von Bülow hatte seine Siegeslaufbahn nach dem Waffenstillstand begonnen. Dem neunten preußischen Regiment, das schon im Jahre 1807 bei der Vertheidigung Kolbergs Wunder der Tapferkeit und Ausdauer vollführt hatte, diesem „Kolberger" Regimente wurde der Schlachttag ein neuer glänzender Ehrentag.

Bei Dennewitz, am 7. September 1813.

Diese Schlacht von Groß-Beeren hatte schon vor den Ereignissen an der Katzbach, bei Dresden und bei Kulm stattgefunden. Wir haben sie erst jetzt erzählt, weil wir die Vorgänge bei der Nord-Armee in der Mark Brandenburg zusammenstellen wollen.

Denn nachdem den Franzosen die Wege nach Schlesien und Böhmen durch eben jene Schlachten versperrt waren, versuchte es der Kaiser Anfangs September noch einmal mit Berlin. Er gab von seinen Marschällen, dem er am meisten traute, dem Marschall Ney, achtzig tausend Truppen. Damit sollte dem Kriege im Norden eine andere Wendung gegeben werden.

Wie sich's der Kaiser ungefähr dachte, zeigte seine Instruktion: „Der Marschall Ney soll am 5. September das preußische Gebiet überschreiten! am 9ten, spätestens am 10ten, Berlin angreifen und nehmen! Das wird leicht gelingen. Denn die Kosaken-Schwärme und die Regimenter schlechter Infanterie und Landwehr werden sicher vor ihm zurückweichen, wenn er entschlossen vorgeht. Er soll rasch manövriren, damit zugleich von der Verwirrung der verbündeten Hauptarmee in Böhmen Nutzen gezogen werden könne."

Napoleon hatte sich in Allem sehr geirrt. Marschall Ney

rückte am 5. September über die preußische Grenze, vertrieb aus den nächstliegenden Orten die ersten vereinzelten Vorposten der verbündeten Macht: aus Zahna die Kosaken und die Landwehr unter General von Dobschütz, aus Seyda das Korps des General Tauenzien. Bei Jüterbogk aber am Morgen des 7. September wurde er von General Tauenzien angegriffen.

General Tauenzien wußte, daß seine geringe Macht auf die Länge der Zeit den Franzosen nicht Stand halten könne. Dennoch faßte er beim Dorfe Dennewitz, das dicht bei Jüterbogk liegt, feste Stellung. Die Franzosen suchten vergeblich, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Die preußische Landwehr, die er kommandirte, hielt vortrefflich. Nur allmälig begann Pulver und Kugeln zu fehlen. Fast schien es, als müßte er vom Kampfe abstehen.

Da kam im Augenblick der höchsten Noth Bülow: und mit ihm wieder preußische Landwehr. Sie wollte zeigen, ob sie gut oder schlecht sei. Bülow's Reiter schlugen die französische Infanterie im ersten Angriff zurück. Bald aber stellte sich der Kampf wieder in's Gleichgewicht und schien allmälig abermals zu Gunsten der Franzosen zu neigen. Sie hatten unterdessen gleichfalls bedeutende Verstärkungen empfangen.

Und wirklich waren zum zweitenmal die Kräfte der Preußen, des Tauenzien'schen und des Bülow'schen Korps, auf's Aeußerste erschöpft. Sie waren wieder nahe daran, den Kampf abbrechen zu müssen: da erschien die preußische Brigade des General von Borstell und warf die Feinde mit Macht aus ihrer Stellung.

Nun — nachdem die preußische Landwehr den heißen Tag mit Ruhm bestanden hatte — rückte am späten Abend noch der Haupttheil der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden heran. Dieser saumselige Oberbefehlshaber wollte, wenn nicht an der Schlacht selbst, doch wenigstens an ihrem Ruhme Antheil nehmen. Er hatte leichtes Spiel. Ungeheure Massen, siebzig Bataillone in mehreren Kolonnen, ließ er im Sturmschritt angreifen. Zehn tausend Reiter und hundert und funfzig Kanonen unterstützten ihren Angriff. Da wurden die Franzosen völlig zurückgeworfen und in die wildeste Unordnung gebracht. Sie

ergriffen die Flucht und wurden bis vor Torgau hin verfolgt. Da endlich retteten sie sich, die nicht umgekommen oder gefangen waren, über die Elbe.

Dreizehn tausend Gefangene, achtzig Kanonen und vierhundert Kriegswagen waren in die Gewalt der Verbündeten gekommen.

Napoleon, im höchsten Unmuth über diese Niederlage seiner Truppen, drohte, ihren Befehlshaber, den Marschall Ney, in einen Weiberrock zu stecken und zur Schmach durch die Thore von Paris führen zu lassen.

Aber es soll nicht verschwiegen werden, was von der Seite der Unseren, von unserer ruhmwürdigen preußischen Landwehr, an diesem Tage daran gesetzt war. Das Korps des General von Bülow — der König legte ihm später den Titel „Graf Bülow von Dennewitz" bei — hatte 204 Offiziere und 5978 Mann verloren; das des Grafen Tauenzien 65 Offiziere und 4167 Mann. Immer der vierte Mann war gefallen.

Bis zur Völkerschlacht von Leipzig.

An diese glücklichen Erfolge schlossen sich die nächsten Ereignisse auf's glänzendste an und beendeten für diesmal die Reihe der kriegerischen Vorgänge in Deutschland.

Die schlesische Armee unter Blücher war seit der Schlacht an der Katzbach, unter einigen Schwankungen in der Bewegung, allmälig westwärts und der Elbe nahe gekommen. Bei dem Dorfe Wartenburg, wo in der Nähe die „schwarze Elster" in die Elbe fließt, erfocht sie am 3. Oktober gegen eine starke Abtheilung Franzosen unter General Bertrand den Uebergang auf das linke Ufer. Die Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden überschritt den Strom wenige Tage später bei Aken und Roßlau. Beide Armeen vereinigten sich und manövrirten im Rücken der Feinde. Denn die Hauptmacht der Verbündeten unter Fürst Schwarzenberg hielt sich im Süden.

So war der Schauplatz des Krieges auf die linke Seite der Elbe hinübergespielt: und alles Land östlich dieses Flusses vom Feinde aufgegeben.

Doch hielt sich Napoleon noch immer in Dresden. Es

schwankten die kühnsten Entschlüsse in ihm, durch unerwartete Ausfälle hier und dorthin die Absichten der Verbündeten zu stören. Aber sie kamen nicht zur Ausführung. Erst seit dem 7. Oktober begab er sich nach Leipzig. Dort wurde der Andrang der Feinde immer drohender.

Aber auch die Verbündeten schwankten. Viele Tage vergingen unter Bewegungen, die ein festes Ziel nicht verriethen. Es war wie vor einem Gewitter die Schwüle der Luft und das Bangen der Gemüther. Jeder fühlte, es werde etwas Furchtbares und Entscheidendes geschehen.

Endlich drang der Kaiser Alexander in die Rathgeber des Krieges und bewirkte den Entschluß zur Schlacht.

In und um Leipzig standen in der Mitte Oktober hundert und achtzigtausend Mann französischer Macht und sechshundert Kanonen. Die Masse der Verbündeten sammelte sich bis zu zweihundert und funfzigtausend Mann und tausend Kanonen. Unter den Aussichten, die diese Uebermacht weckte, begann am 16. Oktober und währte bis zum 19. Oktober die Reihe der Schlachten, welche in der Weltgeschichte mit dem Namen der „Völkerschlacht von Leipzig“ bezeichnet worden.

Wir wollen die Geschichte der vier Tage, die nun folgen, nicht in's Einzelne erzählen. Es wirkten immer die ungeheuersten Massen gegeneinander und beständig mit äußerster Anstrengung aller Kräfte. Die ältesten Garden des französischen Kaisers erinnerten sich solcher Schrecken der Schlachten nicht. Ueberall strömende Wunden, ächzende Verstümmelte, besudelte Leichen. Daneben heroischer Muth, vertrauende Tapferkeit, besonnene Leitung. So ging es einen Tag wie den andern. Kanonen tobten und die Erde erdröhnte. Regimenter im Hurrah-Ruf drangen vor und brachen schnell zusammen. Alle zerstörenden Kräfte, die menschliche Kunst in Bewegung setzen kann, begegneten sich in wüthendem Kampf. Die Schwäche des Lebens maß sich an der Macht des Todes. Bis endlich Alles schwieg: und hier ein Dankgebet dem entlasteten Herzen, dort Verwünschungen dem verzweifelnden Sinne entquollen.

Wir wollen die Ereignisse nur in ihren wichtigsten Wendungen übersehen und die Erfolge zusammenstellen.

Am 16. Oktober 1813, bei Wachau.

Im Südosten der Stadt Leipzig stellte sich die Hauptarmee der Verbündeten unter Fürst Schwarzenberg in einer weitausgedehnten Angriffslinie auf, deren Mittelpunkt das Dorf Güldengossa bildete. Näher an der Stadt standen ihr die Heere Napoleons in einer eben so ausgedehnten Linie gegenüber. Der Schwerpunkt seiner Macht lag im Dorfe Wachau. Die äußersten Vorposten beider Armeen standen am Abend des 15. Oktober an einigen Stellen nur um einen Musketenschuß von einander.

Der Kaiser besichtigte selbst alle Posten. Er ermuthigte die Regimenter durch Ehren, die er ihnen verlieh und versprach. Er ließ sie schwören: „eher zu sterben, als den Ruhm Frankreichs zu beflecken.“ Sie riefen: „wir schwören: „es lebe der Kaiser!“

Der Fürst Schwarzenberg ließ einen Aufruf durch alle Regimenter gehen: „Russen, Preußen, Oestreicher! Ihr kämpft für Eine Sache: für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eures Vaterlandes, für die Unsterblichkeit Eurer Namen!“

Und der Kampf begann. Um neun Uhr Morgens am 16. Oktober gaben drei Kanonenschüsse der verbündeten Armee das Signal zum Angriff.

Von der Mitte und von beiden Flügeln stürmten die Verbündeten auf die Dörfer vor, in denen die französische Macht ihre Stützpunkte hatte. Mit äußerster Anstrengung wurde von beiden Seiten um sie gekämpft. Sechsmal wurden sie angegriffen und sechsmal leistete man Widerstand.

Napoleon wartete ab, daß die Verbündeten unter vergeblichen Anstrengungen ihre Kräfte erschöpften. Nach Mittags Zeit, als er dies erreicht glaubte und selbst ermüdet und verdrossen war, daß die mörderische Kanonade aller Orten doch ohne Erfolg blieb, beschloß er, durch einen kühnen Kavallerie-Angriff das Glück der Schlacht sich anzueignen. In ungeheuren Massen ließ er sie vorsprengen. Der Erfolg war furchtbar. Ueberall zerrissen seine Reiter die Linien der Verbündeten. Immer weiter wälzte sich der Sturm des Sieges. Schon waren seine Kolonnen dem Mittelpunkt der verbündeten Macht nahe.

Da ließ er in die Stadt melden: „er habe den Sieg errungen!“ Glocken mußten läuten. Der König von Sachsen, sein Verbündeter, ging in die Kirche und hörte die Lobgesänge zum Ruhme Napoleons.

Aber es war zu früh. Als die französischen Reiter dem Mittelpunkt der feindlichen Macht und dem Orte nahe waren, von wo die drei Monarchen der Schlacht beiwohnten, schickte Kaiser Alexander ihnen die Garde-Kosaken entgegen, welche zu seiner Bedeckung um ihn waren. Die fochten unter den Augen ihres Kaisers und gewannen den Ruhm. Mit langen Lanzen drängten sie die dichte Reitermasse zurück. In Unordnung und Verwirrung gerieth Alles bei den Feinden. Aus dem Siegeszuge plötzlich in die entgegengesetzte Bewegung gedrängt, mußten sie den Gewinn ganz hingeben, den sie schon sicher glaubten.

Als die Nacht eintrat, waren beide Parteien wieder in dieselben Stellungen gerückt, die sie am Morgen eingenommen hatten.

Am 16. Oktober 1813, bei Möckern.

An dem Kampf bei Wachau hatte die schlesische Armee Blüchers und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden nicht Theil genommen. Beide standen in der entgegengesetzten Richtung, im Nordwesten von Leipzig, an der Saale, noch ziemlich weit ab.

Um die Verbindung dieser beträchtlichen Heermasse mit der Hauptarmee zu verhindern, hatte Napoleon auf der Straße von Leipzig nach Halle ein Korps unter dem Marschall Marmont aufgestellt. Marmont nahm in der Gegend des Dorfes Möckern feste Stellung.

Früh am Morgen des 16. Oktober war Blücher auf den gegenüber liegenden Höhen angekommen und ließ keine der feindlichen Bewegungen seinem Auge entgehen. Er erwartete seine Truppen. Bald im Laufe des Vormittags kam der Vortrab der Reiterei. Um ein Uhr Mittags stießen die Infanterie-Regimenter auf die erste Vorposten-Linie der Franzosen. Nach einem heftigen Kampf, — die Reiter des preußischen Generals York und die

Artillerie der Russen wirkten entscheidend, — nach wiederholten Schwankungen der Uebermacht mußten die Franzosen den Rückzug antreten.

Aber die Hauptmasse des Marschall Marmont stand bei Möckern. Die französischen Geschütze begannen ein mörderisches Feuer und zerrissen die Linien der Unseren. Endlich nach hartnäckigstem Kampf wurde Möckern den Franzosen genommen. General York mit dem brandenburgischen Husaren-Regiment sprengte in die Feinde, ritt sie nieder und hieb sie zusammen. Bis nach Leipzig in die Stadt flohen Generale, Offiziere und Gemeine.

Blücher hatte mit seiner Uebermacht einen entschiedenen Sieg über das Korps des Marschall Marmont gewonnen. Und der Weg zur Hauptarmee der verbündeten Monarchen war frei.

Versuch zu Unterhandlungen.

In der Schlacht von Wachau hatte der östreichische General von Meerveldt den Auftrag, den rechten Flügel der Franzosen zu umgehen und ihre Stellungen im Rücken anzugreifen. Er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: die Pleiße, deren Brücken abgebrochen waren, mußte er passiren; auf schmalen Wegen zwischen sumpfigen Niederungen vorrücken; seine Straße wurde fortwährend von den Kartätschen der Franzosen bestrichen.

Fürst Poniatowski, der, als General Napoleons, zwei polnische Divisionen auf dem rechten Flügel der Franzosen kommandirte, leistete den beharrlichsten Widerstand. Da wurde General von Meerveldt, als er gegen Abend des 16. Oktober an der Spitze eines Bataillons in die enge sumpfige Gasse des Dorfes Dölitz drang, vorne von französischen Haufen, im Rücken von den Polen eingeengt. Das Pferd unter ihm wurde erschossen. Er, von allen Seiten umringt, mußte sich gefangen geben.

Als die Schlacht an allen Orten ruhte, ließ der Kaiser Napoleon den General von Meerveldt in sein Zelt führen.

Durch Napoleons Geist gingen dunkle Gedanken, Vorahnungen eines unglücklichen Ausgangs. Er hatte den Sieg nicht

errungen. Die Niederlage seines Marschalls Marmont bei Möckern war ihm gemeldet. Die Verstärkung des verbündeten Heeres durch die Armeen Blüchers und des Kronprinzen von Schweden standen bevor.

Da redete er den gefangenen östreichischen General freundlich an, ließ ihm seinen Degen sogleich zurückgeben und besprach sich in einer langen Unterredung mit ihm über die Möglichkeit eines Waffenstillstandes. Napoleon erbot sich, über den Rhein zurückzugehen, wenn man ihm nicht entehrende Dinge zumuthete. Mit diesem Auftrag entließ er den General und gab ihm zu den Vorposten der Verbündeten das Geleite.

„Leben Sie wohl, General Meerveldt", sprach er beim Abschied zu ihm: „wenn Sie in meinem Auftrage den beiden Kaisern das Wort „Waffenstillstand" fallen lassen, so zweifle ich nicht, daß es bei ihnen manche Erinnerungen wecken wird." — Denn eben dieser General von Meerveldt war es gewesen, dessen sich der Kaiser von Oestreich und der von Rußland nach der Schlacht von Austerlitz, jetzt vor acht Jahren, zur Anknüpfung eines Waffenstillstandes mit Napoleon bedient hatten.

Kaiser Napoleon wartete vergeblich auf Antwort. Denn die verbündeten Monarchen hatten sich das Wort gegeben, mit Napoleon keine Unterhandlungen anzuknüpfen, so lange nur Ein Mann von der französischen Armee noch in Deutschland wäre.

Blücher am 17. Oktober 1813.

Wen es am meisten trieb, die Schlacht weiter zu führen, das war General Blücher. Von Möckern, dem Felde seines Sieges, rückte er am Morgen des 17. Oktober — es war ein Sonntag — auf Leipzig zu. Ein andermal wollte er sammt seinen Soldaten beten und feiern; heute sollten sie mit ihm streiten und siegen.

Nicht weit von Leipzig traf er auf eine ziemlich starke Vorposten-Linie Franzosen, Fußvolk und Reiter nebst Geschützen. Sie waren weit ausgedehnt und lehnten sich an die Dörfer Gohlis und Eutritsch. In ihrem Rücken war man beschäftigt, Verschanzungen aufzuwerfen.

Sobald Blücher diese Bedeckungs-Linie gewahrte, sandte er Fußvolk auf sie ein, — es entstand ein lebhaftes Scharfschützengefecht, — darauf einige russische Husaren- und Kosaken-Regimenter. Die wurden mit donnernden Kanonen begrüßt. Aber die Russen kehrten sich nicht daran. Im schnellsten Lauf warfen sie sich auf die französische Reiterei. Die suchte eiligst ihr Heil in der Flucht mit verhängtem Zügel: sie floh bis weit hinter die Linie des französischen Fußvolks und Geschützes, bis in die Vorstadt von Leipzig. Die russischen Husaren immer hinter ihnen her. Endlich nahe bei der Stadt faßten sie sie, hieben auf sie ein, tödteten und verwundeten Viele und machten eine große Zahl Gefangene.

Das französische Fußvolk, in dessen Rücken dieser Reiterangriff vorfiel, blieb in Vierecken stehen und feuerte auf die russischen Husaren. Diese nahmen aber ihre Gefangenen und einiges Geschütz, was sie erbeutet hatten, in die Mitte und kamen mit geringem Verlust zu ihrem Korps zurück. Sie erwarben den Ruhm, einen der seltsamsten und eigenthümlichsten Angriffe siegreich ausgeführt zu haben.

Als darauf aus dem Hauptquartier der verbündeten Armee die Nachricht einlief, daß man erst morgen die Schlacht erneuern wolle, ließ General Blücher das Gefecht für diesen Sonntag abbrechen.

An allen anderen Orten verging der Tag ruhig unter Vorbereitungen zur morgenden Schlacht.

Um Leipzig, am 18. Oktober 1813.

Da die Macht der Verbündeten durch Annäherung des Blücherschen Heeres und der Nordarmee bedeutend verstärkt war, hielt Napoleon für zweckmäßiger, seine Truppen enger zusammen und näher an Leipzig rücken zu lassen. Er stellte sie wohl eine Stunde weiter nach der Stadt in einer Linie auf, deren Mittelpunkt das Dorf Probstheyda war.

Sobald die Verbündeten dies merkten, rückten sie in die verlassenen Dörfer ein und nahmen ihre Stellung ziemlich in der

Linie, welche die Franzosen am 16. Oktober behauptet hatten. Ihre Mitte war jetzt beim Dorfe Wachau.

Während in dieser Woche das Schlachtfeld an der südöstlichen Seite von Leipzig, wo Napoleon selbst kommandirte, geändert wurde, standen in der anderen nordwestlichen Richtung Blücher und der Kronprinz von Schweden noch näher an den Vorstädten. Der Marschall Ney hatte den Oberbefehl über die Truppen, die hier den Verbündeten entgegengestellt wurden.

Von den Thürmen und Mauern Leipzigs, auf denen sich eine große Zahl Zuschauer einfand, übersah man die fast ununterbrochenen Halbkreise der feindlichen Stellungen vom Südosten bis zum Nordwesten der Stadt deutlich.

Napoleon beobachtete das Schlachtfeld von einer Anhöhe hinter dem Dorfe Probstheyda, die den Namen „Thonberg“ trägt. Eine Windmühle stand darauf. Der Wind, wer sagt, von wo er kommt? wohin er geht? — der Hauch Gottes verscheuchte an diesem Tage sein Glück.

Zwar — er leitete die Schlacht mit der Geistesruhe, die ihm im Andrang der Gefahren immer eigen war. Und seine Regimenter wiesen die ungestümsten Angriffe der Verbündeten zurück. Zuletzt, als alles Vordringen, Anlaufen und Kämpfen vergeblich blieb, überließ man die Arbeit des Mordens nur noch den Kanonen und Haubitzen. Napoleon pflanzte die seinen auf der Hochfläche von Probstheyda, Schwarzenberg die der Verbündeten auf der gegenüberliegenden von Wachau auf. Ohne Murren und ohne Leidenschaft, ein Ruhm und ein Opfer der Soldatenpflicht, standen die Regimenter und wichen keinen Fuß breit. Nur die Dunkelheit der Nacht war mächtig, dies Blutwerk zu unterbrechen. So ging es hier, wo Napoleon selbst kommandirte.

Den Marschall Ney aber bezwang Uebermacht und Verrath. Schon Blücher und die Nordarmee allein hätten wohl Vortheile über ihn gewinnen müssen. Als aber im Laufe des Tages noch zehntausend Sachsen die Linie der Franzosen verließen und in geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, die Schwerter in der Scheide, mit Roß und Geschütz zu den Verbündeten übergingen: da war der Marschall

Ney ganz im Nachtheil und in Mindermacht. Er wurde bis an die Thore Leipzigs zurückgedrängt. Die Verbündeten mußten nach diesen Ereignissen als Sieger des Tages gelten.

Die drei Monarchen hatten während der Schlacht auf einer Anhöhe bei Wachau gestanden. Als der heiße Tag zu Ende war, konnte man sie auf den Knieen sehen, die Hände zum Himmel erhoben, dankend und betend. Der Hügel heißt der „drei Monarchen-Hügel.“

Ueber Nacht und am 19. Oktober 1813.

Beim Feuer seines Bivouaks diktirte Napoleon seinem General-Major die Befehle für die Nacht und den folgenden Tag. Da trat der Kommandant der Artillerie heran und brachte die Meldung, daß Pulver und Kugeln fast erschöpft seien. Man hatte an diesem Einen Tage, am 18. Oktober, fünf und neunzig tausend Kanonenschüsse gethan.

Noch andere Uebelstände traten hinzu: Mangel an Lebensmitteln in der Stadt; ferner die Gewißheit, daß an der Grenze von Deutschland und Frankreich ein feindliches Heer dem Kaiser die Rückkehr abschneiden wolle. Da mußte der Rückzug beschlossen werden.

Unter den ungünstigsten Umständen sollte er ausgeführt werden. Die Uebermacht der Verbündeten dicht hinter den Fliehenden; die Straßen Leipzigs enge und winklig; Brücken über die Pleiße und Elster nur zwei: davon die eine in aller Eile aufgeschlagen, für schweres Geschütz nicht völlig sicher; der ganze Weg hinter Leipzig bis Lindenau wie ein schmaler Paß zwischen sumpfigem Boden.

Damit der Rückzug nicht ganz unglücklich ablaufe, sollte sogleich über Nacht mit ihm begonnen werden. Geschütz und Gepäck voran; Kavallerie, die Garde und ein Theil der Infanterie hinterdrein: die alle zogen schon in der Nacht aus Leipzig. Der Marschall Macdonald und Fürst Poniatowski hatten den Auftrag, den Nachtrab gegen die Verfolgung der Verbündeten zu schützen. —

Mit Tagesanbruch rückten Russen, Preußen und Oestreicher

in mehreren Kolonnen vor die Thore der Stadt. Schon entspannen sich überall lebhafte Gefechte. Man hörte das Musketenfeuer bis in die Wohnung des Königs von Sachsen, von dem der Kaiser Napoleon Abschied nahm.

In Eile wollte sich Napoleon entfernen. Aber der Weg zum Markrannstädter Thor war versperrt, voll gepfropft von Menschen, Reitern und Fuhrwerk. Napoleon suchte den Ausweg durch ein anderes Thor, das Sankt-Peters Thor. Durch kleine Gassen schlich er, längs des westlichen Walles ritt er hin und erreichte endlich die Vorstadt und den Weg in's Freie.

Unterdessen war die Gegenwehr des Marschalls Macdonald und des Fürsten Poniatowski gegen den wachsenden Andrang der Verbündeten immer verzweifelter geworden. Endlich von allen Seiten umringt, mußten sie auf den Weg zur Flucht sich durchschlagen. Der Marschall Macdonald entkam: er schwamm über die Flüsse. Denn die Brücke über die Pleiße, die Napoleon hatte unterminiren lassen, war unterdessen in die Luft gegangen. Der Fürst Poniatowski rettete sich nur über die Pleiße; die schlammigen Wellen des andern Flusses, der Elster, begruben ihn.

Noch wurde eine Unmasse Franzosen niedergemacht und gefangen genommen.

Endlich um Ein Uhr Mittags fanden sich der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und bald auch der Kaiser von Oestreich auf dem Marktplatz der Stadt an der Spitze ihrer Truppen zusammen. Der General Bertrand, der französische Stadtkommandant, übergab den Fürsten seinen Degen.

Sturz Napoleons.

Die Wirkung dieser Siege war schnell und groß. Schlag auf Schlag trat Alles ein. Die ganze Lage der Dinge wandte sich.

Früher war Alles ihm zugestürzt; jetzt fiel Alles von ihm ab. Dem Feldherrn, der sonst in wenig Monden die Grenzen fremder Länder durchmessen hatte, folgten jetzt die feindlichen Schaaren in's eigne Reich. Muth und Kühnheit des Unternehmens, jede Aussicht auf Gewinn, war auf ihrer Seite.

Die Rheinbund-Fürsten, — Baiern schon vor den Leipziger

Ereignissen, hernach Württemberg, Baden, Hessen — traten den Verbündeten bei. So brach die Hauptstütze der französischen Macht in Deutschland.

Der König von Westfalen hingegen, der jüngste Bruder Napoleons, Hieronymus, floh aus seiner Residenz, aus Kassel. Vor sieben Jahren war das Königreich gegründet. Nun fiel sein Gebiet an die früheren Fürsten zurück: an den König von Preußen, den Kurfürsten von Hannover, die Fürsten von Hessen, Oldenburg, Braunschweig. Das ganze Königreich verschwand, wie es entstanden war.

Dennoch dauerte es Vielen, besonders dem alten „Feldmarschall“ Blücher, — denn nach den Tagen von Leipzig war er Feldmarschall geworden, — zu lange, bis die verbündeten Truppen über den Rhein auf französisches Gebiet geführt werden durften. Die Hauptarmee zog am 20. und 21. Dezember mit 120,000 Mann hinüber. Blücher führte die Seinen um Mitternacht zwischen dem 31. Dezember 1813 und dem 1. Januar 1814 bei Mainz über den Strom.

Und nun ging es rasch vorwärts. Den Bewohnern Frankreichs war der Anblick feindlicher Heere im eigenen Lande völlig ungewohnt. Vor Erstaunen, schien es, kamen sie nicht zur Besinnung. Gegenwehr wurde fast nirgend versucht. Da ließ man die Festungen an der Grenze bei Seite: nur einige Kosakenschwärme blieben zur Beobachtung. Die Hauptmasse der Armeen zog gegen Paris.

Erst auf der Hälfte Weges stand Napoleon ihnen gegenüber. Da gewann Blücher Ende Januar und Anfangs Februar die Siege bei Brienne, bei La Rothière.

Bei Champ-Aubert und Montmirail aber wurden seine Truppen hart mitgenommen.

Doch andere Ausfälle, der Sieg Schwarzenbergs bei Bar sur Aube, der Sieg des Yorkschen Korps bei Laon, machten den Schaden wieder gut.

Als der französische Kaiser zu Anfang März die Verbündeten immer näher auf Paris vorrücken sah, trieb es ihn zu verzweifelten Entschlüssen. Statt den Verbündeten den Weg nach der Hauptstadt zu verwehren, zog er rückwärts zur Grenze

und wollte ihnen die Verbindung mit Deutschland abschneiden. Er glaubte, seine Feinde würden sich verleiten lassen, ihm nachzuziehen, und den Marsch auf Paris aufgeben.

Aber sie sandten nur ein kleines Korps von 8000 Reitern hinter ihm her. Mit der vereinigten Hauptmasse ging ihr Zug vorwärts.

Am 30. März kämpften sie die letzte Schlacht vor den Thoren der Hauptstadt. Am 31. März hielten die Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Einzug in Paris.

Zu spät erkannte Napoleon seinen Irrthum. Als er auf der eiligsten Reise einige Meilen von Paris eintraf, hatte sich die Stadt bereits ergeben; sein Minister Talleyrand bereits erklärt: „Das Kaiserthum Napoleons fromme dem Lande nicht mehr! Das Königthum der Bourbonen müsse wiederhergestellt werden!“ Und der Senat, der so lange Napoleons unterwürfiger Knecht gewesen war, beschloß, durch die Wendung der Umstände dahin gebracht, gleichfalls Napoleons Entsetzung.

Auf diese Nachrichten versagten nun sogar mehrere Marschälle den Gehorsam. Er wurde auf die Insel Elba im Mittelländischen Meere an der Westküste Italiens verwiesen.

Nicht lange: da führte ihn ein Schiff über Meer. Am 4. Mai stieg er auf Elba an's Land. Seine Gemahlin mit ihrem Sohn blieb auf Befehl ihres Vaters, des Kaisers von Oestreich, in Deutschland.

Der Graf von Provence, der Bruder des 1793 hingerichteten Königs Ludwig XVI., der so lange unter dem Namen eines „Grafen von Lille“ in der Verbannung, zuletzt in England, gelebt hatte, bestieg als Ludwig XVIII. den königlichen Thron von Frankreich.*)

*) Ludwig XVII. hat niemals regiert. Der älteste Sohn Ludwig XVI. war, nach der Hinrichtung seines Vaters, von den Anhängern des Königthums als König Ludwig XVII. nur ausgerufen worden: von den damaligen Machthabern der republikanischen Partei aber nicht zum Throne gelassen; vielmehr unter Aufsicht des Schuhmachers Simon gestellt, der den achtjährigen Knaben körperlich und geistig verdarb. Durch Schändlichkeiten aller Art betäubt, wurde der Knabe tiefsinnig, behauptete funfzehn Monate lang hartnäckiges Schweigen und siechte nach kaum zurückgelegtem zehnten Jahre mit vollständig krankem Körper hin.

Ein Stück nach dem Propheten Jesaia.

„Der Peiniger der Welt ist gestürzt! ein Ende hat die Gewalt, unter die er sie zwang! zerbrochen ist die Ruthe, mit der der Herr die Völker schlug!

„Nun ruhet alle Welt, ist stille und jauchzet fröhlich.

„Wie bist du vom Himmel gefallen, der du hoch wie die Wolken standest! Wie bist du ohnmächtig geworden, da du wie Sturm und Feuer braustest! Wie du in's Dunkel gesenkt, ob du wie die Sonne der Welt leuchten wolltest!

„Wer dich sieht, verwundert sich und fragt: „„Ist das der Mann, dem die Mächtigen der Völker sich beugten? ist das der Held, vor dem die Königreiche bebten? der Gewaltige, der den Erdboden erzittern machte?““

„Könige liegen bei einander, mit Ehren, ein Jeder in seinem Hause.

„Du aber bist von deinem Grabe verworfen, liegst wie ein verachteter Zweig am Wege, wie ein zerrissenes Kleid bei den Steinen der Grube.

„Denn dein Land hast du verderbt, die Völker geschlagen, ihren Frieden gehöhnt, ihrer Hoffnung gelacht, ihrer Geduld getrotzt.

„Und der Herr hat das Gericht gesandt!“ —

Besuch in England.

Nachdem die verbündeten Monarchen mit dem Könige von Frankreich Frieden geschlossen hatten, reisten unser König und der Kaiser von Rußland in Begleitung ihrer Generale nach England.

Das englische Volk hat mit dem Kaiser Napoleon in beständigem Kampf gelegen: wenn nicht in offenem zur See oder zu Lande, so im geheimen oder durch diplomatische Ränke, durch Hemmungen des Verkehr, durch Sperrung des Handels und auf jede Weise. England hatte fast bei jedem Kriege, der auf das Festland Europas gegen Napoleon geführt wurde, die Hand im Spiele gehabt. Napoleon hingegen hatte keine Maßregel

versäumt, die Macht des englischen Volkes zu brechen. Aber immer war es ihm mißlungen.

Nun endlich Napoleons Herrschaft gestürzt war, nahm das englische Volk die Sieger über ihn mit einem ganz unbeschreiblichen Jubel auf.

Am 6. Juni 1814 stiegen sie in Boulogne zu Schiffe: und am Abend desselben Tages zu Dover auf englischen Boden.

An der Küste wartete ihrer unzählbares Volk. Die ganze Strecke von Dover nach London, sechszehn Meilen lang, war mit freudig grüßenden und laut jubelnden Volksmassen angefüllt.

Außer den Monarchen galten die lebhaftesten Freudenbezeugungen dem Fürsten Blücher: — denn nach dem Einzug in Paris hatte unser König den bisherigen Feldmarschall zum „Fürsten Blücher von Wahlstadt" ernannt.*) — Der konnte vor der derben Zudringlichkeit der Engländer sich kaum retten. Sie drängten an ihn, sie wollten ihn auf Händen heben, sie rissen ihm von den Schultern den Rock. Der alte Fürst war im Frieden und vor Freude kaum des Lebens sicher.

Die Universitäten zu Oxford und Cambridge ernannten ihn zum Ehrendoktor der Rechte. Die Damen baten um eine Locke von seinem Haar. Daß der alte Held solche Dinge sich gefallen lassen mußte, hatte er, bis es wirklich geschah, im Traume nicht gedacht. Wer irgend Verse machen konnte, schrieb sie auf ihn. Mittagsmahle, Abendfeste, Manöver zu Wasser und zu Lande gab es alle Tage.

Sie blieben allgesammt lange da. Das englische Volk vom Obersten bis zum Niedrigsten wollte nicht müde werden, sich ihrer Gegenwart zu freuen und sie auf jede Art zu ehren.

Endlich am 26. Juni verließ unser König England und reiste durch Frankreich zurück.

Im Dorfe Colombier und auf den Berner Alpen.

Die Reise nach Berlin unternahm unser König durch die Schweiz, durch das zu Preußen gehörige Fürstenthum Neufchatel.

*) Wahlstadt ist ein Kloster, das auf dem Schlachtplatz an der Katzbach liegt, wo Blücher mit seinen Siegen angefangen hatte.

Hier hatte er eine stille Herzenssache, — ein Opfer der Erinnerung an die Verklärte, an seine und seines Volkes Königin, darzubringen.

Im Dorfe Colombier am Neufchateler See wohnte das Fräulein Gelieux, welches einst die Erziehung der Prinzessin Luise von Meklenburg-Strelitz geleitet hatte. Nun war sie eine ergraute Dame und der König verwittwet.

Fräulein Gelieux wohnte bei ihrem Bruder, der im Dorfe Prediger war; und der König fuhr in einem schlichten Reisewagen, von einem Adjutanten begleitet, bei dem Pfarrhause vor.

Wehmuth kam ihnen Beiden ins Herz und Thränen in die Augen, als sie sich so wiedersahen. Die Edle, die sie Beide geliebt hatten, war nicht mehr auf der Erde. Kurz war des Königs Besuch; aber reich der Segen der Erinnerung in seinem und in ihrem Herzen. —

Der König besuchte in der Schweiz noch die Berner Alpen, erhob sein Gemüth an dem Anblick der Vesten, die Gott beim Anbeginn der Welt gebaut.

„Wie diese Werke im Grunde der Erde, ruhe mein Sinn in deinem Gebot! und wie diese Höhen zu dir hinauf, strebe mein Geist in deine Nähe!“ sprach der König und dachte seiner Luise, die auch in der Erde ruhte und auch zu den Höhen erhoben war.

Darauf reiste der König durch die anderen deutschen Staaten nach Preußen zurück. Ueber Karlsruhe, Darmstadt, Weimar, Leipzig ging die Reise. Am 3. August, an seinem Geburtstage, traf er in Wittenberg ein, am 4. in Potsdam und am 5. in Berlin.

Rückkehr des Königs in sein Reich.

Der König fuhr unerwartet und unbemerkt in Berlin ein.

Der Magistrat zwar wollte, daß er feierlich eingeholt würde. Der König aber wünschte, die Ehre des Empfangs von sich auf die siegreichen Feldherren und Armeen abzuwenden: und erschien früher, als man ihn erwartete.

Als der König die Anstalten erblickte, die man zum

Empfang getroffen; als er von den Fenstern seiner Wohnung das Zeughaus sah, wie man alle Siegestrophäen, erbeutete Kanonen und Fahnen zusammengethürmt; Alles, was dem Feinde zum Hohn, dem eignen Hochgefühl zur schmeichelnden Aufreizung dienen konnte, hervorgeholt hatte: ließ er die Männer rufen, die diese Einrichtungen getroffen, und sprach zu ihnen: „es ist elende Prahlerei und noch was Schlimmeres, den überwundenen Feind verhöhnen. Hochmuth hat uns ins Unglück geführt: wollen wir wieder mit Hochmuth anfangen? Namentlich die Baiern, Würtemberger und andere, die zuletzt als Bundesgenossen tapfer an unserer Seite gefochten haben, durch Ausstellung ihrer Fahnen und Kanonen reizen, ist ein Uebermuth, der mir ganz mißfällt. Ein Fest der Demuth und Dankbarkeit soll begangen werden."

Als der Polizei-Minister, der Herr von Schuckmann, darauf erwiderte: „die Einrichtungen seien im Sinne des Volks, das seine Freude daran habe;" sprach der König schnell: „sollte mir leid thun! das Volk ist aber nicht so, wie Sie sagen. Ich kenne es besser. Es wird meine Gedanken erfahren und zufrieden sein."

Und als der Polizei-Minister noch fortfuhr: „es ist auch schon zu spät, Aenderungen zu treffen;" wurde der König ungehalten und befahl: „es soll dennoch geschehen und wenn die ganze Nacht gearbeitet werden müßte!"

Am 7. August stellte sich die Garnison in zwei langen Reihen vom Schloß bis zum Brandenburger Thor auf; im Lustgarten am Schloß stand die Bürgergarde. Des Weges von Charlottenburg kamen der König, der Kronprinz, die Prinzen und die Generale, welche die Armee geführt hatten, voran der alte Feldmarschall Fürst Blücher. Sie ritten die Straße zum Brandenburger Thor.

In der Nacht vorher war der Siegeswagen, der aus Paris zurückgeholt worden, wieder oben hinauf gestellt. Als der König, die Prinzen und die Generale dem Thore nahe kamen, fiel die Hülle, die über den Triumphwagen gespannt war: die Rosse zogen den Wagen; die Victoria hielt das eiserne Kreuz hoch empor.

Kurz vor dem Brandenburger Thor waren zehn Säulen auf hohen Fußgestellen im Halbkreise errichtet. Auf jeder Säule stand oben eine Victoria und reichte Siegeskränze den ankommenden Feldherren entgegen. In der Mitte jeder Säule hing ein Schild, den Namen einer Schlacht darauf, und dahinter zwei Fahnen. Alle Säulen waren durch Laubgewinde verbunden.

Der König, die Prinzen und die Generale ritten hindurch und darauf durch das Thor, die Straße unter den Linden entlang, überall vom Volke jubelnd begrüßt. Alle Glocken der Stadt läuteten. So ging der Zug bis in den Lustgarten.

Hier war in der Mitte ein Sieges-Altar erbaut. Er ruhte auf einem Unterbau von sechszehn Stufen.

Auf den obersten Stufen stand die gesammte Geistlichkeit. Auf zwei Bühnen hinter dem Altare befanden sich die Prinzessinnen und zahlreiche Staatsbeamte. Auf einer Erhöhung vor dem Altare nahm der König mit den Prinzen und Generalen Platz. Die Truppen stellten sich in weiteren Kreisen rings umher. Nun schwieg das Glockengeläute und Posaunen leiteten den Gesang ein. Alle entblößten ihre Häupter. Alle sangen mit: laut und kräftig, daß der Ton zum Himmel drang.

Darauf erhob von der höchsten Stufe des Altars der Feldprobst Offelsmeyer seine Stimme und sprach das Sieges-, Friedens- und Dankgebet. Er hatte den Krieg mitgemacht und wußte, was er zu den Feldherren, zu den Truppen und zum Volke sagen mußte. Er sprach langsam, ernst und kräftig. Als er am Schluß zum Dankgebet gegen den Allgütigen aufforderte, sank unser König auf die Kniee und betete die Worte, die der Diener der Kirche sprach. Und die Prinzen und die Generale und alle Soldaten und alles Volk sank auf die Kniee und betete, bis die Stimme des Feldprobstes „Amen! Amen!" rief.

Alsdann setzte sich der König wieder zu Pferde und ritt langsam den Umkreis des Lustgartens entlang zum Schlosse hin. Da drängten sich in dichten Haufen alle an ihn und lagerten wie Kinder um ihren Vater, den sie nach langer gefahrvoller Reise wieder in ihrer Mitte hatten. Sie umringten ihn, küßten ihm die Füße, umarmten sein Pferd, und das Freuderufen nahm kein Ende.

Als er endlich ins Schloß gelangt war, erschien er bald darauf, an seiner Seite den Kronprinzen und den Feldmarschall Fürst Blücher, auf dem Altan und verbeugte sich vor dem wogenden Volke.

Bis in die Nacht, bis unter den Sternenschein und das Licht des Mondes dauerte das Freudenfest.

Der König stiftet den Luisen-Orden.

Am 3. August dieses triumphreichen Jahres 1814 gründete der König zur Auszeichnung für die Frauen den Luisen-Orden.

Die Gedanken, die der König dabei hatte, wurden in der Stiftungs-Urkunde angegeben.

„Die Männer bluteten für das Vaterland, die Frauen pflegten sie.

„Die Wunden, die das Schwert geschlagen, heilten unter ihrer Sorge.

„Still ist das Verdienst der Frauen. Doch auch die geräuschlose That werde geehrt, auch das anspruchlose Wirken anerkannt.

„Die Ehre und Anerkennung sei der Luisen-Orden: — ein goldenes Kreuz, schwarz emaillirt, mit einem himmelblauen Felde, auf dem der Buchstabe L mit einem Sternenkranz und die Zahlen 1813 und 1814 stehen. Auf der linken Brust werde es am weißen Bande des eisernen Kreuzes mit einer Schleife getragen.

„Dieser Schmuck werde Frauen und Mädchen gegeben, deren Opfer in der Pflege der Kranken Allen als Vorbild leuchtete.

„Die Zahl der Ordens-Damen steige nicht über hundert! Der Orden soll eine Auszeichnung für besondere und seltene Verdienste sein.

„Zur Auswahl ist das Ordens-Kapitel ernannt, bestehend aus der Prinzessin Wilhelm, die den Vorsitz führt, ferner aus der Gräfin von Arnim, der Generalin von Bogaslawsky, der Ehefrau des Kaufmann Welper und der Wittwe des Bildhauers

Eben. Diese Damen sollen aus der ganzen Monarchie Nachrichten über die verdienstlichsten Handlungen preußischer Frauen einziehen, die würdigsten auswählen und dem Könige vorschlagen."

Wie der König im vergangenen Jahre den Orden des eisernen Kreuzes am Geburtstage seiner verewigten Gemahlin gestiftet hatte: so gründete er in diesem Jahre den Orden zur Ehre seiner abgeschiedenen Königin am eignen Geburtstage.

Hundert Tage im Jahre 1815.

Im Herbst 1814 versammelten sich die Häupter aller europäischen Staaten oder ihre Abgesandten in der östreichischen Kaiserstadt. Macht und Besitzstand der deutschen Fürsten, Alles was während Napoleons Kaiserthum aus Schick und Fug gerathen waren, sollte wieder zu Recht und Ordnung gebracht werden. Diese Aufgabe hatte der Kongreß zu Wien.

Da entspann sich ein Kampf der Kabinete mit Worten und Schriftstücken, unter glatten Mienen und höflichen Redensarten. Man hatte tausend widersprechende Rücksichten zu nehmen. Ansprüche, die erhoben wurden, fanden dort keine Nachgiebigkeit. Jeder wollte gewinnen, Keiner opfern. Es war schwer, den Weg zu finden, der Alle befriedigte.

Ein halbes Jahr war vergangen. Noch immer kam man nicht zu Ende. Ja, es schien, als ob Verständigung immer weiter in die Ferne rückte, als ob Groll in die Gemüther käme und neue Zwietracht sie entzünden wollte.

Da — im März des Jahres 1815 — verlautete es plötzlich: „Napoleon ist von Elba gewichen!" Es klang unglaublich. Niemand wollte darauf hören.

Bald noch mehr: „er ist in Frankreich gelandet!" Und noch mehr: „die Städte öffnen ihm die Thore! die Regimenter gehen zu ihm über!"

Und Napoleons Schritte auf dem heimischen Boden wurden immer schneller; seine Siege immer leichter. Begeisterung vor ihm her und Jubel ihm nach. Plötzlich sitzt er wieder auf dem Kaiserthron in Paris. Es ist, als wäre es niemals anders ge-

wesen. So huldigt ihm das ganze Land. Sein Wort fliegt rechts und links. Ein Wille geht durch das ganze Volk: — „Napoleon! unser Kaiser!“

Des Bourbonischen Königs Macht hatte noch nichts im Volke gewonnen: keine Sicherheit, kein Vertrauen. Ludwig XVIII. war vor dem Ruf „Napoleon!“ aus dem Reich verschwunden: in den Niederlanden hatte er Schutz gesucht. Der Kaiser fand die Räume des Schlosses leer, die Büreaus der Ministerien verlassen.

Da ließen — wie auf einen Zauberwink — die Fürsten auf dem Kongreß zu Wien ihre Hader fallen. Für jede Schwierigkeit fanden sie schnell die besten Auskunftsmittel. Alle wurden wieder Freunde und Verbündete. Napoleon, Ein Feind für Alle, war da. Und Jeder stand sogleich fürs Ganze: Alle wider ihn.

„Von vorne müssen wir wieder anfangen!“ sprach der Fürst Blücher. „Mit Gott für König und Vaterland!“ rief Friedrich Wilhelm wieder zu seinem Volk. Und abermals rückten die Preußen an die französische Grenze.

Zwar Napoleon sprach jetzt andere Worte als je vorher. Er schrieb an die Höfe Europas: „Friede ist mein innigstes Verlangen! Kriegsruhm hat zur Genüge der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen verherrlicht. Jetzt eröffnen sich die Segnungen des Friedens. Ich will der Erste sein, der auf dieser Bahn der Glückseligkeit der Völker nachtrachtet!“

Aber die Mächte Europas hatten erklärt und blieben bei ihrem Wort: „Da Napoleon von der Insel Elba entwichen und in Frankreich eingefallen ist, hat er durch die That bezeugt, daß er weder Friede noch Waffenstillstand halten kann. Als Feind und Störer der Ruhe der Welt soll er den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben werden. Sämmtliche Mächte verbinden sich zum Schutz Ludwig des Achtzehnten gegen Napoleon.“

Da konnte der Kaiser der Probe seines neuen Glückes durch das Feuer der Schlachten sich nicht entziehen. „Wollt ihr den Krieg,“ rief Napoleon: „ich will meine Adler auf euch werfen! Schmäht ihr den Frieden: der Krieg soll ihn mir bringen!“

Im Norden Frankreichs, in den Niederlanden, standen die

Feinde, Blücher voran, wohl mit hunderttausend Preußen und darüber. In der Gegend von Brüssel der englische General Wellington mit achtzigtausend aus England, Niederland, Hannover, Braunschweig, Nassau.

Die Russen waren erst auf der Mitte Weges. Die Oestreicher sollten Frankreich an der östlichen Grenze überfallen.

Da warf sich Napoleon mit der lange gewohnten Sicherheit und mit neuer Kühnheit des Feldherrngeistes an der Spitze seiner eifernden Legionen nach Norden.

Blücher lag an der Grenze, in vier Heerhaufen getheilt. Bevor er die Seinen Alle zusammenziehen, geschweige bevor er sie mit Wellington verbinden konnte, kündeten Napoleons Kanonen sich dem Vortrab an. Im Thal von Ligny erwartete der alte Fürst mit Achtzigtausenden die Hundert dreißigtausend der Franzosen. Am 16. Juni entbrannte die Schlacht.

Die französische Uebermacht bezwang die beharrliche Gegenwehr der Preußen.

Endlich, am Abend, wurden die unseren auseinander geworfen. Blücher wurde mit hinweggerissen. Da pfiff es hinter ihm: sein Pferd wurde unter ihm zusammen geschossen. Er stürzte und lag betäubt am Boden. Neben ihm der Graf Nostiz, sein Freund, sein Wächter. Franzosen zu Roß jagten hin und her, verfolgten die Flüchtigen und kehrten wieder zurück. Den Fürsten Blücher unter seinem Pferde, den Grafen Nostiz ihm zur Seite, sah Niemand. Beide unversehrt.

Bald schwang sich Blücher wieder auf ein Pferd. Er sammelte rasch die Seinen. Eine kleine Strecke vom Schlachtfeld standen die Preußen, um funfzehntausend zwar vermindert; aber geordnet und zur neuen Schlacht entschlossen.

„Wir sind geschlagen, nur nicht bezwungen!" rief Blücher und ließ es seinem Könige melden. Napoleon träumte indeß: „die Preußen seien abgefunden!"

An demselben Tage, dem 16. Juni, schlug der Marschall Ney auch einen Vortrab des andern verbündeten Heeres unter Wellington bei Quatre Bras. Der tapfere Herzog Wilhelm von Braunschweig fand seinen Tod. Auch hier konnten die Franzosen sich des Sieges rühmen.

Und vorwärts, immer vorwärts, auf Brüssel zu, der Hauptmacht Wellingtons entgegen, stürzte Napoleon. Im stolzen Siegeszuge wollte er dem Glück nicht Ruhe gönnen. Sein Stern leuchtete über ihm: er wollte ihn an den Scheitel fesseln.

Wellington indessen war bereit, ihm Stand zu halten. Bei Waterloo will er ihm dienen. Er meldet's Blücher. Und Blücher läßt ihm wieder sagen: „Ich komme! mit meinem ganzen Heere bin ich da!"

Ein Tag verging seit Ligny und seit Quatre Bras. Da stieg der Morgen von Waterloo auf: der 18. Juni.

Schwül war die Luft und heiß der Tag. Aber Wellingtons Seele blieb kalt. Er ließ die Uebermacht auf seine Truppen fallen. Er wußte: „Blücher kommt! er hat's versprochen!" Er schickte die Seinen Alle in den Streit. Die grauenvollste Verwirrung that nichts seinem abgemessenen Geist. Er richtete auf, was fallen wollte; er stellte zurecht, was aus der Ordnung kam. Mit straffer Hand hielt er sie Alle fest.

Jedoch die Stunden vergingen. Und mit immer geschärfterem Auge spähte er an den entferntesten Säumen des Horizonts: ob Blücher, ob die Preußen kommen. „Er muß ja kommen! er hat's versprochen!" Und gegen jeden neuen Angriff standen die Seinen.

Napoleon stutzte vor solcher Ruhe, solchem Trotze. Und immer schärfer spitzte er seine Keile, immer mehr spornte er seine Legionen. Doch immer prallten sie zurück.

Nur gar zu lange ist der Tag. „Ich wollte, es käme die Nacht! oder — es kämen die Preußen!" sprach Wellington.

Da — am Horizont, überm Pulverdampf und über dem Gewühl — in geschlossenen Reihen stiegen Scharen über Scharen hinab. „Blücher!" ruft Wellington. Bülow war es, sein Vortrab. Und dann der alte Fürst auch selbst.

Napoleon gewahrte die Schnitter, die vom gemähten Saatfeld ihn verdrängen wollten. Da war es, als würde ihm im Uebermaß der drohenden Gefahr erst wohl. Fester trat er in den Bügel und höher hob er sich im Sattel: ritt vor die Garden und sandte sie im Sturm auf Wellington.

Der warf ihm Trupp auf Trupp entgegen, daß ihr Andrang matt und matter wurde.

Und wie verabredet, stürmten Preußen und Engländer auf Einen Punkt, auf das rothe Dach von Belle Alliance. Da war es um die Franzosen geschehen. „Rette sich, wer kann!' ruft Alles. Auch dem Kaiser ruft man es zu. Die Sterne am Himmel gehen auf; aber sein Stern ist untergegangen. Ein Flüchtling, der Krone, des Purpurmantels beraubt, irrt er die Straße nach Paris.

Die Schlacht war von Waterloo, der Sieg von Belle-Alliance.

Alles hin!

Nur wenige Tage darauf besetzten Engländer und Preußen die französische Hauptstadt und das ganze Land. Der König vom Geschlecht der Bourbonen wird wieder auf den Thron gesetzt.

Napoleon fährt die Straße auf dem atlantischen Ocean, zuerst — zwischen Europa und Amerika, — dann zwischen Afrika und Amerika, — über die heiße Linie hinweg, bis — wo der Schatten, den alles Irdische wirft, nicht mehr nach Norden fällt, — bis ins Meer im Süden, auf die kleine Insel Sankt Helena. Da bewacht ihn ein strenger General, der Engländer Hudson Lowe.

Nach sechs Jahren, am 5. Mai 1821, starb Napoleon auf Sankt Helena.

In runder Zahl waren es hundert Tage, die er im Traum der Wiederkehr des Kaiserreichs sich gewiegt hatte. —

Wie, wenn ein mächtiges Gewitter durch das Land zieht, wenn es seine Wolken ausgegossen, seine Blitze niedergeworfen hat, wie es dann rundum noch einmal leuchtet; aber die Gefahr ist vorüber, der Segen ist gespendet: — so war es mit dieser Wiederkehr Napoleons.

Der heilige Bund.

Nach der Schlacht von Groß-Görschen im Jahre 1813, als die verbündeten Preußen und Russen trotz der umfassendsten

Rüstungen und trotz der ausdauerndsten Tapferkeit doch rückwärts mußten, ritten der König von Preußen und der Kaiser von Rußland allein des Weges.

Lange schwiegen sie. Endlich sprach der König: „Wir bewegen uns nach Osten und wollen nach Westen! Ich sehe wohl, ohne Gottes Hilfe geschieht es nicht. Wir thuen alles Unsrige. Aber Gott muß das Gelingen geben!"

Und in Beiden kam der Gedanke auf: wenn Gott ihnen das Gelingen gäbe, wollten sie vor aller Welt in Demuth ihm die Ehre geben und sich zu Wächtern seiner Ehre unter den Menschen verbinden und verpflichten.

Seitdem waren zwei Jahre vergangen. Gott hatte ihnen das Gelingen über Napoleon gegeben. Und als der Verbannte noch einmal furchtbar auffuhr, hatte Gott zum zweitenmal ihnen den Sieg zugewandt.

Da erinnerten sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihrer früheren Entschlüsse. Und als sie in Paris waren, trat der Kaiser zum Könige und sprach: „Wir wollen, was wir damals in stiller Seele beschlossen, nochmals jetzt geloben. Und damit das Gelübde nie unserem Gedächtniß entschwinde, — auch damit unsere Eintracht und Demuth aller Welt zur Nacheiferung verhelfe, — wollen wir es nicht bloß in Worte fassen und im Herzen verschließen, sondern in Schrift setzen und vor aller Welt veröffentlichen; ein bleibendes Denkmal dieser Stunde für alle Folgezeit! uns selbst ein Sporn zur Treue bei den Entschlüssen!"

Der König ging von Herzen darauf ein. Auch der Kaiser Franz von Oestreich, der im Kriege mit ihnen gestanden hatte, wollte jetzt nicht von ihnen weichen. Und so schlossen sie zu Dreien den „heilgen Bund."

Darin verpflichteten sie sich: „in allen Dingen die Gebote der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens aufrecht zu erhalten: nicht bloß in den Einrichtungen des Privatlebens und in den persönlichen Begegnungen der Menschen; sondern ebenso in allen Angelegenheiten des Staats, in allen Verhältnissen der großen Mächte. Die drei Monarchen wollen Brüder sein, an jedem Ort und zu jeder Zeit mit Hilfe und Beistand für ein-

ander stehen, *nie* Einer dem Andern zur Beeinträchtigung Uebels sinnen oder unternehmen. Demselben Geist der *Liebe* wollen sie zwischen sich und ihren Unterthanen bewahren: den Geist, *der einander Dienste leistet und im gegenseitigen Wohlthun sich ergeht.* Alle drei Völkerschaften, Oestreich, Preußen, Rußland, sollen wie Zweige Einer großen Familie neben einander leben."

Am 26. September 1815 vereinigten sich die drei Fürsten zu diesem Bunde. Allmälig traten die andern christlichen Staaten ihm bei. Nur England und der Papst blieben ihm fern.

Siebenter Abschnitt.

Friede und Segen der Jahre 1815 bis 1830.

Der deutsche Staaten-Bund.

Die Berathungen des Kongresses zu Wien, von denen wir bereits erzählt haben, wurden am 8. Juni 1815 durch einen Bundesvertrag geschlossen. Hierin wurde als oberster Satz für Deutschland ausgesprochen, daß es mit der Erklärung des Kaisers von Oestreich vom 6. August 1806 sein Bewenden haben solle. Diese Erklärung enthielt die Auflösung der Bande, der Pflichten und Eide zwischen dem deutschen Kaiser und den deutschen Kurfürsten, Fürsten und Ständen. Wir haben früher davon erzählt. Auch fernerhin sollte das weiland „deutsche Reich" nicht wiederhergestellt, die Krone Karls des Großen nicht wieder hervorgeholt werden.

Statt dessen verbanden sich die deutschen Staaten zu einem „Bunde." Das frühere Reich wurde ein Staatenbund. Der Unterschied dieser beiden Namen liegt vornämlich darin: daß im deutschen Reiche der Kaiser die Obergewalt hatte und die andern deutschen Staaten ihm untergeordnet waren; daß hingegen im Deutschen Staatenbund die Obergewalt bei einer Behörde sein sollte, an welcher sämmtliche Staaten, je nach dem Verhältniß ihrer Größe und Macht, Antheil haben.

Diese oberste Behörde war der Bundestag, der in Frankfurt am Main stattfinden sollte. Sämmtliche Regierungen be-

schicken ihn mit ihren Gesandten und haben Stimme beim Bundestag.

Der Zweck dieser Verbindung bezog sich auf politische Macht, auf Frieden und bürgerliche Ordnung der Staaten.

Ein einzelner Bundesstaat durfte nicht Krieg führen, sondern nur sofern der ganze Bund ihn beschloß. Wurde hingegen irgend einer der verbündeten Staaten von einer auswärtigen Macht mit Krieg überzogen, so sollte der Bund zur Theilnahme an der Gegenwehr verpflichtet sein. Unter einander aber wollten die Staaten aller Gewalt entsagen. Bei eintretenden Streitigkeiten sollte der friedliche Spruch des Bundesgerichts entscheiden.

Desgleichen sollte die öffentliche Ruhe und bürgerliche Sicherheit im Innern jedes Bundesstaates gemeinsame Sache aller sein. Wenn hier oder dort Aufruhr, Widersetzlichkeit gegen die Regierung ausbräche, sollte der Bund berechtigt und verpflichtet sein, zur Herstellung der Ordnung einzuschreiten. —

Im früheren deutschen Reich waren viel über hundert Staaten, die unmittelbar unter dem Kaiser standen. Jetzt da ein Bund aus gleichberechtigten Gliedern gebildet werden sollte, war es um der Macht und Einheit willen, die sie zusammen haben sollten, nicht rathsam, ihrer so viele zu belassen. Die Zahl der Bundesstaaten wurde auf acht und dreißig beschränkt. Alle übrigen wurden diesen einverleibt, je nach der Lage ihrer Grenzen innerhalb des Umfangs eines andern.

Der größte dieser deutschen Bundesgenossen war Oestreich mit 3668 Quadratmeilen; der kleinste, das Fürstenthum Liechtenstein mit 2½ Quadratmeilen. Preußen nahm mit den Provinzen, die zum deutschen Bunde gehören sollten, d. i. mit Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westfalen und der Rheinprovinz, in der Reihenfolge der deutschen Staaten die zweite Stelle ein. Diese Provinzen umfassen 3334 Quadratmeilen.

Wie das Königreich Preußen wieder hergestellt wird.

Der König von Preußen empfing durch die Verträge, die im Jahre 1815 auf dem Wiener Kongreß geschlossen wurden,

die meisten Gebiete zurück, die er im Frieden von Tilsit verloren hatte, namentlich die Stadt Danzig und einen großen Theil des Herzogthums Warschau, das Napoleon gestiftet hatte; ferner die Besitzungen westlich von der Elbe und am Rhein: alles Land, was zum Königreich Westfalen gehört hatte.

Außerdem empfing er das Großherzogthum Niederrhein, die Hälfte des Königreichs Sachsen mit den Festungen Torgau und Wittenberg, und in Pommern, was früher zu Schweden gehört hatte, so wie die Insel Rügen.

Die sämmtlichen Lande des Königs von Preußen, — die Provinzen, die zum deutschen Bunde gehören, sammt denen, die nicht dazu geschlagen wurden, d. i. Ost- und Westpreußen, Posen, und das Fürstenthum Neufchatel in der Schweiz, — umfaßten ein Gebiet von 5076 Quadratmeilen.

Regierung und Verwaltung des preußischen Staats.

Nachdem die Angelegenheiten des deutschen Bundes, dem der preußische Staat als Glied angehörte, geordnet waren, und da der Friede es möglich machte, ging der König auch daran, die innere Verwaltung des Staats nach den Grundsätzen zu ändern, die seit einer Reihe von Jahren auf Anregung der Minister von Stein und von Hardenberg bereits eingeleitet waren.

An der Spitze des Staats steht der König mit unbeschränkter Machtvollkommenheit.

Dem Könige zur Seite als oberste Staatsbehörde wurde der Staatsrath eingerichtet, den wir, wie er in der Verordnung vom 27. Oktober 1810 beschlossen wurde, früher beschrieben haben. Zur Besorgung der Geschäfte, die des königlichen Entschlusses bedürfen, blieb das Kabinet bestehen. Die höchste verwaltende Behörde war das Staatsministerium, der Rath sämmtlicher Minister.

Der Staat aber zerfiel in Provinzen: zuerst in zehn; dann, — nachdem die beiden Provinzen Ost- und Westpreußen in Eine mit dem Namen „Preußen," und die beiden Kleve-Berg und Niederrhein in Eine mit dem Namen „Rheinprovinz" zusammengezogen waren, — in acht.

An der Spitze der Provinzial-Verwaltung steht ein Ober-Präsident. Er ist in der Provinz die Unterbehörde der Ministerien. Ihm wieder untergeordnet sind in allen Provinzen die „Regierungen,“ deren im ganzen Staate fünfundzwanzig, in jeder Provinz zwei, und mehrere eingerichtet wurden. Diese Regierungsbezirke zerfallen ferner in Kreise, im ganzen Staate dreihundert fünf und dreißig; und die Kreise in Land- und Stadt-Gemeinen. An der Spitze jedes Kreises steht ein Landrath, der von den Gutsbesitzern gewählt und vom Könige bestätigt wird. Die größeren Städte jedoch sind von der Gewalt des Landraths ausgenommen und stehen unmittelbar unter der Regierung ihres Bezirks. Den Landräthen zur Seite stehen die Kreisstände, welche aus den Rittergutsbesitzern des Kreises, aus einer Anzahl städtischer Abgeordneter und aus drei Abgeordneten des Bauernstandes bestehen. Unter dem Landrath ist an der Spitze jeder Landgemeine ein Schulze, der das Dorfgericht versieht. Die Angelegenheiten der Städte werden nach der Verordnung, die schon im Jahre 1808 gegeben wurde, von dem Magistrat und den Stadtverordneten besorgt. Wir haben früher ausführlich davon erzählt.

Morgen und Abend eines Dezember-Sonntags.

Als der Friede im Lande wieder hergestellt und Alles zu Ordnung und gewohnter Art zurückgekehrt war, war eines Sonntags im Dezember entsetzliches Wetter. Vom dunklen Himmel fiel der weiße Schnee in dicken Flocken.

Der König ging gleichwohl zur Kirche und feierte den Tag des Herrn. „Der Sonntag ist mir ein Gemeingut mit allen meinen Unterthanen,“ sprach er: „ich will ihn unter der Gemeine feiern.“

Aber die Wenigsten waren hingekommen; die Kirche war beinahe leer. „Das Wetter ist zu schlecht,“ dachte der König. „Die Kinder der Gemeine feiern den Tag des Herrn zu Hause mit Gebet und still im Herzen.

Des Abends war das Wetter noch schlimmer geworden. Den ganzen Tag über hatte das Schneegestöber nicht aufgehört.

Darüber hatte es gethaut; fußhoher Schnee lag auf den Straßen und wilder Sturm ging durch die Luft.

Da fuhr der König in das Theater.

Erstaunt sah er, das ganze Haus war über und über gefüllt. Und mit ernster Miene sprach er zu seiner Umgebung: „Den Herrn zu loben, läßt dies Volk durch schlechtes Wetter sich verhindern. Doch Tänzer und Sänger zu beklatschen, ist das Wetter immer gut. Danken und beten vergißt man so schnell? Verhüte Gott, daß sie zur Mahnung wieder harte Geißeln über sich beschwören!"

„Lieber Herr Lieutenant, kaufen Sie mir doch einen Geldbeutel ab!"

Im Sommer desselben Jahres ging der König eines Morgens mit seiner Tochter, der Prinzessin Alexandrine, im Thiergarten bei Berlin spazieren.

Wer in der Hauptstadt Bescheid weiß, hat die Plackereien gewiß manchmal empfunden, denen man auf der Straße ausgesetzt ist. Die meisten kommen von kleinen Jungen her, die, etwa zehn bis zwölf oder dreizehn Jahre alt, in den belebtesten Gegenden sich aufhalten und jeden anständig Gekleideten mit Bitten anfallen, ihnen etwas von ihren Sachen abzukaufen. Der eine hat Streichhölzer, der andere Pappschachteln, ein dritter Geldbeutel, ein vierter Stricknadeln: lauter unnütze Dinge, die man auf der Straße zu kaufen gewöhnlich nicht Willens ist. Die Jungen lassen es mit einem kurzen Anbieten nicht bewenden, sondern laufen bettelnd und prachernd Straßen weit hinter Einem her, lassen sich weder durch sanfte, noch durch harte Erwiderungen abweisen und ermüden den Spaziergänger endlich so, daß er, um nur die Plage los zu werden, dem Jungen einen Dreier oder Sechser giebt, ohne etwas von den Waaren anzunehmen.

Als nun der König mit der Prinzessin Alexandrine im Thiergarten spazieren ging, kam solch ein Junge auf ihn zu und bot ihm seine Geldbeutel zum Kauf an. Der König wies die Aufforderung kurz ab, denn weder er, noch seine Tochter, hatten einen Geldbeutel von Nöthen.



Aber der Junge war nicht gewohnt, sich so abfertigen zu lassen. Er hatte zudem gar keinen Grund, hier mit etwas mehr Respekt, als bei irgend einem anderen Spaziergänger zu verfahren: denn der König hatte seinen gewöhnlichen militairischen Ueberrock an und sah wie jeder andere Offizier aus, an deren Anblick man in Berlin durchaus gewöhnt ist.

„Ach, Herr Lieutenant, kaufen Sie mir doch einen Geldbeutel ab!“ rief der Junge und lief dem Könige nach. „Brauche keinen!“ sagte der König zum zweitenmal.

Aber der Junge versperrte dem Könige fast den Weg und bat immer dringender: „Lieber Herr Lieutenant, so kaufen Sie doch einen für die Dame! Meine Mutter strickt die Beutel, und wenn ich kein Geld nach Hause bringe, haben wir heute Abend nichts zu essen.“

„Habt nichts zu essen?“ fragte der König: „wo ist denn dein Vater?“

„Ach, Herr Lieutenant, den hat bei Leipzig eine Kugel getroffen. Da ist er nicht wieder zurückgekommen.“

„Was kostet ein Geldbeutel?“ fragte der König. „Zwei Groschen!“ sagte der Junge. „So gieb mir ein Dutzend!“ Der Junge zählte zwölf Geldbeutel ab und der König gab ihm einen doppelten Friedrichsd'or.

„Ja, da kann ich nicht herausgeben,“ sagte der Junge betrübt. „Bring das Ganze deiner Mutter!“ antwortete der König und fragte nach seinem Namen und seiner Wohnung.

Der Junge lief fröhlich davon und brachte den Fang seiner Mutter.

Die arme Frau konnte sich in ihrer Freude kaum fassen. Da trat bald darauf ein Adjutant des Königs in ihre Wohnung und erkundigte sich nach der Wahrheit der Aussage des Knaben. Es war Alles richtig. Der Wirth des Hauses gab das lobendste Zeugniß über die Rechtlichkeit der Frau. Da schenkte der König der armen Mutter eine lebenslängliche Pension von hundert Thalern und den Jungen ließ er auf seine Kosten in eine Erziehungs-Anstalt geben.

Leben und Tod des Fürsten Blücher von Wahlstadt.

Vom Fürsten Blücher haben wir bisher immer nur wie im Vorbeigehen erzählt. Da nun sein Tod berichtet werden muß, wollen wir zuvor ein paar Geschichten aus seinem Leben zusammenstellen, damit Jeder ein Bild von diesem wunderbaren Kriegsmann habe.

Gebhard Leberecht von Blücher war in Rostock am 16. Dezember 1742 geboren. Er stammte aus dem meklenburgischen Hause Großen-Rensow. Sein Vater war in Hessen-Kasselschen Diensten Rittmeister.

Zu Anfang des siebenjährigen Krieges im Jahre 1756 — also Gebhard Leberecht war vierzehn Jahre alt — schickte ihn sein Vater sammt den anderen Gliedern der Familie zu Verwandten auf der Insel Rügen. Dort sollten sie den Gefahren des Krieges fern sein.

Die Insel Rügen gehörte damals zu Schweden. Und Schweden war mit den Oestreichern zum Kriege gegen Friedrich den Großen verbündet. Nicht lange dauerte es, da sammelten sich hier die Truppen, die zum Kampfe übersetzen sollten. Gebhard Leberecht erblickte das stattliche schwedische Husaren-Regiment: und sogleich sprach es in seinem jungen Herzen: „Das sind die Leute, bei denen mir wohl sein wird!“ Heimlich ging er aus dem Hause seines Oheims und wurde schwedischer Husar.

Der Kampf zwischen schwedischen und preußischen Truppen an der Küste der Ostsee begann. Da rückten eines Tages die schwedischen Husaren gar zu rasch vorwärts. Die preußischen unter Oberst von Belling lauerten ihnen auf und machten eine Menge Gefangene: unter ihnen auch den Junker von Blücher.

Der Oberst von Belling sprach zu ihm: „Werd' preußischer Husar!“ Aber Blücher wollte nicht. Der Oberst redete ihm fleißig zu; aber es kam schwer an ihn, den Dienst zu wechseln. Ein Jahr lang war er in Gefangenschaft. Da hatte er Zeit, zu merken, daß auch bei den Preußen gute Kriegsart sei. Und endlich willigte er ein: er nahm die Fahne des Königs von Preußen bei dem Regiment schwarzer Husaren unter Oberst von Belling.

Der Fähnrich wurde Lieutenant und Premier-Lieutenant. Er that sich tüchtig hervor, bei Kunnersdorf, Freiberg und sonst wo.

Kämpfen und Wagen war ganz sein Sinnen und Trachten. Ließ sein König zuweilen von einer Schlacht zur andern zu lange warten, dann wollte ihm doch nicht das Schwert in der Scheide ruhen; dann that er ein paar Hiebe wenigstens für seine eignen Sachen.

Einstmals — wer weiß, wie es kam? — wies General Belling ihn um ein Versehen im Dienste zurecht. Das fuhr dem jungen Blücher wie Schlachttrompeten in's Ohr. So etwas mußte ausgefochten werden. Und ohne viel Besinnen sollte sein General ihm zum Zweikampf stehen. Der General von Belling kannte seinen Lieutenant und machte es gnädig. Blücher wurde nur von der Leibschwadron des Regiments zu der des Major von Podscharbli versetzt.

Der Major von Podscharbli war ein tüchtiger Soldat. Und oft, noch in späteren Jahren, hat Blücher gesagt: „den größten Theil meiner Kriegskunst verdanke ich dem Major von Podscharbli."

Im Jahre 1763 schloß Friedrich der Große Frieden mit den Oestreichern. Er hatte ihnen gezeigt, daß er Schlesien sich nicht entreißen lasse. Weiter wollte er nichts. — Nun kam für Blücher schlimme Zeit. Was sollte er im Frieden treiben, besonders ohne viel Geld? Er spielte gern hoch und kühn. Aber um so schneller war seine Kasse leicht und leer. Mit dem Vergnügen und Zeitvertreib sah es denn schlecht aus.

„Gott sei Dank," sagte Blücher, „daß die Polen ein unruhiges Volk sind!" Der König mußte Truppen an die Grenze schicken. General von Lossow bekam den Oberbefehl: und das Regiment, bei dem Blücher stand, wurde gleichfalls kommandirt. Das geschah im Jahr 1770.

Die Polen verfuhren gegen die preußischen Soldaten mit allerlei Hinterlist. Feldwachen, die einzeln standen, überfielen sie, marterten sie zu Tode und mißhandelten die Leichname. Blücher, der unterdessen Stabsrittmeister geworden war, sprach: „Die polnischen Priester sind Ursache von allem Uebel! Sie

fachen das Volk zu diesen Greueln an.“ Und als wieder ein Posten gemordet war, hielt er strenges Gericht über einen Priester. Er sprach das Todesurtheil über ihn; ließ ihn zum Richtplatz führen; da wurde ein Grab für ihn gegraben; dann wurden ihm die Augen verbunden und die Soldaten mußten Feuer geben. Blücher, der wohl wußte, daß ihm zu Todesurtheilen kein Recht zustehe, hatte nur blind laden lassen. Als aber der Schuß fiel, wurde der arme Priester durch den Knall doch so erschreckt, daß er hinstürzte, als ob er getroffen wäre, und lebensgefährlich krank wurde.

Dem General von Lossow mißfiel der Uebermuth und die Eigenmacht dieses Kriegsverfahrens. Und als bald darauf die Stelle eines Schwadronführers erledigt war, wurde Blücher übergangen und der nächste Rittmeister vorgezogen.

Blücher schrieb verdrießlich an den König und bat um seinen Abschied: er wollte mit gekränkter Ehre im Dienst nicht bleiben. Aber der König ließ ihn statt der Antwort in Arrest stecken: „der Rittmeister von Blücher soll sich was Besseres ausdenken?“ Jedoch ihm kamen keine besseren Gedanken. Da befahl denn der König kurzweg: „der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheeren!“ Anno 1773.

Ein und dreißig Jahre alt war Blücher, als er verabschiedet wurde. Die Muße, dachte er, soll mir nach Herzenslust zu Statten kommen. Er heirathete das schöne Fräulein von Mehling, die Tochter eines sächsischen Oberst; pachtete ein Gut; dann, als ihm dies so viel abgeworfen hatte, kaufte er ein eignes, bei Stargard in Pommern. Da war er immer thätig, umsichtig und geschäftig. Mit dem Bauer und Frohnarbeiter ging er milde um; bei seines Gleichen stieg er hoch in Ehren: sie wählten ihn zu ihrem Ritterschaftsrath. Der König selbst mußte seine Aufmerksamkeit wieder auf ihn lenken: der Wohlstand in der Gegend, die Güter hoben sich.

Aber recht zu seiner Freude fiel das Leben doch nicht aus. Ihn verlangte immer nach Trommeln, Fahnen, Schlachten und Siegen. Nur so lange Friedrich der Große lebte, bezwang er seine Lust.

Als aber im Jahre 1786 Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, sprach er zu seiner Gemahlin: „ich weiß auch hier im Frieden und zu Lande wohl, was recht und gut ist. Aber mein Feld ist doch ein anderes, das Schlachtfeld. Meine Schnitter sind die Soldaten, mein Pflug und Ackergeräth die Batterien."

„Behüte Gott!" sprach seine sanfte Gemahlin. „Sieh, der Segen ist vierzehn Jahre lang über uns gekommen. Gott hat uns ein eignes Haus und eignes Land gegeben. Willst du das Alles verlassen, da unsere Söhne und unsere Töchter ganz jung sind? Auch ich bin dein bedürftig. So bleibe hier, uns Allen zu Liebe und dir zum Wohl. Im Kriege stehst du mit den Feinden; hier behüten dich die Freunde."

Als Blücher diese Worte hörte, wurde ihm das Herz vor Liebe schwer. Aber er sprach doch zu seinem treuen Weibe: „Wenn es anders ginge, ich thäte es um deinetwillen. Doch der Mann muß fühlen, wozu ihn Gott bestellt. Ich muß dem Vaterland in Krieges Nöthen dereinst noch tapfer beistehen. Laß mich denn ziehen, und mag geschehen, was der Herr bestimmt!"

Als seine Gemahlin sah, daß sie ihn nicht zurückhalten konnte, ließ sie ihn gehen. In Berlin wurde Blücher dem Könige vorgestellt, und im Jahre 1787 trat er als Major in sein früheres Regiment.

In demselben Jahre aber starb auch seine Gemahlin, und Blücher war mit sechs Söhnen und einer Tochter allein.

An dem Kriege, den Friedrich Wilhelm II. zur Unterstützung seines Schwagers, des Erbstatthalters, des Prinzen von Oranien, in Holland führte, nahm Blüchers Regiment Theil. Aber die Gegner des Erbstatthalters, eine Partei im Lande, die sich die „Patrioten" nannten, waren schwach und feige; die Städte ergaben sich freiwillig. So kam es nicht zu Waffenthaten. Der Krieg war in Einem Jahre (1787) beendet.

Blücher wurde das Jahr darauf Oberst-Lieutenant und 1790 Kommandeur des Regiments.

Bald, im Jahre 1792, begannen die Kriege der verbündeten deutschen Fürsten gegen das republikanische Frankreich. Blücher mit seinen schwarzen Husaren war auch im Felde. Da führte er seine Aufträge mit festem Muth und schneller Ent-

schlossenheit aus, nicht wie andere, zu denen er immer sprach: „ihr müßt weniger kalkuliren, dafür mehr schlagen!“ Wo er stand, machte er sich verdient. Bei Luxemburg, Frankenstein, Leystadt und anderen Orten erzählt man gute Kriegsthaten von ihm. Er allein, mit seinem Kommando über kleine Mannschaften, hatte in der kurzen Zeit des Krieges den Franzosen viertausend Gefangene, anderthalb tausend Pferde, fünf Fahnen, elf Geschütze und sieben Pulverwagen abgenommen. Hätte der Krieg nicht an andern Mängeln gelitten, — wir haben davon früher erzählt, der General von Blücher (denn im Jahre 1794 war er General-Major geworden) hätte gern verhindert, daß der König ihn aufgab und zu Basel sich mit Frankreich verständigte.

Nun war wieder Frieden. Diesmal aber schien Blücher für die Reize und Aussichten des Friedens mehr als sonst empfänglich. Denn nachdem er sieben Jahre um seine Gemahlin getrauert hatte, kam neue Liebe in sein altes Herz. Er vermählte sich im sieben und funfzigsten Jahre seines Lebens mit dem jungen und schönen Fräulein von Kolomb, der Tochter des Kammer-Präsidenten von Kolomb zu Aurich.

Als nach zehn Jahren der Krieg gegen Napoleon immer näher rückte, hielt sich Blücher am liebsten zum Prinzen Louis Ferdinand. Auf dessen Muth schwor er, dessen Parole liebte er, dessen Haß und Liebe war ihm, wie aus dem Herzen genommen.

Endlich im Unglücksjahre 1806 war er der erste, der mit seinen Thaten die Ehre des preußischen Namens rettete. Wir haben von seinem Marsch auf Lübeck und von seiner Vertheidigung in der Stadt erzählt.

Napoleon wußte wohl, welchen Feind er an Blücher habe; denn bald nach dem Frieden verlangte er, daß der alte General in den Ruhestand versetzt würde.

So lange es Friede war, hielt sich Blücher in Ruhe. Im Jahre 1813 aber stand er auf, der Greis von 71 Jahren, übernahm das Kommando der schlesischen Armee, das ihm der König übertragen, siegte an der Katzbach, bei Wartenberg, Möllern und Leipzig; dann im Jahre 1814 bei La Rothière, Laon; hielt sich im Jahre 1815 bei Ligny, siegte bei Waterloo und zog in Paris ein. Die Soldaten nannten ihn „Vater

Blücher" und „Marschall Vorwärts", der König ernannte ihn zum „Fürsten Blücher von Wahlstadt", und gab ihm allein einen eignen Orden: ein großes eisernes Kreuz, rundum von goldenen Strahlen umgeben. —

Die Summe seines Lebens war dies: — Gebhard Leberecht von Blücher hatte Muth und Gottvertrauen wie Einer; das Herz schlug ihm jede Stunde nach der richtigen Art. Gegen Hohe und Niedere, bei Nacht und bei Tage war auf dem rechten Fleck: immer ein ganzer Mann; unverdrossen und prompt.

Gelehrsamkeit war nicht viel in seinem Kopfe; aber desto mehr klarer Blick und Kraft zur That. — Vor der Schlacht bei Leipzig besprachen die Offiziere seines Generalstabes in Halle den Plan zu den Unternehmungen. Pläne und Karten über die Lage der Oerter und Straßen waren vor ihnen ausgebreitet auf dem Tische. Blücher saß unterdessen beim Kanzler Niemeyer in einer andern Stube auf dem Sopha und rauchte ein Pfeifchen. Endlich wurde er hineingerufen und man erzählte, worüber man Eins geworden sei. „Das mag das Rechte sein!" sagte er: „will es schon glauben! Ich kann aber nichts davon brauchen. Wenn ich mit meinen Jungens hinkomme, werde ich schon sehen, was zu thun ist. Nun, Herr Kanzler, noch eine Pfeife!"

Gegen die gelehrten Herren von der Feder zog er gern zu Felde. Einst schickte ihm ein Minister den amtlichen Bericht über eine Angelegenheit, die ihn selbst betraf. Darin war er nach dem herkömmlichen Büreau-Stil „der pp. Blücher" genannt. Tags darauf kam Er mit diesem Minister zusammen. „Euer Excellenz soll ein Donnerwetter kriegen!" rief Blücher ihm entgegen: „Seid ihr des Teufels, mich den „pp. Blücher" zu nennen? Für meine Soldaten bin ich der „Vater Blücher"; aber für euch Tintenkleckser bin ich Feldmarschall und Fürst. Das merkt euch!" Er kehrte sich um und ging weg.

Zu Zeiten war Blücher auch heiter und scherzhaft. — Als ihn die englischen Universitäten zu Oxford und Cambridge zum Doctor der Rechte machten, sagte er: „das ist schon gut! aber den Gneisenau müssen sie mir als Apotheker mitgeben; denn der dreht die Pillen, die ich den Leuten eingebe." — Diesem Freunde, dem Chef seines Generalstabes, dem General von

Gneisenau, gab er immer volle Gerechtigkeit. Einst in einer heiteren Abendgesellschaft sagte er: „er wolle seinem eignen Kopfe einen Kuß geben!“ stand auf und küßte den General Gneisenau recht herzlich. — Ein andermal wurden ihm glänzende Lobreden gehalten. Da stand er wieder auf und rief: „Halt, halt! meine Herren, das war alles anders! Von mir war es nichts als Verwegenheit: dazu kam denn Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!“

Zum Schluß wollen wir noch einen Brief abschreiben, den er an seine Gemahlin, die Fürstin, schrieb. Der Brief ist aus dem Jahre 1815 nach der Schlacht bei Waterloo, als Blücher auf Paris marschirte. Der Brief soll hier Buchstabe für Buchstabe so stehen, wie er geschrieben ist, zum Zeichen, daß Blücher in Allem seine apparte Regel befolgte.

„uf den March nach Pariß den 26. Juni 1815.

„gesund bin ich, noch 12 Meilen vor Pariß die ich auch balde zurücklegen werde. Schon habe die Pariser und die Provisorische Regierung Deputirte geschickt und bitten um einstellung der Feindsehligkeiten, ich habe sie nicht angenommen. Bonaparte ist abgesetzt, und will nach Amerika gehen, ich habe Nostiz heütte nach Laon geschickt und von die Deputirte Bonaparte sein Todt oder sein auslifferung, die übergabe aller Festungen an der Sambre und der Maß verlangt, dieses wehre die Condition unter welche ich mit ihm verhandeln wollte. Dem ohn er acht marschire ich noch heütte grade uf Pariß, ich werde das Eisen schmieden weill es wahrm ist, den ich will vor dem herbst zu hauße sein, lebe wohl, küsse lisettchen, grüsse alle bekannten, besonders Lottchen, die Girod und Worseig, noch ein word, dein Bruder und Girod sind gesund. Blücher.“

Nun kam es mit dem Helden zum Sterben. Er hatte ja lange genug gelebt und mehr als Mancher vollbracht. Nachdem der Krieg beendet war, ehrte man ihn aller Orten auf die ausgezeichnetste Weise. In Rostock, seinem Geburtsort, kam es sogar dahin, daß man ihm schon bei Lebzeiten ein Standbild setzte.

Er besuchte in den letzten Sommern seines Lebens die

Bäder Karlsbad und Dobberan. Aber im Jahre 1819 ging es zu Ende. „Für den Tod ist kein Kraut gewachsen," sprach er.

Ausgangs August erkrankte er auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien. Er wollte keinen Doktor haben und keine Medikamente nehmen. „Ich bin nichts mehr nutz und sterbe gern," waren seine Worte. Zu seinem Adjutanten, dem Grafen Nostitz, sprach er: „Sie haben Manches von mir gelernt. Jetzt sollen Sie auch sehen, wie man mit Ruhe stirbt."

Der König war im September zur Abhaltung eines Manövers in der Gegend von Breslau. Auf die Nachricht von der Krankheit Blüchers kam er selbst nach Krieblowitz. Aber der Sterbende war schon so matt, daß er eine Zeit lang seinen König nicht kannte. Erst als dieser einige Worte zu ihm sprach, kehrte das Gedächtniß zurück und eine Thräne kam ihm ins Auge.

Darauf wurde sein Zustand dem Schlafe immer mehr ähnlich. Und um 10 Uhr Abends am 12. September 1819 hörte Puls und Athem auf. Drei Monate fehlten an sieben und siebzig Jahren, die er auf dieser Welt zugebracht hatte.

Unter dreien Linden, die unsern Krieblowitz am Wege stehen, ist er begraben. So hat er es selbst gewollt. Ein Invalide wacht an dem Monument seines Grabes.

Im Jahre 1826 am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, den 18. Juni, wurde in Berlin das Denkmal des Fürsten aufgerichtet, das der König von dem Bildhauer Christian Rauch arbeiten und aus Metall von erbeuteten Geschützen hatte gießen lassen. Er steht an der Seite des großen Platzes, der neuen Wache gegenüber.

Auch in Breslau wurde ein Jahr darauf die Bildsäule des Helden aufgestellt, die derselbe Künstler gearbeitet hatte.

Das Denkmal auf dem Kreuzberg.

Schon bald nach dem Kriege hatte der König beschlossen, den ruhmwürdigen Ereignissen der Jahre 1813, 1814 und 1815 ein Denkmal zu setzen. Zum Ort dafür wurde der Tempelhofer Berg vor dem Halleschen Thor Berlin's bestimmt. Die Idee gab

der König selbst an. Die Zeichnung wurde vom Baumeister Professor Schinkel entworfen. Das Werk, großartig angelegt, wurde langsam vollendet.

Im Jahre 1818 kam es dazu, daß der Grundstein gelegt wurde. Ein Tag wurde dazu ausersehen, an dem der Kaiser Alexander von Rußland, in Berlin anwesend war.

Ueber den Grundstein wurde eine bronzene Platte gelegt, auf der die Inschrift stand: „Dankbar gegen Gott, eingedenk seiner treuen Verbündeten, und ehrend die Tapferkeit seines Volkes, legte in Gemeinschaft mit Alexander I. Kaiser von Rußland, Friedrich Wilhelm III. den 19. September 1818 diese Platte in den Grundstein des Denkmals für die ruhmvollen Ereignisse in den Jahren 1813, 1814 und 1815."

Der Kaiser von Rußland nahm zuerst den Hammer und schlug auf die Platte, dann der König von Preußen, der Kronprinz und nach ihrem Range die Generale und Minister, die anwesend waren. Alles Volk, die Regimenter, die zugegen waren, sangen: „Nun danket alle Gott!" Und der Bischof Eylert sprach die Einweihungsrede zum Gedächtniß der Thaten und der Opfer.

Nach drei Jahren war das Werk vollendet. In der Königlichen Eisengießerei zu Berlin war es gegossen.

Da wurde es am 30. März 1821, am Tage der letzten Schlachten, die im Befreiungskriege von 1814 gefochten waren, am Tage der Schlachten vor Paris enthüllt. Die Truppen Berlin's und Potsdam's, ferner Abgesandte aus allen Regimentern der Armee, an ihrer Spitze der König, die Prinzen, die Generale und Minister, standen um das Monument.

Es ruht auf einer weiten Grundlage, die in Gestalt eines eisernen Kreuzes gebaut ist. Oben an der Spitze trägt es dasselbe Sinnbild der Volkskraft und Ehre, das eiserne Kreuz. Ohne die Stufen des Unterbaues, die aus steinernen Platten zusammengesetzt sind, beträgt die Höhe des Denkmals 60 Fuß.

Seine Gestalt ist wie ein Thurm — oder wie ein Baldachin, der über zwölf Nischen zu einer Spitze steigt. In jeder Nische steht ein Sieges-Genius, eine Victoria. Die Victorien tragen in ihrem Gesicht die Züge damals lebender Personen.

Die vier Hauptseiten des Denkmals sind der Erinnerung an die Schlachten von Groß-Görschen, Leipzig, Paris und Belle-Alliance gewidmet. Die Siegesgöttin über der Schlacht von Paris trägt die edeln Züge unserer Königin Luise; die über der Schlacht von Belle-Alliance die ihrer ältesten Tochter, der späteren Kaiserin von Rußland.

An den acht inneren Seiten des Denkmals sind die Schlachten: Groß-Beeren; Katzbach; Kulm, darüber der Siegesgenius mit dem Gesicht König Friedrich Wilhelm III., Dennewitz, darüber der General Bülow, wie er den Fuß auf den Federhut setzt, den die Franzosen ihn in der Schlacht vom Kopf geschossen haben; Wartenberg; La Rothière, darüber der Kaiser Alexander von Rußland; Bar-sur-Aube und Laon.

Die vier Hauptseiten des Denkmals sind nach den vier Weltgegenden gerichtet. Auf der Ostseite, dem Aufgang der Sonne zu, steht über der Schlacht von Groß-Görschen die Inschrift: „der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

Seit der Errichtung dieses Denkmals heißt der Tempelhofer Berg der „Kreuzberg."

Ein Postillon mit dem eisernen Kreuz.

Eines Tages fuhr des Weges von Dresden nach Potsdam ein vornehmer Herr. Er hatte Extrapost und wollte eilig weiter. Aber der Weg war schlecht und der Postillon konnte nicht so schnell vorwärts.

„Fahr zu!" rief ihn der Reisende an.

„Der Weg ist schlecht. Ich kann nicht rascher fahren," antwortete der Postillon.

„Laß deine Pferde laufen! oder ich gebe dir die Peitsche, die du an ihnen sparst!"

Da wandte sich der Postillon auf dem Bock um, schlug seinen Mantel zurück und zeigte das eiserne Kreuz auf seiner Brust. Er sprach nichts dabei. Er wollte dem Herrn nur

zeigen, daß er seine Schuldigkeit verstehe. Da wurde der Reisende still und sprach nichts mehr von der Peitsche.

Nach einiger Zeit kam die Geschichte zu Ohren des Königs. „Brav!“ rief er: „so habe ichs gewollt! Im Menschen soll Jeder den Menschen sehen und inne werden, daß er ihn achten und ehren muß. Das eiserne Kreuz, das dem Stande nach der Geringste haben kann, — ein Zuchtmeister zur Ehre und Achtung Aller untereinander!“

Was das Wort „Verfassung“ bedeutet.

In früheren Jahrhunderten hatten die Könige und Kaiser aller europäischen Staaten alleinige und unbeschränkte Regierungs-Gewalt. Preußen befand sich dabei sehr wohl. Der Wohlstand im Volke hob sich, die Bildung im Volke wuchs, Macht und Ansehen des Staates stiegen.

Denn die Hohenzollernschen Herren nahmen von jeher die Vortheile ihrer Unterthanen wie ihre eigenen wahr. Sie betrachteten ihr Volk und Land, wie von Gott ihnen zur Pflege und zum Schutz, zur Förderung seines Besten anvertraut. „Von Gottes Gnaden“ nannten sie sich und wollten der Gnade Gottes sich werth beweisen.

Als nun das Land unter ihrem Schutz immer größer, seine Bewohner wohlhabender wurden, als alle Zustände des Volks sich manigfacher gestalteten: wurde auch das Geschäft der Regierung schwieriger und verwickelter. Mit dem Wachsthum des Segens wuchs auch die Sorge, den Segen zu behüten und zu fördern.

Da ging mit der Zeit Wunsch und Wille der Regierung dahin: die Kräfte, die sie im Volke erzogen und gebildet hatte, für ihr Geschäft zu nutzen: des Volkes Einsicht und Erfahrung nicht unthätig ruhen zu lassen, sondern zur Theilnahme an ihrem Amt und ihrer Macht herauszufordern und damit zu betrauen. Man nennt eine Einrichtung im Staate, welche diesen Zweck hat: des Volkes Einsicht und Erfahrung, alle geistigen Kräfte der Landesbewohner, für das Geschäft der Regierung zu be-

nutzen: die Verfassung des Staates. Es ist damit folgendermaßen beschaffen.

Aus den verschiedenen Klassen des Volks und aus allen Bezirken des Landes werden Abgeordnete zum Könige entsandt: diese treten zu Besprechungen und Berathungen zusammen; man nennt sie in verschiedenen Ländern verschieden: „Landtag, Volkstag, Kammer, Stände-Versammlung, Senat." Der König legt ihnen die Punkte der Verwaltung und der Regierung vor, über die er das Urtheil der Männer aus den Kreisen des Volks hören will. Und eben das Gesetz, nach welchem die Volks-Abgeordneten in regelmäßigen Versammlungen sich vereinigen, und ferner das Gesetz, durch welches die Rechte und Pflichten der Abgeordneten in regelmäßigen Versammlungen sich vereinigen, und ferner das Gesetz, durch welches die Rechte und Pflichten der Abgeordneten, dem Lande und Könige gegenüber, und andrerseits die Rechte und Pflichten des Königs, der Volksvertretung gegenüber, genau bestimmt sind, — ist das Gesetz oder die Urkunde der Verfassung des Landes.

Wir wollen nun erzählen, welchen Gang die Gründung einer Verfassung für den preußischen Staat unter der Regierung des König Friedrich Wilhelm III. genommen hat.

Geschichte der Verfassung für den preußischen Staat vom Jahre 1808 bis 1823.

Schon Freiherr von Stein, als er Minister war, hatte den Grundgedanken ausgesprochen, von dem man bei der Gründung einer Verfassung ausgehen müsse. „Heilig und unantastbar," schrieb er im Jahre 1808 an die obersten Verwaltungsbehörden des Staats, „sei und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese Gewalt alles Gute wirken kann, muß dem Könige ein Mittel gegeben werden, wodurch er die Wünsche des Volkes kennen lernt. Das Mittel ist die Volksvertretung." (National-Repräsentation.)

Wir kennen die Geschichte der Jahre 1809, 1810 und der folgenden. Zuerst war Verwirrung und Verlegenheit des Staates so groß, daß der König sich nicht einmal getraute, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Hernach, als im Jahre

1811 Repräsentanten aus allen Provinzen zu einer Stände-Versammlung nach Berlin berufen wurden, und als der damalige Staats-Kanzler, der Freiherr von Hardenberg, ihren Beirath in Bezug auf mehrere Gesetze über Steuerveränderung, Gewerb- und Zunftwesen und andere Dinge forderte: zeigte sich leider bei Vielen so große Aufregung der Gemüther, so unbeugsamer Eigenwille, so starres Festhalten an alten Vorrechten, daß der König in seiner Absicht, das Wohl des Staats durch Ausgleichung widersprechender Standes-Ansprüche zu gründen, mehr gehindert als unterstützt wurde. Und die kriegerische Umwandlung der Jahre 1812 bis 1815 machte die Wiederholung der ständischen Versammlungen ganz unmöglich.

Jedoch als im Jahre 1815 der Krieg gegen Napoleon noch nicht zu Ende geführt war, schon am 22. Mai erließ der König eine Verordnung, in der er eine dauernde Volksrepräsentation ins Werk zu führen versprach. Die Verordnung lautete folgendermaßen:

„Die Geschichte des preußischen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch desto fester gegründet, der preußischen Nation ein Pfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, wonach Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung unseres Reiches mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des preußischen Reiches dauerhaft bewährt werden, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

„1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden.

„2. Zu diesem Zwecke sind die Provinzial-Stände, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und den Bedürfnissen der Zeit gemäß einzurichten; wo

aber gegenwärtig keine Provinzial-Stände vorhanden sind, sind sie anzuordnen.

„3. Aus den Provinzial-Ständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentation gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.

„4. Die Wirksamkeit der Landes-Repräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte mit Einschluß der Besteuerung betreffen.

„5. Es ist ohne Zeitverlust eine Kommission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll.

„6. Diese Kommission soll sich mit der Organisation der Provinzial-Stände, ferner mit der Organisation der Landes-Repräsentanten, endlich mit der Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde nach den festgestellten Grundsätzen beschäftigen.

„7. Sie soll am 1. September des Jahres zusammentreten.

„8. Unser Staats-Kanzler ist mit der Vollziehung dieser Verordnung beauftragt und hat Uns die Arbeiten der Kommission nächstens vorzulegen. Er ernennt die Mitglieder und führt darin den Vorsitz; ist aber befugt, im Verhinderungsfall einen Stellvertreter für sich zu bestellen." —

So gern der König wollte, daß mit den Berathungen über diese Angelegenheit ans Werk gegangen würde, verzögerten doch Umstände der dringendsten Art die Ausführung.

Fürs erste mußte der Krieg beendet, alsdann die Grenzen und das Gebiet Preußens festgestellt sein. Endlich bedurfte der Staat, bei der Erweiterung seines Umfangs durch neue Landestheile, einer völlig durchgreifenden Aenderung und Sicherstellung einer Verwaltung. Alle diese Dinge mußten erst abgemacht sein, ehe Hand an die Verfassung gelegt werden konnte. Genug, aus diesen Gründen kam es an dem angesetzten Termin nicht zur Einsetzung der Kommission, die über die dem Lande dienliche Repräsentation berathen sollte. Erst im Jahre 1817 trat sie ins Leben: an ihrer Spitze der Staats-Kanzler, Fürst Hardenberg.

Aber das Werk war außerordentlich schwierig. Der preußische Staat hat ein weit gedehntes und lang gestrecktes Gebiet von der russischen bis an die französische Grenze. Darauf leben die verschiedenartigsten Volksstämme mit ganz widersprechenden Ansprüchen, Interessen und Bildungsstufen. Anordnungen, die für die Rheingegenden gut und nützlich erschienen, mußten für andere Landestheile, für Litthauen z. B., ganz unpassend befunden werden. Hier und dort gab es aus der Vergangenheit Einrichtungen, die bei der Gründung der Stände-Verfassung berücksichtigt werden sollten: und doch, wenn es geschah, wurden ähnliche, eben so berechtigte Einrichtungen anderer Provinzen umgestoßen.

Bei all diesen Schwierigkeiten aber sollte ein Werk geschaffen werden, das nicht für kurze Zeit, sondern über den Wechsel der Geschlechter hinaus Bestand hätte. Grund genug, mit dem Abschluß der Arbeiten sich nicht zu übereilen. —

Darüber wurde vielen Köpfen im Lande das Warten zu lange. Hatte der König einmal versprochen, daß eine Repräsentation dem Volke zu Theil werden sollte, konnten sie nun die Zeit nicht erwarten, da sie wirklich eingerichtet wäre. Jeden Monat, da mit dem Erlaß der Verfassungs-Urkunde gezögert wurde, fürchteten sie das erwünschte Ziel ferner gerückt. Man richtete Bittschriften an den König: er möchte der Erfüllung seines Verheißens gedenken.

Es lag ein übel verstecktes Mißtrauen gegen die Redlichkeit seines Willens darin. Den König verdroß das Anzeichen der Unzufriedenheit.

Aber neben diesen Ereignissen liefen andere Dinge bedenklicherer Art her. Durch ganz Deutschland ging eine Partei, die mit den Einrichtungen und Wiederherstellungen seit dem Sturz Napoleons unzufrieden war. Man hatte während der Siege über Napoleon träumerischen Ideen sich hingegeben: Ideen von Einheit des deutschen Reichs, von oberster Gewalt des Volkes, von Gleichheit Aller, vom Umsturz alter Rechte, von schrankenlosen Freiheiten, von wunderbarer Beglückung der Massen. Da diese Träume durch die wirkliche Gestaltung der Dinge nicht

erfüllt werden konnten, erhitzte man sich zum Kampf für sie in geheimen Verbindungen.

Bei dieser Lage der Dinge hielt es der König für Pflicht, ein ernstes, Ein für allemal abfertigendes Wort in Bezug auf die Errichtung von Landständen zu sprechen. Er erklärte in einem Kabinetsschreiben vom 21. März 1818: „er werde sich durch unzeitige Vorstellungen im richtigen Fortschreiten zu diesem Ziele nicht übereilen lassen. Der Unterthanen Pflicht sei, im Vertrauen auf des Königs freie Entschließung den Zeitpunkt abzuwarten, den er, von der Uebersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde."

Es vergingen nun noch mehrere Jahre, in denen die preußische Regierung in Verbindung mit denen anderer deutschen Länder den revolutionären Umtrieben nachforschte. Endlich, als man sicher war, die Gefahr vom Lande abgewandt zu haben, erließ der König am 5. Juni 1823 das Gesetz wegen Anordnung der Provinzial-Stände, und wenige Tage darauf die speciellen Verordnungen, wie es damit in den einzelnen Provinzen gehalten werden sollte.

Die Landtage bestehen in jeder Provinz aus Abgeordneten der drei Stände: des ersten Standes — der Fürsten, Grafen, Herren und der Ritterschaft; des zweiten Standes — der Städte; und des dritten Standes — der übrigen Gutsbesitzer, Erbpächter und Bauern.

Wer zum Abgeordneten für den Landtag gewählt werden soll, muß folgende Bedingungen erfüllen: seit zehn Jahren Besitz an Grund und Boden haben; zum christlichen Glauben sich bekennen; das dreißigste Lebensjahr vollendet haben; und eines unbescholtenen Rufes sich erfreuen.

Alle zwei Jahre sollen in den verschiedenen Hauptstädten der Provinzen die Abgeordneten zu einem Landtag zusammentreten.

Ihre Rechte und Befugnisse sind im Wesentlichen folgende vier:

1. Alle Gesetz-Entwürfe, welche bloß die einzelne Provinz angehen, sollen ihnen zur Berathung und zur Begutachtung vorgelegt werden.

2. So lange noch keine reichsständische Verfassung eingerichtet ist, sollen den Provinzial-Landtagen zur Berathung auch solche allgemeine Gesetze vorgelegt werden, welche Veränderungen in den Rechten der Personen und des Eigenthums und in den Steuern zum Gegenstand haben.

3. Bitten und Beschwerden, welche Bezug auf den Wohlstand und das Gedeihen der ganzen Provinz oder eines Theiles derselben haben, dürfen die Provinzial-Stände an den König richten: der König verspricht, die Angelegenheiten, die auf diese Weise an ihn kommen, zu prüfen und seinen Bescheid an den Provinzial-Landtag kommen zu lassen.

4. Die Kommunal-Angelegenheiten der einzelnen Provinz werden den Beschlüssen der Provinzial-Landtage, jedoch unter Vorbehalt der Genehmigung des Königs, überlassen.

Die Berathungen, welche auf den Provinzial-Landtagen gepflogen werden, werden der königlichen Regierung zur Prüfung und zur Entscheidung darüber vorgelegt. Den Bescheid, den der König an jeden einzelnen Landtag nach dem Schluß desselben an ihn erläßt, wird der „Landtags-Abschied" genannt.

Mit diesem Gesetz wegen Anordnung von Provinzial-Ständen hat es unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. sein Bewenden gehabt.

Die zweite Vermählung des Königs am 9. November 1824.

Geschichten, in denen der König Friedrich Wilhelm III., der Herrscher über Preußen, handelt, haben wir in diesem Buche schon viele gelesen. Jetzt wollen wir auch eine Geschichte erzählen, in der er seine fürstliche Majestät ablegt, frei und unbefangen als Mensch auftritt und dem Zuge seines Herzens folgt. „Ich will von dem Rechte jedes Privatmannes Gebrauch machen!" sprach er wiederholt, als sein Wille im Werke war.

Während nämlich von den Töchtern des Königs die beiden älteren schon früher vermählt waren: die Prinzessin Charlotte im Jahre 1817 an den Großfürsten Nikolaus von Rußland; die Prinzessin Alexandrine im Jahre 1822 an den Erb-Großherzog Friedrich von Meklenburg-Schwerin:

verlobte sich nun im Jahre 1824 noch die jüngste Tochter des Königs, die Prinzessin Luise mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande; und im nächsten Jahre sollte die Vermählung gefeiert werden.

Da sprach unser König: „Als vor vielen Jahren meine holde Gemahlin, die Königin Luise, starb, hoffte ich auf den Trost, den meine Kinder mir um den Verlust gewähren würden. Und ich bekenne ihnen gern, sie haben mich mit ihrer Liebe und ihrem Umgang von Herzen erfreut. Nun aber ist Eine nach der Anderen von mir gegangen: und jetzt verläßt mich auch die letzte Tochter, meine liebe Luise. Sie ist ein gutes Kind, freundlich und sorgsam, wie ihre selige Mutter, eine zweite Luise. Ich bin ihr von Herzen zugethan und sie hängt mit kindlicher Seele an mir. All meine Häuslichkeit besorgt sie; meine einsamen Stunden versüßt sie: liest mir vor; sitzt an meinem Bette, wenn ich krank bin, macht mir Alles recht, versteht mich, — erinnert mich an eine glückliche Vergangenheit. Ich werde sie sehr vermissen!“

Jetzt, da die Tage des Alters nahe waren, fand sich der König allein. Nach dem Umgang, den Hilfeleistungen und Erleichterungen durch eine freundliche, gefällige Hand verlangte ihn von Herzen.

Da sprach der König: „Ich muß wohl wieder heirathen; um so mehr, als ich alt und hinfällig werde.“

Aber er überlegte die Sache reiflich. „Eine Königin“, sprach er, „darf es nicht sein. Meine Königin Luise kann mir nicht wiedergegeben werden. Ihre Ehre und Hoheit bleibe ungeschmälert! Auch um des Hauses und Landes willen darf ich eine zweite Königin nicht auf den Thron setzen. Den Aufwand mit dem Hofstaat einer Königin will ich für die Bedürfnisse meines Alters nicht fordern.“

Und der König entschloß sich, mit einer Dame nicht fürstlichen Standes den Bund der Ehe einzugehen.

Man nennt solch eine Verbindung eine „morganatische Ehe“: eine Ehe, in welcher alle Pflichten und Rechte der kirchlich geweihten Vermählung bestehen; aber die Dame wird dem Herrn zur linken Hand angetraut; und die Kinder einer solchen Ehe erben nur Namen und Vermögen der Mutter.

Die Wahl, zu der sich der König entschloß, traf die Gräfin Auguste von Harrach. Der König hatte sie seit längerer Zeit bei seinem jährlichen Aufenthalt in Töplitz kennen und und hochachten lernen. Er fand in ihr die Anmuth und Liebenswürdigkeit, von der er hoffte, sie werde ihn glücklich machen.

Nachdem der König zu diesem Entschluß gekommen war, besprach er über die Ausführung mit seinem Sohne, dem Kronprinzen. Und da er weder von diesem, noch von einem andern seiner Kinder und Schwiegerkinder einen Einwand und Bedenken hörte, wurde die Vermählung am 9. November 1824 im stillen Kreise des königlichen Hauses im Schlosse zu Charlottenburg gefeiert. Bischof Eylert segnete die Ehe ein.

Als die Trauung zu Ende war, trat der König an seinen Sohn, den Kronprinzen, und sprach zu ihm: „Wenn die Ewigen im Himmel unsere Werke auf der Erde wissen, so wird Deine selige Mutter sich dieser Stunde freuen. Aber auch Du wirst sie mit ihrer Verpflichtung im Herzen behalten. Du wirst länger leben als ich, und nach meinem Tode meiner jetzigen Gemahlin ein Freund mit Treue und Aufrichtigkeit sein."

Die Gräfin Auguste von Harrach wurde am Tage der Vermählung zu einer „Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern" ernannt.

Tod und Gedächtniß des Kaiser Alexander von Rußland.

Alexander I., der Kaiser von Rußland, starb plötzlich am 1. Dezember — nach dem in Rußland gebräuchlichen Kalender war es der 19. November — des Jahres 1825.

Der Kaiser war erst acht und vierzig Jahre alt. Niemand dachte an seinen Tod. Zwar war er vor der Zeit alt und seine Kräfte etwas aufgezehrt worden. Um sich wiederherzustellen, war er im September des Jahres nach Taganrog gegangen, einer schön gelegenen Stadt im Süden Rußlands an der Küste des Asowschen Meeres. Bis zur größten Ermüdung machte er sich dort Bewegung zu Fuß und zu Pferde, um seinen Körper zu stärken. Da erkältete er sich auf einem der täglichen Spazier-

gänge; und an einem galligen Fieber verschied er nach wenig Tagen.

Der jüngste der drei Monarchen, die den heiligen Bund geschlossen hatten, war zuerst von dieser Erde abberufen.

Unserm König ging der Tod seines Freundes sehr nahe. Er war ihm ein treuer Gefährte durch alle Drangsale und alle freudigen Erhebungen der Vergangenheit gewesen.

Er ordnete in Potsdam eine Todtenfeier dem entschlafenen Freunde an. Das Garde-Regiment, welches den Namen des Kaisers trägt, und dessen oberster Chef er gewesen war, kam aus Berlin herüber. Die Regiments-Uniform, die der Kaiser getragen, sein Hut und Degen waren in der Garnisonkirche aufgestellt: und am Altare standen zwei Soldaten mit umflorten Fahnen. Das Wappen des russischen Kaisers umgab eine Cypresse. Zum bleibenden Gedächtniß werden großen Männern, Königen und Kaisern, marmorne Denkmäler errichtet, Bilder ihrer Gestalt und ihres Lebens. Unserm Könige war das nicht genug. Ihn trieb es, von der Zuneigung, die ihn mit dem Kaiser verbunden hatte, noch ein sprechenderes Zeugniß abzulegen.

Zur Zeit des französischen Krieges hatten einige funfzig Russen, die in Gefangenschaft gerathen und hernach frei geworden waren, Zuflucht beim Könige von Preußen gesucht. Der König nahm sie auf und hielt sie gleich den Grenadieren des ersten Garde-Regiments, dem er sie als Sänger beigesellte. Dem Kaiser gefiel die Einrichtung und er überließ seine Soldaten unserm Könige. — So lange hatten diese Leute mit in der Kaserne des Garde-Regiments gewohnt. Nun der Kaiser gestorben war, dachte der König daran, die Schenkung als Anlaß zur Errichtung eines lebendigen Denkmals seiner Freundschaft mit dem Kaiser von Rußland zu benutzen.

Er kaufte in der Umgegend von Potsdam vor dem Nauener und Jägerthor so viel Land, wie zum Wohnsitz für die Leute erforderlich war. Dort ließ er Häuser bauen, ganz wie man sie in Rußland sieht. Jedem Hause wurde ein Stück Land zum Gemüse- und Obstbau zugetheilt, Federvieh-Höfe und alles Nöthige eingerichtet. Die einzelnen Grundstücke wurden umzäunt und Linden-Alleen durch das Dorf gepflanzt. Eine griechische Kirche

wurde auf der Anhöhe, die daneben liegt, errichtet: und ein eigener Priester, ein „Pope“, zum Dienst in ihr angestellt.

In dieses Dorf zogen die Russen mit ihren Frauen und Kindern. Und der König nannte die russische Kolonie im Mittelpunkt seines Königreichs nach dem Namen des heimgegangenen Freundes „Alexandrowka.“

In Rußland bestieg nach dem Tode Alexander's I. dessen jüngerer Bruder, der bisherige Großfürst Nikolaus, der Gemahl unserer preußischen Prinzessin Charlotte den kaiserlichen Thron.

Der König bricht ein Bein.

Am 14. Dezember des Jahres 1826 wollte der König, wie er täglich pflegte, des Vormittags in sein Arbeitszimmer gehen.

Eine kleine Treppe führt in dies Zimmer hinab. Da glitt er aus und brach ein Bein. Nicht weit über dem Knöchel des rechten Beines, etwa eine Hand breit darüber, brachen beide Knochen. Im sieben und funfzigsten Jahre seines Lebens mußte dem Könige dies Unglück zustoßen.

Er wurde auf ein Lager gebracht. Der Wundarzt legte die geknickten Knochen wieder zurecht, verband das Bein. Und der König befolgte alle Verordnungen pünktlich. Da ging es bald besser. Am vierten Tage ließ er sich über die Angelegenheiten des Staats wieder Vortrag halten und besprach sich mit aller Ruhe vom Bette aus mit seinen Ministern.

Am fünften Tage kam zwar zu dem Uebel des Beinbruchs ein Schnupfenfieber. Aber es störte die Heilung des Bruchs nicht; und ging auch in mehreren Tagen vorüber. Am 30. Januar des neuen Jahres konnte der frühere feste Verband mit einem leichtern vertauscht werden. Und Alles ging gut. Im März war es so weit, daß der Bruch völlig geheilt und der König wieder sicher und fest auftreten konnte.

Der Oberst von Massenbach, im Gefängniß, und wieder in Freiheit.

Als der König auf dem Krankenbette lag, hatte er oft schlaflose Nächte. Da gingen seine Gedanken hin und her, über

die mannigfachen Erinnerungen seines Lebens, über die freudigen und über die traurigen.

Unter andern fiel ihm auch ein Mann ein, dessen Namen wir früher mehrmals genannt haben.

Oberst von Massenbach hatte vor dem unglücklichen Kriege vom Jahre 1806 zu den Offizieren gehört, die am lebhaftesten gegen die Maßregeln des Herzogs von Braunschweig, des damaligen Oberbefehlshabers unserer Truppen, eiferten. Er hatte alle Anordnungen desselben vor den Schlachten von Jena und Auerstädt getadelt: seine Langsamkeit und Unentschlossenheit, seine halben Maßregeln und das planlose Abwarten. Aber wiewohl er zu den Versammlungen des Kriegsraths immer und zu persönlichen Besprechungen mit dem Herzog von Braunschweig häufig zugezogen war, hatte er doch niemals durchdringen können. Und als die Schlachten unglücklich abliefen, sah er darin die nothwendige Folge der eigenen Mißgriffe. Er glaubte, über Preußen gehe die gerechte Strafe selbstverschuldeter Schwäche.

Aber was er an andern tadelte, sollte er bald auch an sich selbst bekennen und bereuen. Denn als er bei Prenzlau auf Kundschaft ausgesandt war und durch seine Nachricht von der feindlichen Uebermacht das Hohenlohesche Corps zu der Uebergabe veranlaßte, von der wir früher erzählt haben: mußte er kurze Zeit darauf gestehen, „er habe die Aussage in einer Befangenheit und Verwirrung des Geistes gethan, die ihm hinterdrein ganz unerklärlich sei.“

Auf den Oberst von Massenbach wirkten diese Ereignisse — eigne, wie fremde Fehlgriffe und deren nachhaltige, unglückselige Folgen, — sehr übel. Sie lenkten seinen Geist auf eine Bahn, die er vermöge des ehrenvollen Charakters, den er sonst zeigte, niemals eingeschlagen hätte.

Statt dem Könige treu nach Ostpreußen zu folgen, blieb er in Berlin und Potsdam; und wurde Einer der feurigsten Verehrer Napoleons: „seines großen Geistes, seiner siegreichen Talente und seines erhabenen Charakters.“

Zuerst als diese Umwandlung in ihm vorging, fühlte er daneben noch Mitleid und Theilnahme für das unglückliche

Preußen. Er wollte gern, daß der ganz herabgekommene Staat wieder gehoben und gekräftigt werden könne.

Da kam er auf folgende Gedanken: „Preußen müsse mit unbedingtem Vertrauen sich an Frankreich und seinen großen Kaiser hingeben. Es müsse alle seine Einrichtungen nach dem Geiste der französischen Herrschaft umändern, in jeder Provinz müsse statt eines preußischen ein französischer Präsident obenan gestellt werden; für jedes preußische Regiment müsse ein Franzose als Kommandeur vom Kaiser Napoleon erbeten werden. Und als Unterpfand der redlichen Gesinnung Preußens müssen die preußischen Prinzen, vor Allen der Kronprinz, nach Paris geschickt und dort unter dem Einfluß des Kaisers erzogen werden.“

Diese Gedanken setzte er in einer ausführlichen Schrift auseinander. Und weil er in ihnen die einzige Rettung für Preußen sah, schickte er sie dem Könige zur Beherzigung.

Der König schrieb ihm zur Antwort: „Euern Rath habe ich nicht verlangt. Ihr habt Euch vielmehr wegen Eures feigen Benehmens bei Prenzlau zu verantworten.“

Und als der Oberst von Massenbach, damit noch nicht zufrieden, dieselbe Schrift an den damaligen Minister von Stein zur Beherzigung gab, wies ihn dieser mit einer ebenso bitteren Antwort ab. Der Freiherr von Stein schrieb: „da ich nicht auf den erhabenen Standpunkt stehe, mich zu Ihren großen und kühnen Ideen zu erheben, so schicke ich Ihre Schrift, als für mich gänzlich unbrauchbar, zurück.“

Diese Verhöhnung that das Letzte, um den Sinn des Oberst von Massenbach völlig zu bethören. Aus seiner Seele schwand alle Ehrenhaftigkeit der Gesinnung gegen den König von Preußen. Er schrieb ein Buch, in welchem er die Person des Königs und seiner Gemahlin mit Beleidigungen antastete, dazu den ganzen Hof des Königs mit verläumdrischer Nachrede verfolgte.

Der König überwies diese Schrift den Gerichten. Die erkannten: „Der Oberst von Massenbach hat sich des Verbrechens der Majestäts-Beleidigung aufs gröbste schuldig gemacht und wird zum Tode verurtheilt.“ Der König milderte den Spruch und

ließ den Verurtheilten zu lebenslänglichem Gefängniß nach der Festung Glatz führen.

Dies Alles war bis zum Jahre 1810 geschehen.

Seitdem waren sechszehn Jahre vergangen. Und als nun der König auf dem Krankenbette lag und viele Schmerzen bei Tage und Nacht litt, erinnerte er sich des gefangenen Oberst von Massenbach.

Eines Nachts konnte der König wieder vor Schmerzen lange nicht einschlafen. Ihm gingen manche Dinge durch den Sinn. Und ohne daß er es beabsichtigte, trat immer das Bild des Oberst von Massenbach vor seine Seele. Er konnte es nicht abwehren, so gern er wollte. Denn dieser Mann hatte ihn am tiefsten gekränkt, besonders weil er die Tugend seiner seligen Gemahlin, der Königin Luise, zu beflecken versucht hatte.

Endlich schlief der König ein. Und als er am Morgen erwachte, schien die Sonne auf sein Krankenbett: seine Schmerzen hatten sich gemildert und er fühlte sich erquickt und gestärkt.

Da kam dem König, — er wußte selbst nicht, wie? — der heilige Spruch ins Gedächtniß: „liebet eure Feinde! thut wohl denen, die euch verfolgen!" und schnell ließ er sich Papier und Feder geben und schrieb von seinem Bette aus an den Kommandanten der Festung Glatz den Befehl: „der Oberst von Massenbach soll freigegeben werden!"

Niemand wußte davon, nicht der Adjutant, nicht der Kabinetsrath des Königs. Alle waren aufs höchste überrascht, als der Sohn des Oberst von Massenbach, ein würdiger, allgemein geachteter Mann, nach Berlin kam, und dem Könige persönlich danken wollte, daß er seinen unglücklichen Vater der armen Familie wieder gegeben habe.

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen."

Während seiner langen Krankheit entbehrte der König nichts so schmerzlich, als die Wohlthat des öffentlichen Gottesdienstes. Immer hatte er darauf gehalten, mit seinen Unterthanen vor Gott sich gleichzustellen. Nun er bei der langsamen Heilung

des Beinbruchs im öffentlichen Gotteshause nicht erscheinen konnte, fehlte ihm die Befriedigung eines herzlichen Bedürfnisses.

Da wollte er wenigstens mit seinen Hausgenossen in Gemeinschaft Andacht halten: und ließ zu diesem Zwecke eine Hauskapelle bauen.

Ein Saal seines Palastes, dessen Fenster nach dem Hofe zu gingen, wurde danach eingerichtet. Am äußersten Ende wurde ein Altar aufgestellt, mit einer einfachen Decke, mit der heiligen Schrift, der Agende und dem Kruzifix zwischen zwei Leuchtern. Vor dem Altare standen in mehreren Reihen Stühle für alle Hausgenossen.

Darauf setzten sich der König, seine Gemahlin, die Fürstin Liegnitz, die Kammerherren und Oberhofmeister, die Adjutanten und Leibärzte des Königs ebenso wie die Laquaien und andere Dienstboten.

Nur seine Söhne, die Prinzen des preußischen Hauses, waren nicht immer da. Denn der König liebte, daß sie den Gottesdienst mit der Gemeine nicht versäumten.

Als dieser häusliche Tempel eingeweiht wurde, hielt der Prediger, der das Amt versah, eine Rede über den Text aus dem Buche Josua: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!"

Denn wie Josua nach den schweren Krieges-Nöthen das Volk Israel endlich zum Frieden und zur Ruhe gebracht hatte: so hatte auch Friedrich Wilhelm III. Krieg und Noth überstehen müssen, um seinem Volke Frieden und Wohlstand zu geben. Und wie Josua darauf vor seinem Volke sich mit dem Gelübde verpflichtete: „ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" so bekannte auch unser König hiermit aufs neue, daß er und sein Haus nicht von dem Herrn lassen wollte.

Wie es zu der Zeit auf der Straße herging.

Als der König von seiner Krankheit wieder genas und anfing, langsam in der Stube auf und ab zu gehen, versammelte sich häufig auf der Straße vor seiner Wohnung viel Volkes.



Sie wollten den König sehen, wenn er in der Gegend eines Fensters erschien, und sich an seinem Anblick erfreuen.

Eines Tages sammelte sich ein Haufe kleiner munterer Jungen. Sie warteten lange und dachten, der König wird doch wohl ans Fenster kommen.

Endlich erschien er, öffnete sogar das Fenster und grüßte die Menge, die unten stand.

Sogleich schwangen die kleinen Jungen ihre Mützen. Und wie verabredet, sangen sie:

„Heil dir im Siegeskranz" —

Statt aber weiter zu singen:

„Herrscher des Vaterlands,"

hieß es in ihrem Liede:

„Unserm König sind die Beine wieder ganz!
Heil König Dir!"

Der König lachte, ließ den Haufen Jungen auf den Hof des Palastes kommen und traktirte sie für ihr Lied mit Obst und Kuchen.

Der König macht sein Testament.

Der König war nach dieser Zeit wohl ganz gesund. Doch weil er schon ziemlich bei Jahren war und sich vor dem Tod nicht fürchtete, machte er sein Testament.

Es kam ihm aber nicht bloß darauf an, Gold und Silber, Schlösser, Gärten und Landgüter unter die Nachkommen zu vertheilen. Er wollte ihnen gern auch seine inneren Güter vererben: seine Gottesfurcht und Besonnenheit, Liebe und Gerechtigkeit.

Da schrieb er am 1. Dezember des Jahres 1827 in seinem „letzten Willen" ein Bekenntniß seiner Gesinnung gegen Gott, ferner gegen allen Menschen, die mit ihm zusammengelebt hatten, gegen seine Freunde und Feinde, seine Unterthanen und Diener, gegen seine Verwandte und Kinder, wie gegen seine Gemahlinnen, die Königin Luise und die Fürstin von Liegnitz. Er schrieb dies Bekenntniß still für sich, mit eigner Hand und Feder. Keiner wußte von seinem Inhalt: bis es am Tage

seines Todes in die Hand seines Nachfolgers, Friedrich Wilhelm's IV., kam, der es zur Kenntniß aller brachte, die es betraf.

Die Worte, die der König damals schrieb, waren folgende:

„Mein letzter Wille.

„Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott:

„An deinen Segen, Herr, ist Alles gelegen! Verleihe mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäfte!

„Wenn dieser mein letzter Wille, meinen innigst geliebten Kindern, meiner theuren Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesichte kommen wird, bin ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen Sie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: „gedenke der Abgeschiedenen!" auch meiner liebevoll gedenken.

„Gott wolle mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein und meinen Geist aufnehmen, den ich in seine Hände befehle. Ja, Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. In einem Jenseit wirst du uns Alle wieder vereinen. Möchtest du uns dessen in deiner Gnade würdig finden um Christi, deines Sohnes, unsres Heilands willen! Amen!

„Schwere und harte Prüfungen habe ich nach Gottes weisem Rathschlusse zu bestehen gehabt, sowohl in meinen persönlichen Verhältnissen, — insbesondere als er mir vor siebzehn Jahren das entriß, was mir das Liebste und Theuerste war, — als durch die Ereignisse, welche mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen hat mich Gott, ewiger Dank sei ihm dafür! auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersteren rechne ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt. Unter die letzteren, die frohen und wohlthuenden, aber rechne ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen meiner geliebten Kinder, sowie die besondere unerwartete Schickung Gottes, mir noch in meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen mich für verpflichtet halte.

„Meinen wahren, aufrichtigen letzten Dank Allen, die

dem Staate und mir mit Einsicht und Treue gedient haben. Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit mir ergeben waren.

„Ich vergebe allen meinen Feinden, auch denen, die durch hämische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen meines Volkes, meines größten Schatzes — doch Gottlob nur selten mit Erfolg — mir zu entziehen bestrebt gewesen sind."

Und ferner schrieb der König:

„Auf dich, meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungs-Geschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die ich dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbereitet worden. An dir ist es nun, meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlands zu erfüllen, wenigstens danach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind mir Bürge, daß du ein Vater deiner Unterthanen sein wirst.

„Hüte dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte dich vor unpraktischen Theorieen, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind, hüte dich aber zugleich vor einer fast ebenso schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte: denn nur dann, wenn du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen.

„Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande: sie hat seit ihrer Reorganisation meine Erwartungen, wie im Kriege, so auch im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung im Auge haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist.

„Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, soviel in deinen Kräften, zu befördern; vor allen aber möge Preußen, Rußland und Oestreich sich nie von einander trennen. Ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

„Meine innig geliebten Kinder berechtigen mich Alle zu der

Erwartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen; denn nur dieser bringt Segen, und noch in meiner letzten Stunde soll dieser Gedanke mir Trost gewähren.

„Gott behüte und beschütze das theure Vaterland! Gott behüte und beschütze unser Haus jetzt und immerdar!

„Er segne dich, mein lieber Sohn und deine Regierung, und verleihe dir Kraft und Einsicht dazu, und gebe dir gewissenhafte treue Räthe und Diener und gehorsame Unterthanen. Amen!

Berlin, den 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm."

Was Berlin durch den König geworden ist.

Da der Friede seit dem Jahre 1815 dem Lande seine Segnungen mittheilte, leitete der König Muße und Reichthum, Fleiß und Arbeit seines Volkes überall auf Beförderung von Einrichtungen, die dem Wohl des Ganzen dienten: auf Anlage von Kunststraßen und Kanälen, Anbau öder Gegenden, Errichtung von Schulen und Kirchen.

Ein Ort in der Monarchie gewann unter diesen Bemühungen am meisten: die Hauptstadt.

Berlin ist während der Regierung des Königs eine ganz andere Stadt geworden, als sie beim Beginn derselben war. In Bezug auf die Verwaltung des Staats wurde sie der Mittelpunkt der ganzen Monarchie: wir haben schon erzählt, daß früher jede Provinz ihre abgesonderte Verwaltung hatte und daß es an einer einigenden Mitte für alle fehlte. Erst König Friedrich Wilhelm III., besonders auf Anrathen der Minister Stein und Hardenberg, gründete Uebereinstimmung und Verbindung in der Verwaltung aller Landestheile und führte das Geschäft der ganzen Staatsleitung in Berlin, wie in seinem Mittelpunkt, zusammen.

Auch in Bezug auf Bildung des Volkes, auf Kunst und

Wissenschaft, hat erst unser König die Hauptstadt zu der Höhe gehoben, die sie seitdem einnimmt. Er gründete in Berlin die bedeutendsten Lehranstalten, die großartigsten Sammlungen von wissenschaftlichen und Kunstschätzen.

Wie viel Berlin durch den König gewonnen hat, sieht man schon, wenn man nur die Bauten aufzählt, die auf Befehl des Königs theils zu Nutzen des gesellschaftlichen Lebens, theils zur Verschönerung der Stadt und zur Ehre des Landes ausgeführt wurden.

Im Jahre 1818 wurde die neue oder Königswache, dem Palais des Königs gegenüber, erbaut. Zu beiden Seiten der Wache stehen die Bildsäulen der Generale von Scharnhorst und Bülow von Dennewitz, vom Professor Christian Rauch in karrarischem Marmor gearbeitet. Ihr gegenüber sieht man das großartige Denkmal des Fürsten Blücher, gleichfalls ein Werk Rauch's. Im Jahre 1820 wurde das neue Schauspielhaus zwischen den beiden Gensd'armenthürmen fertig. Bald darauf ließ der König die Schloßbrücke bauen, die vom Zeughause zum großen Schloß führt. Früher ging eine hölzerne Brücke, die Hundebrücke genannt, über die Spree: jetzt wurde sie ganz massiv aufgeführt, so breit, daß neun Wagen nebeneinander fahren können, mit einem gußeisernen Geländer, an jeder Seite vier kolossale geschliffene Granitblöcke. Bis zum Jahre 1829 wurde das große Museum für Kunst und Alterthum vollendet, das im Lustgarten, dem Schlosse gegenüber, steht; ein Jahr später die Werdersche Kirche mit den zwei Thürmen. Aus der Zeit nach dem Jahre 1830 stammt noch die Sternwarte in der Lindenstraße, ferner das Gebäude der Bauschule an der Spree.

Der Baumeister, den Friedrich Wilhelm III. mit der Leitung fast aller Bauten in Berlin, Potsdam und andern Orten beauftragte, war der Geheime Ober-Baurath Schinkel. Wir haben den Namen schon bei Gelegenheit des Siegesdenkmals auf dem Kreuzberg genannt.

Achter Abschnitt.

Das Ende der Regierung König Friedrich Wilhelm des Dritten.

Ereignisse des Jahres 1830 in den Nachbarstaaten.

Im Jahre 1830 brach aller Orten der Schrecken der Empörung los. Wie wenn das Feuer, das zu Ende des vorigen Jahrhunderts, von Frankreich aus, Europa entzündet hatte, nicht völlig gelöscht worden wäre, sondern unter der Decke fortgeglimmt hätte: so loderte es plötzlich hier und dort wieder auf.

In Frankreich hatte der König, den die verbündeten Mächte aus den Jahren 1813, 14 und 15 auf den Thron gesetzt, Ludwig XVIII. von Bourbon, zehn Jahr lang regiert. Er war ein besonnener Mann, von feiner Bildung und edlem Charakter. So war es ihm gelungen, die unzufriedenen Elemente des Volkes in Zaum zu halten. Im Jahre 1824 starb er eines ruhigen Todes und sein jüngerer Bruder, der bisherige Graf von Artois, folgte unter dem Namen Karl X.

Karl X. gab anfangs freisinnige Gesetze. Aber sein Geist neigte allmälig mehr zur Unterwürfigkeit unter die Geistlichkeit. Er suchte ihren Einfluß im Lande zu heben, rief den Jesuiter-Orden nach Frankreich zurück. Als gegen solche Maßregeln überall im Volke mißvergnügte Gesichter auftauchten, glaubte er der Beharrlichkeit und Entschiedenheit zu bedürfen, um sich nichts zu vergeben. Er wählte sein Ministerium aus der Partei, die dem Volke gar keine Rechte und Freiheiten zugestand. Und als die Kammer, die im März des Jahres 1830 in Paris

zusammenkam, ihm mit der offenen Erklärung entgegentrat: „die Absichten der Regierung und die Wünsche des Volkes stünden im Widerspruch; die Freiheiten des Volkes seien bedroht, das ganze Land darüber beunruhigt“: hatte er die Wahl, entweder von der eingeschlagenen Bahn abzulenken, oder gewaltsame Mittel zur Bekämpfung der Aufregung anzuwenden. Er that das letztere: löste die Kammer auf; ließ neue Wahlen ausschreiben; vernichtete darauf die Giltigkeit dieser Wahlen, als er sah, daß sie wieder gegen ihn ausgefallen waren; beschränkte das Wahlgesetz und hob die Freiheit der Rede in Schrift- und Drucksachen auf. Man nennt diese berühmten Verordnungen König Karl X. die „Ordonnanzen vom 25. Juli.“

Da erhob sich das Volk am 27sten zu Gewalt und Empörung. Bis in den folgenden Tag, den 28. Juli, dauerte der Kampf. Das Militair, die Stütze des Königs, ging zum Volke über. Der König hatte verspielt.

Karl X. war gleich beim Beginn der Unruhen aus Paris gewichen. Von seinem Schlosse St. Cloud schickte er Abgeordnete nach Paris und ließ sagen: „er nehme die Ordonnanzen vom 25. Juli zurück und entlasse sein Ministerium.“ Es war zu spät. In Paris hatten der General Lafayette und der Bürger Lafitte, um den ferneren Greueln des Aufruhrs vorzubeugen, die Zügel der Regierung und Macht an sich gerissen: und auf ihr Anrathen war der Abkömmling einer jüngeren Linie des königlichen Hauses, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, zur Herrschaft berufen. Zuerst wurde er zum General-Statthalter des Königreichs ernannt: dann auf Beschluß und Aufforderung der Kammern, die nun sogleich zusammentraten, nahm Ludwig Philipp den Titel „König der Franzosen“ an.

Karl X. mußte fliehen. Er ging zuerst nach England, dann nach Oestreich, wo er im Jahre 1836 starb. —

Wie in Frankreich, ging es auch im Königreich der Niederlande. — Auf dem Wiener Kongreß im Jahre 1815 waren die belgischen Provinzen, die früher ein Theil der östreichischen Macht gewesen waren, zum Königreich der Niederlande geschlagen. Aber es fanden vielfache Mißverhältnisse

zwischen diesen neuen belgischen und den alten holländischen Provinzen des Königreichs statt. In jenen wird meistens französisch, in diesen holländisch gesprochen; in jenen herrscht die katholische Kirche, in diesen die reformirte; die Belgier mußten an der großen Staatsschuld der Holländer Theil nehmen und ihre Lasten mit dazu tragen. Besonders aus diesen Gründen hatte schon seit langem in den belgischen Provinzen, zumal in der Hauptstadt Brüssel, ein Geist des Widerspruchs gegen die Regierung König Wilhelm's I. sich genährt. Das Jahr 1830 rief die lange zurückgedrängte Aufregung hervor und gab ihr den Sieg. Die belgischen Provinzen trennten sich vom Königreich der Niederlande und setzten im Jahre 1831 einen eigenen König über sich, den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg. —

Nach diesen Anfängen ging Empörung, wie eine ansteckende Krankheit, fast durch alle Staaten Europas. In Deutschland war es am stürmischsten im Herzogthum Braunschweig, wo der Herzog Karl des Thrones verlustig wurde und der jüngere Bruder, der Herzog Wilhelm, die Regierung übernahm. Auch in Sachsen, in Leipzig und Dresden, ging es voll Unordnung her: die Regierung des König Anton bequemte sich zu mancher Nachgiebigkeit. Desgleichen im Großherzogthum und im Kurfürstenthum Hessen; später in Baiern und Baden.

Die meisten Kräfte des Widerstands forderte aber der Aufstand der Polen gegen Rußland heraus.

Das Königreich Polen war unter der russischen Oberhoheit in jeder Hinsicht zu einer besseren Lage emporgekommen. Die Finanzen waren geordnet, der Ackerbau gehoben, Fabriken wurden eingerichtet, Landstraßen gebaut, für Bildung wurde durch Schulen und in jeder Weise gesorgt. Dazu war den Polen nationale Selbstständigkeit durch eigene Heerverfassung und eigene Reichstagsversammlungen gelassen. Aber das war dem unglücklichen Volke nicht genug. Sie wollten frei sein.

Eine heimlich gesponnene Verschwörung hatte seit längerer Zeit Alles vorbereitet. Nun im November des Jahres 1830 brach der Aufstand in Warschau los. Der Großfürst Constantin, der Bruder des Kaisers Nikolaus, welcher Generalissimus der

russisch-polnischen Kriegsmacht war, mußte fliehen; die russische Besatzung des Landes wich zurück. Im ersten Anlauf gewann der Aufstand den Sieg im ganzen Königreich. Seine Häupter waren der Fürst Czartoryski, Graf Ostrowski, Fürst Radziwill, General Clopicki.

Aber bald gegen die anrückende Macht der Russen, zuerst unter Feldmarschall Dibitsch, dann nach dessen Tode unter Feldmarschall Paskewitsch, führten sie ihr Beginnen nicht mehr mit Hoffnung auf Sieg fort. Dazu brachen unter ihnen selbst die alten Parteiungen wieder hervor. Den Widersprüchen folgte Unschlüssigkeit, häufiger Wechsel der Oberanführer. Da mußten sie nach einem zweitägigen Kampfe vor Warschau im September 1831 den Russen die Uebermacht einräumen.

Der polnische Reichstag, die nationale Selbstständigkeit des polnischen Heeres wurde nun aufgelöst und das Land ganz zur russischen Provinz umgestaltet.

Eine Geschichte von den Berliner Straßenjungen.

Während es rund um Preußen in wildem Aufruhr tobte, blieb es in unserem Lande ruhig und beim Alten.

Zwar gab es in einigen größeren Städten, in Aachen, Breslau und auch in Berlin ein paar Straßen-Tumulte. Aber wer machte sie? In Aachen stürmte diebisches Gesindel gegen ein Fabrik-Gebäude: die Bürger der Stadt bändigten die Frevler bald. In Breslau zogen Handwerksgesellen gegen Juden zu Kampfe und verübten Greuel: das Militair brachte sie zur Ruhe. In Berlin wollten die Schneider, durch eine polizeiliche Arretirung aufgebracht, Revolution machen. Alles dies ging erfolglos vorüber.

Wir könnten aus diesem Jahre allenfalls einen Spaß erzählen, den die Berliner Straßenjungen erfanden.

Denn als sie hörten, daß man in Paris und Brüssel keinen König mehr haben wollte, sangen auch sie auf den Straßen:

„Wir brauchen keinen König nicht,
Wir wollen keinen haben!"

Ein Gensd'arm hörte das neue Lied. Da kam er auf sie zu und fuhr sie derb an: „was singt ihr da?“

Die Berliner Straßenjungen besannen sich schnell, änderten Lied und Partei und sangen:

„Wir brauchen keinen König nicht,
Weil wir all Einen haben!“

Gottes Fügungen.

Im Jahre 1831 sandte Gott über ganz Europa eine der herbsten Schickungen: eine ansteckende, verheerende Krankheit, die man früher in unseren Gegenden gar nicht gekannt hatte, — die Cholera. Fast keine Familie lebte im Lande, die nicht Verluste zu beklagen hatte.

Unter den großen Männern, die wir seit langem kennen, wurde der General-Lieutenant von Gneisenau durch die Cholera dahingerafft, der tapfere Vertheidiger Kolbergs, der Freund und Nachfolger Scharnhorsts, der Chef des Blücherschen Generalstabs, der „Kopf“ dieses Helden.

Unser König lebte während der Zeit mit seinem Hofe in Charlottenburg.

Der preußische Zollverein.

In früheren Zeiten gab es viel sonderbare Gesetze und Rechte, von denen wir jetzt kaum noch ein Bild oder überhaupt nur Gedächtniß haben. Was dem gemeinen Nutzen nachtheilig ist, hat den Fortschritten der Zeit allmälig weichen müssen. Wir wollen von einigen Gerechtsamen des Handels und Verkehrs sprechen.

Versandte in früherer Zeit Jemand seine Waaren, so passirte er mitten im Lande von Strecke zu Strecke Oerter, wo er angehalten wurde, seine Sachen revidiren lassen und Zoll bezahlen mußte. Die Straße, die er einschlug, war ihm angewiesen: er durfte keine andere fahren. Lag auf dieser Straße, welche die Handelsstraße genannt wurde, gar ein „Stapelplatz,“ so hatte er vollends seine Noth. Hier kam er nicht damit los,

daß er Abgaben entrichtete; sondern alle seine Sachen mußte er ausladen, im Kram zur Schau stellen, mußte sie von den Bewohnern des Orts besehen lassen und ihnen verkaufen, was sie haben wollten. Erst nach so und so viel Tagen, je nachdem das Stapelrecht des Ortes lautete, durfte er wieder einpacken und weiterfahren. Auf diese Verzögerungen sah sich schon Jeder vor und traf danach seine Einrichtungen. Wollte ein Handelsmann sich diesen Scherereien entziehen, etwa durch einen Umweg die Zollstätte oder den Stapelplatz vermeiden, so verfiel er in schwere Strafe, mußte größere Einbuße zahlen als Zoll, Versäumung und Plackerei zusammen werth waren.

Neben diesen Lasten fanden andere Gerechtsame und Beschränkungen des allgemeinen Verkehrs statt. Gewisse Städte hatten das Vorrecht, ihre Waaren auf den und den Markt zu bringen: kein Anderer durfte sich dort neben ihnen sehen lassen. Große Gegenden waren mit dem Ankauf ihrer Bedürfnisse auf Einen Ort, oft auf Einen Handelsmann angewiesen. Es war so das Privilegium des Ortes oder des Hauses.

Viele dieser Einrichtungen waren nun schon seit längerer Zeit abgethan. Man sah wohl ein, daß sie den allgemeinen Wohlstand und den Gewerbfleiß des Volkes hemmten. Doch die Binnenzölle, die Abgaben für Waaren-Versendungen im Innern Eines Landes, wurden im Königreich Preußen erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. aufgehoben. Seitdem fanden für Waaren-Versendungen nur an den Grenzen des Reichs Abgaben-Erhebungen statt.

Aber gerade diese Grenzzölle hatten bei der vielgestaltigen Eintheilung Deutschlands noch immer viel Störendes und Lästiges. Namentlich für Preußen. Man kann in manchen Gegenden, z. B. in der Provinz Sachsen, oft nicht von einer Stadt in eine nahe gelegene andere fahren, ohne das Gebiet eines fremden Staats, etwa eines anhaltinischen oder sächsischen Herzogthums, oder des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, oder auch die Gebiete mehrerer dieser kleinen Staaten zu passiren. Da mußte man also zwei-, oft drei-, viermal Grenzzölle entrichten und alle Unannehmlichkeiten der Zollrevision über sich nehmen. Davon gar nicht zu reden, wie groß die Unannehm-

lichkeiten waren, wenn Waaren eine weitere Reise zu machen hatten.

Dem Königreich Preußen und der Regierung König Friedrich Wilhelm III. gehört der Ruhm, auch diese Unannehmlichkeiten beseitigt zu haben. Besonders auf Betrieb der Finanz-Minister von Motz und Maaßen wurden mit den Staaten, an die Preußen grenzt, Zollverbindungen geschlossen. Die Staaten, welche diese Verbindung eingingen, hoben die Zölle an ihren Grenzen auf und gaben den Verkehr aus den Einen in das andere Land frei. Sämmtliche Staaten umschlossen sich gemeinschaftlich mit einer äußeren Zolllinie. Die Einkünfte, die hier erhoben wurden, wurden nach dem Maaßstabe ihrer Bevölkerung unter sie vertheilt.

Der Anfang mit dieser Einrichtung wurde schon im Jahre 1819 gemacht: damals schloß Preußen mit dem Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen einen solchen Verband. Bis zum Jahre 1828 traten diesem noch andere Staaten bei: Rudolstadt, Sachsen-Weimar, Bernburg, Dessau, Köthen, Detmold, Schwerin. Mit dem Beginn des Jahres 1834 wurde der Zollverband noch durch den Beitritt Baierns, Württembergs, Hessens, des Königsreichs Sachsen und anderer kleinerer Staaten vergrößert. Da umfaßte er einen Flächenraum von 10,000 Quadratmeilen, und der Verkehr von zwei und zwanzig Millionen Menschen unter einander war jener Störungen entledigt. Ein großes Werk des Friedens, des Fortschritts und der Freiheit!

Gespräch zwischen dem Könige und dem Minister Maaßen.

Als die Angelegenheit des Zollvereins durch den beabsichtigten Beitritt der größeren Nachbarstaaten solch eine bedeutende Wendung nehmen sollte, wurde unter den Ministern und im Staatsrath viel hin und her gesprochen: ob den Einkünften des Staates nicht Nachtheil entstehen würde? Manche hatten Bedenken und meinten, Preußen könne bei dieser Gemeinschaft des Zollwesens mit anderen Staaten, bei dem Wegfall so vieler Grenzpunkte, an denen sonst Abgaben entrichtet waren, bedeutende Einbußen erleiden. Aber die Sache hatte, außerdem daß sie durch

die Einsicht des Minister Maaßen unterstützt wurde, einen eifrigen Fürsprecher in dem Könige, der auf Erleichterung des Verkehrs ernsthaft bedacht war. Und so wurde sie mit gutem Vertrauen auf den glücklichen Erfolg in's Werk gesetzt.

Nichts desto weniger — in den ersten Monaten des Jahres 1834, als alle Schlagbäume innerhalb des Zollverbandes gefallen waren, fiel die Einnahme des preußischen Staates geringer als früher aus. Es lief nicht so viel ein, daß die Besoldung der Armee und der Beamten besorgt werden konnte.

Den Minister Maaßen störte das in seinem Glauben an die Güte der Sache nicht. Ein großes Werk erprobt sich nicht in zwei Monaten. Wenn die Einrichtungen im Gange sind, in Jahresfrist, wenn ein Umlauf der gesellschaftlichen Bedürfnisse stattgefunden hat, erwartete er Bewährung. Aber für den Augenblick — was sollte er thun?

Er ging zum Könige und stellte ihm den Vorfall ohne Umschweif dar.

„Da haben wir's", sagte der König: „Ist mir noch nie passirt! Sie sind der erste Finanz-Minister, der mitten im Frieden festfährt."

„Ja", antwortete der Minister: „für den Augenblick, aber nicht für immer."

„Was ist zu thun?" fragte der König.

„Ich hätte Euer Majestät die Unannehmlichkeit verschweigen und im Stillen bei den hiesigen Banquiers zwei Millionen aufnehmen können: denn soviel brauche ich. Aber wir können die Zinsen sparen und der Veröffentlichung der Sache für den Augenblick uns überheben, wenn Euer Majestät das Geld vorschießen. Ich bitte darum ehrlich und offen, in der festen Ueberzeugung, daß die Summe in einigen Monaten da sein wird."

Ohne Säumen empfing der Minister Maaßen die zwei Millionen Thaler.

Und der Erfolg rechtfertigte das Vertrauen Beider, des Königs und des Ministers.

Ein Brief ohne Namen und ein Meuchelmörder.

In Schlesien am Fuß des Riesengebirges besaß der König ein reiches Gut, das Schloß Erdmannsdorf.

Hier hielt er sich gern auf: besonders weil er dort alle Weitläuftigkeiten und die beengende Umgebung des königlichen Hofes von sich thun konnte: keine Wachen vor dem Hause, keine abgesperrten Wege. Er lebte frei wie ein Privatmann, ging in bürgerlicher Kleidung ohne Degen, ohne Stern und Orden, ging weit auf's Feld, in den Wald, unter die schlesischen Eichen und Buchen. Kein Diener, der ihm folgte; nichts störte ihn in seiner Einsamkeit und in seinen stillen Gedanken.

Eines Tages bekam er mit der Post aus Breslau einen Brief. Kein Name darunter; aber seltsam sein Inhalt: „der König möge sich vorsehen, Wachen vor dem Hause halten, nicht bei unverschlossenen Thüren schlafen, nicht ohne Begleitung sich vom Schlosse entfernen, nicht des Abends den Wald besuchen. Ein Meuchelmörder schleiche umher. Der König solle auf der Hut sein."

Was that der König? „Ich bin nicht allein," sprach er: „Gott ist um mich. Ich habe nichts Unrechtes gethan und brauche Niemand zu fürchten." Er ließ Alles beim Alten.

Eines Abends ging er in den Wald. Die Sonne stieg unter das Laub der Eichen und Buchen hinab und wollte untergehen. Der König stand still und sah den Wundern Gottes zu.

Da trat aus dem Dickicht ein Mann hervor. Wild sein Ansehen und finster sein Blick. Trotzig waren die Schritte, die er näher an den König that. Seinen Rock hatte er lose mit den untersten Knöpfen zugemacht. Darüber hielt er die rechte Hand wie in der Brusttasche. Mit der linken agirte er ungeziemend umher.

„Treff ich den König endlich!" sprach der Unbekannte und stellte sich plump vor ihn hin.

Der König sah in ruhig an.

Hastig sprach der Unbekannte weiter: „keine Gerechtigkeit ist in der Welt!" und stockte wieder.

Der König blickte unverändert auf ihn und wartete, was er weiter sagen würde.

In verworrenem Eifer sprach er: „hab' in langen Jahren einen theuren Prozeß geführt! hätt' ihn gewinnen müssen, und hab' ihn doch verloren! Recht will ich haben!"

Der König sprach: „So kommen Sie schriftlich ein! Ich werde die Sache untersuchen lassen."

Kaum konnte er ausreden, da fuhr der Trotzige wieder drein: „Ja! Einkommen und untersuchen lassen! Der König schickt den Brief an das Gericht, das meine Sache falsch beurtheilt hat, und läßt dasselbe Urtheil nochmals sprechen. Das ist denn Recht!" —

War das ungeziemende Benehmen, oder das Unglück, das den Menschen verworren gemacht hatte, größer — fragte sich der König. Und halb im strengen Ton, halb mit theilnehmender Bereitwilligkeit sagte er: „Begreiflich, daß hier auf dieser Stelle nichts geschehen kann! Ruhig, nicht so heftig und ungestüm! Erzählen Sie den Hergang der Sache, aber redlich und aufrichtig! Kommen Sie denn mit!"

Der Unbekannte ging mit. Er erzählte auf dem Wege zum Schloß seine Angelegenheit, aber stoßweise, Flüche dareingestreut. Der König schob hier und dort besänftigende Worte ein. Allmälig wurde der Aufgeregte ruhiger.

Im Schlosse angekommen, ließ der König die Sache zu Papier bringen, und diktirte immer selbst dazwischen, was der Sache des Unglücklichen günstig sein konnte.

Dann sprach er zu ihm: „Morgen noch einmal überlegen! — Wohl hungrig und müde? Ruhen Sie aus!" Und sogleich befahl er, den Mann zu bewirthen und ihm ein Schlafzimmer für die Nacht anzuweisen.

Am andern Morgen fragte er ihn, ob er zu seiner Sache noch etwas zu erwähnen habe, händigte ihm ein Geschenk ein, daß er zu leben habe, und übergab die Sache den Gerichten.

Nach mehreren Wochen lief das Urtheil des Gerichts ein. Die früher schon gesprochenen Urtheile wurden bestätigt. Dem Manne war sein Recht geschehen und nichts konnte daran geändert werden.

Das that dem Könige leid.

In seinem Sinne wog das Mitgefühl für das Unglück des Mannes über das Bedenken, ob er Recht oder Unrecht habe, und er dachte auf Wege, ihm auf andere Weise zu helfen.

Nach einiger Zeit geschah es, daß dieser selbe Mann das Abendmahl nahm. Und das Gewissen kam über ihn. Er sprach zum Priester:

„An meiner Seele hängt eine Sünde. Wird der Herr im Himmel sie mir abnehmen? Ich lauerte auf den König im Walde. Ich war erbittert, weil seine Gerichte mich verworfen hatten. Der Dolch in meiner Weste lag in meiner rechten Hand. Aber des Königs Ruhe lähmte ihren Entschluß, und als sie dennoch zuckte, beschwichtigte sie die Furcht vor dem Gerechten, die mich beschlich. Endlich zitterte mein Herz, und ich knöpfte den Rock fest bis oben zu, daß der Teufel die Finger nicht zum Dolche führen konnte. Des Nachts sollte ich unter Einem Dache mit ihm schlafen; aber Angst und Beschämung ließen es nicht zu. Des anderen Morgens stand ich wieder vor dem König. Er sprach: „Man muß die Hoffnung nicht verlieren. Es geht mal schlimm: dann wird es wieder besser.“ Ich wollte mit Thränen vor ihm knieen und seine Füße küssen. Doch er verwehrte es und beschenkte mich. Kann der Herr diese Sünde von mir nehmen?“

Und der Priester löste sein Gewissen.

Darauf ging er hin und lebte fromm und redlich bis an sein Ende.

Der König aber schlief nach wie vor im Schloß zu Erdmannsdorf, keine Wache vor der Thür, kein Riegel an dem Schloß, und ging im Walde spazieren, kein Schutz an seiner Seite.

Um neun Uhr war's halb sieben.

Ein andermal passirte dem König in der Gegend von Erdmannsdorf eine andere Geschichte, nicht so ernst.

Er machte mit seiner Familie eine Landpartie. Gemeinschaftlich fuhren sie Alle in einem großen Korbwagen nach einem schön gelegenen Ort im Riesengebirge. Schon früh kamen sie an, blieben zu Mittag und fuhren gegen Abend wieder ab.

Dem König hatte die Bewirthung gefallen. Bevor er in den Wagen stieg, ließ er den Wirth zu sich rufen, um sich bei ihm zu bedanken. Aber statt des Wirths kam die Wirthin.

„Warum kommt Ihr Mann nicht?“ fragte der König.

„Ach, bei dem war's heute Morgen um neun schon halb sieben,“ sagte die Frau und war ziemlich verdrießlich.

„Um neun halb sieben?“ fragte der König. „Versteh' ich nicht.“

Die Frau mußte dem König erst erzählen, was Jeder von uns weiß: daß wenn Einer ein Glas zu viel getrunken hat, man von ihm sagt: „es ist bei ihm halb sieben.“ Nun wußte es der König. Und auch der Kronprinz und die anderen Prinzen wußten's; und Alle bedankten sich bestens für diese Mittheilung.

Denn als sie darauf nach Hause fuhren, hatten sie allerlei Spaß an der Redensart. Immer wenn Einer etwas sprach, das irgendwie nicht hingehörig oder unpassend gedeutet werden konnte, hieß es: „ist wohl halb sieben bei Dir?“ Man lachte herzlich dabei.

Unter solchen Gesprächen kamen sie durch ein Dorf bei der Wohnung des Predigers vorbei. Der Geistliche stand in seiner Amtstracht vor der Thür und begrüßte den König. Der König ließ halten und unterhielt sich mit ihm. Der Geistliche sprach in wohlgesetzten, salbungsvollen Worten. Aber nicht lange. Denn der König wollte weiter fahren. Es war nicht mehr fern vom Dunkelwerden.

„Was ist die Uhr?“ fragte er den Prediger.

„Halb sieben!“ antwortete dieser.

Da lachte Alles laut auf; auch der König lachte. Und der Kutscher fuhr ab.

„Halt!“ rief unser König.

Schnell stieg er vom Wagen und ging zum Prediger zurück. „Können sich wohl nicht denken, worüber wir gelacht haben?“ fragte er ihn. „Die Sache verhält sich so.“ Und nun erzählte er ihm kurz die Geschichte. „Essen Sie künftigen Sonntag bei mir: dann will ich's Ihnen umständlicher erzählen.“

Dem Prediger wurde recht wohl zu Muthe, als er erfuhr, daß der König und die Prinzen nicht über ihn gelacht hatten. Und ließ sich's am Sonntag beim Könige ganz gut schmecken.

Fünfhundert Thaler.

Im Harzgebirge der Provinz Sachsen lebte ein Mann, der sein Leben lang mit Vogelfangen und Abrichten sich beschäftigt hatte. Er hatte mehrere Söhne. Als diese groß geworden waren, wurden sie zum Militair ausgehoben und dienten ihre Jahre mit Ehren. Endlich kamen sie wieder nach Hause und erzählten ihrem Vater:

„Uns hat es in der Garnison vortrefflich gefallen. Die Unteroffiziers sind brave Leute und die Offiziere gerade so. Wer seine Pflicht thut, hat's immer gut. Der Hauptmann nimmt's genau, und der Major noch viel genauer. Aber der Oberst macht Alles wieder gut. Der hat immer zu uns gesagt: „Kinder, Ihr habt heute wacker exerzirt!" und dann sprach er noch mehr zu uns und nannte uns „seine Kameraden." Eines Tags hatten wir auch vorm Könige Parademarsch. Da zitterte ich noch drei Tage lang am ganzen Leibe, wenn ich daran dachte, daß ich dicht beim König vorbeigegangen bin, und daß er gesagt hat, als er mich in's Auge faßte: „Du bist auch Einer, auf den ich rechnen kann!" Ja, ja, Vater, unser König kann auf uns rechnen.

Als der alte Vater vernahm, was für ein schönes Lied seine Söhne von der Armee und vom Könige sangen, lachte er und sprach: „Jungen, Ihr singt mir ein besseres Lied, als alle meine Vögel, die ich im Leben einexerzirt habe."

Und er ging hinaus und dachte nach, was er nun thäte, da der König mit seiner Armee ihm so das Herz gerührt hatte.

Da geschah es, daß eines Morgens ein prächtiger Dompfaff in sein Netz lief. Und sogleich sprach er: „Mit dir will ich's dem Könige danken!" Darauf pfiff er dem Dompfaff das Lied „Heil dir im Siegeskranz" fleißig vor; und weil der Vogel klug war, pfiff er es bald nach, das ganze Lied „Heil dir im Siegeskranz" durch alle Verse frisch und munter durch.

„Nun ist's gut!" sprach er zu seinem Dompfaff: „Komm zum König!" Und beide machten sich auf und gingen zum König.

„Was bringt Ihr mir?" sprach der König zum alten Mann.

„Herr König, meine Söhne sind in Eurer Armee brave Leute geworden. Nun komme ich mich bedanken.“ Und damit setzte er den Dompfaff auf den Tisch beim König, liebkoste ihn mit Kopfbewegungen und freundlichen Augen. Und sogleich begann der Dompfaff zu pfeifen:

„Heil dir im Siegeskranz,
Herrscher des Vaterlands“ — u. s. w.

Er pfiff es laut und hell und klar.

„Bravo! Da Capo!“ rief der König und freute sich über den zutraulichen Mann und den geschickten Vogel. Sogleich pfiff der Dompfaff das Lied von vorne bis zu Ende, eben so laut, richtig und gut.

„Ich danke Euch,“ sagte der König: „wenn's Eure Söhne in meiner Armee gut gehabt haben, soll dieser Dompfaff bei mir sich auch nicht beklagen. Aber was kostet der Vogel?“

„Nehmt ihn ohne Geld und Bezahlung,“ sprach der alte Mann: „darum bringe ich ihn nicht her.“

„So bleibt denn wenigstens ein paar Tage hier,“ antwortete der König, „und beseht in der Stadt, was Ihr zu Hause auf dem Gebirge nicht habt. Ich werde Euch durch meine Leute umherführen lassen. Und bei mir könnt Ihr wohnen.“

Der König ließ seinen Kämmerier kommen. Dem trug er auf: „Ihr sorgt mir für den braven Mann, gebt ihm eine gute Stube und gutes Essen, wie es einem wackern Gast gebührt, und zeigt ihm in der Stadt, was ihm gefallen kann.“ Und im Geheimen sprach er weiter zu seinem Kämmerier; „auch forscht mir nach, womit ihm noch eine Freude geschehen kann!“

Als der alte Mann nach einer Woche wieder zu Hause ankam, wurde ihm erzählt, daß die fünfhundert Thaler, die auf seinem Hause Schulden waren, unterdessen von einem fremden Herrn bezahlt wären.

„Der König hat mir doch den Vogel bezahlt,“ sagte er: „und versprach mir ja, ihn ohne Geld zu nehmen.“

Wie der König Grüße bestellt.

In Westfalen bewirthschaftete ein Mann, — Sondermann war sein Name, — das Bauerngehöft, das er von seinem

Vater geerbt hatte. Er war früher Soldat gewesen und hatte es bis zum Unteroffizier gebracht. Als er nun in seinem eigenen Haus und Hof saß, und es ihm in allen Dingen gut und wohl erging, dachte er doch noch immer bei sich: „es war nirgend so schön als vor Zeiten in der Garnison! Der Soldatenstand ist der beste!“

Da wuchs sein ältester Sohn heran und wurde zur Garde ausgehoben. Der alte Vater brachte ihn selbst nach Potsdam in's Regiment. Nach einigen Jahren waren zwei seiner jüngeren Söhne herangewachsen: der alte Sondermann machte sich wieder mit ihnen auf und brachte sie nach Potsdam in's Regiment. Er wollte sehen, ob es auch ohne ihn gut um die Garde des Königs stand.

Der König erfuhr von dieser Anhänglichkeit des ehrlichen Unteroffiziers und auch von der väterlichen Liebe. Da ließ er ihn vor sich und sprach freundlich zu ihm. Zuletzt gab er ihm ein paar Thaler zur Rückreise und noch etwas darüber.

Im nächsten Jahre machte der König eine Reise durch Westfalen. In einer Stadt drängte das Volk dicht an ihn: sie wollten ihn Alle sehen. Aber die Gensd'armen sorgten dafür, daß die Leute nicht gar zu nahe kamen.

Nur ein Bauer drängte sich durch und wollte auch vom Gensd'arm sich nicht abhalten lassen. Der König bemerkte es. Da rief er schnell: „Durchpassiren! Kenne den Mann!“ und zum Bauer: „wie geht es, Sondermann?“

„Mir geht es gut,“ antwortete der alte Unteroffizier: „wollte nur fragen, was meine Jungens in Potsdam machen?“

„Wird ihnen wohl gut gehen,“ sagte der König, „habe nichts Schlechtes von ihnen gehört.“

„Nun, wenn Sie nach Hause kommen,“ sagte der Bauer, „grüßen Sie sie von mir, Majestät.“

„Werd's besorgen!“ antwortete der König. Und der Bauer war es zufrieden.

Nach mehr als einem Monat kam der König nach Potsdam zurück. Schnell ließ er da die Brüder Sondermann aus ihrer Kompagnie auf's Schloß rufen.

„Hab Euren Vater gesehen," sprach er zu ihnen: „ist recht munter. Läßt Euch grüßen, was ich hiermit gethan haben will."

Und damit gab er seinem Diener den Befehl, den beiden Brüdern ein Frühstück aus seiner Küche zu geben.

„Das ist nicht zum Aushalten!"

Als der König auf dieser Reise war, kam er auch durch eine große Stadt. Hier empfingen ihn die Ersten des Orts, und der Superintendent hielt eine lange, wohlgesetzte Anrede voll übertriebener Lobeserhebungen. Zuerst verdroß es den König, so viel Schmeicheleien zu hören. Als aber der Superintendent die unzufriedene Miene gar nicht bemerken wollte, wandte sich der König unwillig ab und sagte zu seinem Adjutanten: „Das ist nicht zum Aushalten! Der Mann spricht lauter Unwahrheiten."

Darauf ließ er sich den Zettel geben, auf dem die Namen derer standen, die zu Mittag eingeladen werden sollten, und strich den Namen dieses Schmeichlers aus.

Der König bemerkt einen alten Bekannten.

Als der König schon ziemlich alt geworden war, fuhr er eines Tages im Thiergarten spazieren.

Da bemerkte er unter denen, die am Wege gingen, einen alten Mann. Er erkannte ihn. Es war ein Kaufmann aus Königsberg. Am Arme führte er seine Ehefrau.

Schnell ließ der König den Wagen halten, rief den Mann bei Namen und sprach verwundert zu ihm: „Sie sind in Berlin und besuchen mich nicht? Haben mich doch nicht vergessen? Ich wenigstens vergesse meine treuen Bürger nicht und weiß sehr wohl, wie viel Gutes sie mir und der seligen Königin erwiesen haben. Sind freilich dreißig Jahre her, seit wir in Ihrer Stadt waren. Aber wo wohnen Sie hier?"

Der Kaufmann sagte es ihm und wurde bald darauf mit seiner Familie zu Mittag zum Könige eingeladen. Da unterhielten sie sich viel über die vergangene schwere Zeit und über

die Liebe und Treue, die die Bürger in Königsberg damals erprobt hatte.

Der König von Preußen schlichtet einen Streit zwischen den vereinigten Staaten Nordamerikas und dem Freistaat Mexiko.

Als der König immer älter und der Segen seiner Regierung immer größer wurde, verbreitete sich der Ruf seiner Gerechtigkeit und Gottgefälligkeit über alle Lande der Erde. In den entferntesten Welttheilen, in den Ländern weit über Meer, rühmte man seine Tugend und Weisheit, seine unparteiische Billigkeit und daß kein Ansehen der Person vor ihm gelte.

Da ereignete sich, daß zwei der mächtigsten Staaten in Streit miteinander lagen: die vereinigten Staaten von Nord-Amerika und der Freistaat Mexiko. Schon seit mehreren Jahren, von den Verwickelungen eines Krieges, der unterdeß beendet war, schrieb sich der Streit her. Der eine von beiden Staaten machte Ansprüche auf Ersatz mehrerer Schäden, die er im Kriege erlitten hatte; der andere wollte das Recht dieser Forderung nicht anerkennen. Die Sache war sehr verwickelt. Und die Urkunde des Friedensschlusses sprach nicht mit genügender Klarheit für das Recht der einen oder der anderen Partei.

Beide Staaten wollten darüber nicht zu neuem Kampf schreiten. Doch wollte auch Keiner seinen Vortheil zu Gunsten des andern aufgeben.

Da kamen sie überein, sich dem friedlichen Spruch eines Richters zu unterwerfen. Und beide wählten unseren König zum Richter in ihrer Angelegenheit.

Der König nahm den Antrag an und beauftragte seinen Minister-Residenten in der nordamerikanischen Stadt Washington, Herrn von Rönne, die Untersuchung einzuleiten.

Herr von Rönne unterzog sich dem ehrenvollen Geschäft mit vielem Fleiß. Er lernte, da er nur des Englischen mächtig war, auch die spanische Sprache, um die Urkunden, die zum Theil in dieser, zum Theil in jener Sprache abgefaßt waren, selbst zu prüfen. Er berichtete dann nach Berlin an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und dieser hielt dem Könige

Vortrag. Nicht lange dauerte es, da waren die Streitpunkte in's Reine gebracht. Und beide Staaten waren mit dem Spruch, den unser König that, zufrieden.

Unser König herrscht über ein Land von wenig über fünftausend Quadratmeilen. Aber sein Wort galt über Staaten, von denen der Eine viel über hundert tausend, der andere beinahe achtzig tausend Quadratmeilen umfaßt.

Chaussee und Eisenbahn zu Anfang und zu Ende der Regierung des Königs.

Im Jahre 1838, zwei Jahre vor dem Tode des Königs, wurde die erste Eisenbahn im preußischen Staat, die zwischen Berlin und Potsdam, eröffnet.

Welche großen Fortschritte für die Bildung, den Verkehr und Wohlstand des Landes während der Regierung unseres Königs gewonnen wurden, erfährt man, wenn man dies Ereigniß aus dem zweiten Jahr vor dem Tode mit einem andern aus dem zweiten Jahre nach dem Beginn seiner Regierung zusammenhält.

Im Jahre 1799 wurde die zweite Chaussee im Lande vollendet: die zwischen Berlin und Charlottenburg. Als der König zu regieren anfing, hatte der preußische Staat nur vier Meilen Chaussee von Berlin nach Potsdam. Als er zu regieren aufhörte, waren über das ganze Land nahe an zweitausend Meilen Chaussee gebaut und die erste Eisenbahn vollendet.

Ein schönes Bild von einem alten guten Herrn.

Im Herbst eines Jahres zu Ende der Regierung des Königs fand ein großes Manöver in der Gegend zwischen Berlin und Potsdam statt. Mehrere auswärtige Fürsten, auch der Kaiser Nicolaus von Rußland, der Schwiegersohn des Königs, war mit seiner Familie zugegen.

Die Truppen bivouakirten im Walde in der Gegend des königlichen Jagdschlosses Grunewald.

Da machten sich die hohen Herrschaften des Abends auf

und gingen in das Lager. Die Soldaten begrüßten ihren „guten alten Herrn," wo sie den König sahen, auf's zutraulichste.

Vor einer Korporalschaft, die mit Kochen beschäftigt war, machten sie Halt. „Wie perfekte Köchinnen schälen meine Soldaten die Kartoffeln," sagte der König. „Habt Ihr schon mal Kartoffeln geschält?" fragte er seine beiden Enkelinnen Marie und Olga, die Töchter des Kaisers von Rußland.

„Nein," antworteten sie.

„Ihr wollt Hausfrauen werden: und könnt wohl nicht Kartoffeln schälen?" sprach der König und lächelte. Sogleich wollten's die jungen Damen versuchen. Die Soldaten gaben ihnen ihre Messer.

„Die gnädigen Fräuleins müssen nicht so dick schälen!" sagten die Soldaten und lachten. Allmälig ging es besser. Der König hatte seine Freude daran.

Die Mutter der Kinder, die Kaiserin, legte eine Hand auf die Schulter ihres Gemahls. Rundumher standen die anderen Prinzen und Fürsten. In der Mitte saß auf einem Feldstuhl unser König.

Die Sonne ging unter. — Auch sein Leben neigte zum Ende. — Es war ein schönes Bild, wie ein guter alter Herr im Kreise seiner Familie sich wohl und zufrieden fühlt. Sein Antlitz war heiter und auch ernst; sein Wesen edel und voll Güte.

Verhängniß, Prophezeiung und Vorbedeutung.

Das Jahr „Vierzig" war schon in drei früheren Jahrhunderten dem Hohenzollernschen Geschlechte verhängnißvoll gewesen. 1440 war der erste Hohenzollernsche Herrscher in der Mark, Kurfürst Friedrich I., gestorben; 1640 Kurfürst Georg Wilhelm; 1740 König Friedrich Wilhelm I. Nur im sechszehnten Jahrhundert hatte Kurfürst Joachim II. die Zahl glücklich überstanden: seine Regierung fiel in die Jahre 1535 bis 1571. Da jetzt im neunzehnten Jahrhundert das Jahr „Vierzig" wieder kommen sollte, und unser König schon ziemlich hoch in Jahren war, fragten Viele im Lande: „wird der Hohenzoller das Jahr noch lebend hinter sich bringen?"

Der König selbst war nicht frei von Gedanken der Art und von der Voraussicht seines Todes. Man erzählt, daß vor langer, langer Zeit eine französische Wahrsagerin, — Marianne Lenormand, — ihm dies Todesjahr vorhergesagt habe. Und beim Beginn des Jahres und früher schon haben Viele in der Umgebung des Königs ihn sagen hören: Sie werden sehen, auch diesmal trifft es zu!"

Dabei war der König ganz gesund. Und man hatte weiter keinen Grund, den Gedanken nachzugehen, als eben den Glauben an das Verhängniß im Hohenzollernschen Geschlecht und das hohe Alter des Königs.

Als das Jahr 1840 begann, ereignete sich noch ein Umstand, wie er manchmal eintritt, wenn die Gemüther mit Bedenken und Besorgniß erfüllt sind. Plötzlich im Januar verbreitete sich das Gerücht: „im Schlosse zu Berlin sei die weiße Dame erschienen."

Von dieser weißen Dame erzählt man folgende Geschichte. In altersgrauen Zeiten sei die Gemahlin eines Landgrafen aus der Familie der Hohenzollern unter sehr geheimnißvollen Umständen Todes verblichen. Ihr Körper sei von der Erde verschwunden, ohne beerdigt worden zu sein. Seitdem lebe sie, in die Gemeinschaft der Himmlischen aufgenommen, doch noch im Zusammenhange mit dieser Erde und mit den Geschlechtern der Hohenzollern. Namentlich erscheine sie immer als Vorbote, wenn ein Glied der Familie sterben solle.

Während man also um den Tod des Königs besorgt war, ereignete sich in dem ersten Winter-Monat des Jahres 1840 noch etwas ganz zufälliges.

Prinz Wilhelm, der zweite Sohn des Königs, gab eine Gesellschaft. Auch der König war zugegen. Er saß in dem großen Saal, der mit Marmor- und Gyps-Arbeiten an den Wänden und der Decke verziert ist. Plötzlich löste sich von oben ein Stein und fiel mit lautem Gepolter zu den Füßen des Königs nieder. Jedermann freute sich, daß der König nicht getroffen war. Aber in so sonderbarer Stimmung war man, daß man allgemein auch hierin eine Vorbedeutung fand. Als würde seinem Leben ein Grenzstein gesetzt, als hieße es vom

Himmel herab: „bis hier! und nicht weiter!“ so faßte man das zufällige Ereigniß auf.

Da kam es, daß der König zu Ende des Monat Februar wirklich erkrankte.

Anfang der Krankheit des Königs.

Am Morgen des 28. Februar war der König noch spazieren gefahren; den Mittag über hatte er bei seinem jüngsten Sohne, dem Prinzen Albrecht, zugebracht: und des Abends legte er sich plötzlich auf's Krankenbett. Frost und Hitze wechselten, Appetit war verschwunden, der König fühlte sich ganz unbehaglich. Sein Leibarzt, der Doktor von Wiebel, sprach von starker Erkältung, von Fieber und verordnete, daß der König mindestens drei Tage im Bette bleibe.

Das waren sehr unerquickliche Tage und Nächte; schlaflos und voll Mißbehagen brachte er sie hin. Erst später, am fünften Tage, trat ein etwas leidlicher Zustand ein. Der König hatte besser geschlafen und stand gegen Mittag wieder auf.

Seitdem war die Krankheit wohl gehoben; aber Gesundheit trat nicht ein. Es war ein sonderbarer Zustand nach beendigter Krankheit, der keine Genesung folgte. Der König klagte fortwährend über Mangel an Appetit, über Mattigkeit. So blieb es: und Monate vergingen darüber.

Unterdessen versah der König seine Geschäfte; ließ sich Vortrag halten, in gewohnter Weise; fuhr nach Charlottenburg, nach Potsdam, kam wieder nach Berlin zurück. Es geschah Alles ziemlich wie sonst.

Aber zu Anfang Mai nahm der Zustand von neuem eine bedenkliche Wendung. Der Appetit verlor sich immer mehr; Alles ekelte den König an: und die Schwäche nahm von Tag zu Tage überhand.

Da wurden die Aerzte besorgter. Der Doktor von Wiebel besprach sich fleißig mit dem andern Leibarzt des Königs, dem Doktor Grimm; und beide zogen den Doktor Schönlein zu Rathe, der damals aus der Schweiz nach Berlin gekommen war.

Aber soviel sie auch thaten, — die Aerzte standen wieder

einmal vor einem Kranken, bei dem sie es gehen lassen mußten, wie es ging. Der König wurde immer matter. Sein ganzes Leben versank in Schwäche. Da mußten die Aerzte ihm endlich den Rath geben: „er möchte das Lager am Tage nicht mehr verlassen."

Mit matter Stimme sprach der König: „muß ich erst liegen bleiben, so werde ich auch nicht wieder aufstehen."

Am Tage der Grundsteinlegung des Denkmals für Friedrich den Großen.

Von seinem Krankenbette aus, am 26. Mai 1840, erließ der König einen Befehl zur Grundsteinlegung eines Ehrendenkmals für seinen Vorgänger, Friedrich den Großen. Der Befehl lautete:

„Der Zeitpunkt, an welchem Friedrich der Zweite vor hundert Jahren den preußischen Thron bestieg, fordert das dankbare Andenken der Mitwelt und ein Denkmal für künftige Zeiten. Für letzteres habe Ich insofern gesorgt, als Ich die Anfertigung einer Reiter-Statue befohlen und den Platz am Anfang der Linden als denjenigen bestimmt habe, wo dies Denkmal errichtet werden soll. Der zukünftige Grundstein wird die gewählte Stelle bezeichnen: und an derselben soll am 1. Juni eine öffentliche Feier stattfinden, bei welcher diese Ordre zu verkündigen und die stellvertretende Grundsteinlegung zu veranlassen ist."

Schon bevor der 1. Juni nahte, hatte die Gemahlin des Königs, die Fürstin Liegnitz, dem Kranken zugeredet, und die Aerzte hatten ihre Bitten unterstützt: „der König möchte sein Bett aus dem Schlafzimmer, das nach dem Hofe zu liegt, in ein anderes Zimmer nach vorne heraus bringen lassen." Aber der König hatte immer nicht darein willigen wollen.

Als nun der 1. Juni kam, wollte der König aus der Ferne dem vaterländischen Feste wenigstens zusehen. Er ließ sich ankleiden, auf einem Sessel in sein Arbeitszimmer tragen. Unterdessen, befahl er, sollte auch sein Bett in ein größeres Zimmer nach vorne heraus gebracht werden.

Trüben Blickes sah der König durch das Fenster nach dem Orte der Grundsteinlegung am Eingang der Linden.

„Ich kann nichts weiter sehen als die ungeheure Menschenmasse," sprach er mit schwacher Stimme und fragte, ob sein Lager noch nicht bereitet sei.

Es dauerte ihm zu lange. Er fragte immer wieder: „ich fühle mich zum Tode matt und hinfällig."

Eiligst ließ er sich in sein Bett zurückbringen. Da sank er in tiefe Ohnmacht. Die funfzehn Minuten, die er außer dem Bette zugebracht, hatten alle seine Kräfte in Anspruch genommen. Allmälig erwachte er aus der gänzlichen Abspannung wieder zu Bewußtsein.

Bis zum 3. Juni 1840.

Die Aerzte zeigten sich noch immer zuversichtlich: als ob eine nahe bevorstehende Gefahr nicht vorhanden wäre.

Nur der König selbst ließ sich nicht mehr täuschen. „Ich bin so schwach," sprach er mehrmals, „als ob ich nicht mehr lebte." Er fühlte ganz die Abnahme seiner Kräfte, das Schwinden aller Lebensthätigkeiten. Wenn man ihm Medizin reichte, fragte er: „wozu? es hilft nicht mehr!"

Der Magen, alle Organe des Körpers waren hinfällig geworden und versagten ihre Dienste. Der König konnte fast nichts an Nahrungsmitteln mehr vertragen.

Unterdessen ließ er von seiner Gemahlin, der Fürstin Liegnitz, die ihn mit liebevollster Hingebung pflegte, noch immer die Bittschriften vorlesen, die an ihn eingingen, und bestimmte mit Milde und Freundlichkeit, wie sie beantwortet werden sollten. Nur die eigentlichen Regierungsgeschäfte des Kabinets hatte er an den Kronprinzen überwiesen.

Als bei dieser Lage der Dinge die Kaiserin von Rußland, die auf die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters sogleich herbeigeeilt war, am 3. Juni in Berlin erwartet wurde, und als der Kronprinz ihr bis Küstrin entgegenfahren wollte: hielten auch die Aerzte für ihre Pflicht, die Gefahr nicht länger zu verhehlen und den Kronprinzen zu vermögen, daß er Berlin nicht

verlasse. Sein jüngerer Bruder Wilhelm, der Prinz von Preußen, fuhr denn der Kaiserin von Rußland entgegen.

An demselben Tage, am 3. Juni, wurde auch die erste ärztliche Bekanntmachung über die Krankheit des Königs durch alle Zeitungen, in Berlin durch Anschläge an allen Straßenecken und Plätzen, veröffentlicht. Sie lautete:

„Seine Majestät der König leiden seit einigen Wochen an den Folgen eines wiederholten Grippe-Anfalls, die sich vorzüglich als eine fieberhafte Affektion der Schleimhäute und damit in Verbindung stehende bedeutende Verminderung der Eßlust kund gaben. In den letzten Tagen hat sich mit diesem Zustande eine stärkere Abnahme der Kräfte verbunden, welche nach einer schlaflosen Nacht sich heute Morgen bedeutend gesteigert hat.

Berlin, den 3. Juni 1840.

Dr. von Wiebel. Dr. Schönlein. Dr. Grimm."

Wie leutselig der König auf dem Krankenbette war.

An einem dieser Tage kam der Kammerdiener des Königs mit einer Tasse Suppe zu ihm an's Bett: der König sollte sie zu seiner Stärkung trinken.

„Ich kann nicht, mag nicht!" sprach er.

Aber der Kammerdiener bat und redete ihm zu: „die Aerzte haben es so verordnet." — „Quält mich nicht! ich kann ja nicht!" antwortete der König und wandte seinen Blick ab.

„So thuen es Majestät mir zu Gefallen!" sagte der Diener treuherzig. Aber der König machte keine Miene, die Tasse anzunehmen. Da stürzten dem Diener die Thränen aus den Augen; er gab die Tasse in die Hand der Fürstin Liegnitz und ging hinaus.

„Du siehst, liebe Auguste," sprach der König, „wie der gute Mensch weint. Trink die Tasse, daß er sich nicht betrübt, wenn er wieder kommt."

Tod des Königs am 7. Juni 1840.

Sobald die Kunde von der Gefahr, die das Leben des Königs bedrohte, unter das Volk kam, standen von Morgens

bis Abends jeden Tag unzählige Massen um den Palast des Königs und warteten in Spannung auf Jeden, der aus dem Hause treten und über den kranken Herrn Nachricht geben konnte. Sie standen schweigsam und mit bekümmerten Mienen: wie eine große freiwillige Ehrenwache um den Tempel, da die Seele des Königs sich dem Himmel vermählen sollte.

Eines Tages, am 5. Juni, schien es, als könnte man wieder Hoffnung fassen. Der König hatte ruhig geschlafen und fühlte sich weniger kraftlos.

Aber noch im Laufe des Tages verschlimmerte sich der Zustand. Fieber trat ein und drohte den matten Körper schnell aufzureiben. Der König phantasirte unter immer verstärkten Anfällen. Am 6. Juni stellte sich auch noch Husten ein und störte die Ruhe des Kranken vollends. So ging es mit raschen Schritten dem Ende zu.

Am 7. Juni waren alle Verwandte des Königs, seine Kinder und Schwiegerkinder, in dem Sterbehause versammelt. Auch der Kaiser von Rußland traf ein. Nachdem er lange am Lager des Sterbenden gestanden hatte, erkannte ihn der König endlich und sprach ein kurzes mattes Wort zu ihm: sein letztes, das man von ihm gehört hat: „es geht schlecht!"

Alle begaben sich in die Kapelle des Hauses. Da trug ihnen der Hof-Prediger Strauß das Wort Gottes vor: die Lehre von der demüthigen Fassung und Ergebenheit, von der Weisheit der ewigen Rathschlüsse und vom Trost des seligen Lebens.

Darauf galt es, Abschied zu nehmen von einem Vater, den sie Alle so sehr geliebt hatten. Sie traten sämmtlich an das Sterbebette.

„Gieb uns deinen Segen, — der du der Verklärung so nahe bist!" sprachen Alle in ihrem Herzen.

Aber der König hatte nicht mehr die Kraft, ein Wort zu reden. Er reichte Jedem seiner Kinder schweigend die Hand, die sie mit Thränen benetzten. Eine stumme Segnung, aber Allen verständlich!

Allmälig wurde der Athem des Königs leiser. Als ob er einschlief, — so starb er, ohne Todeskrampf, ohne Zuckung der Muskeln.

Zwei und zwanzig Minuten nach drei Uhr am Nachmittag des 7. Juni 1840 starb der König im siebenzigsten Jahre seines Lebens und im drei und vierzigsten seiner Regierung.

Die Flügel-Adjutanten des Königs halten bei seiner Leiche Wache.

Alle, die so lange bei dem Kranken gewartet hatten, verließen bald nach dem Tode des Königs den Palast. Auch die Fürstin Liegnitz, die treue und preiswürdige Gemahlin, die ihren Herrn so lange mit der unermüdlichsten Sorgsamkeit und bewunderungswürdigen Standhaftigkeit gepflegt hatte, entfernte sich. Von der Hand der Prinzessin Wilhelm, der Schwägerin des Gestorbenen, wurde die Erschöpfte in ihre Zimmer geleitet. Da brach ihre Kraft zusammen und sie versank in Schmerz und Ermattung.

Bei der Leiche des Königs hielten unterdessen die Flügel-Adjutanten der hochseligen Majestät Wache.

Der nächtliche Zug.

Am 8. Juni wurde die Leiche des Königs in den Sarg gelegt und stand den Tag über in der Kapelle des Hauses, darin der König gewohnt hatte.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, sollte sie von dort in das große Schloß der königlichen Ahnen, der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige, gebracht werden.

Da setzte sich um ein Uhr Mitternacht ein stiller feierlicher Zug in Bewegung. — Voran gingen alle Diener des todten Königs. Darauf der Fürst zu Sayn-Wittgenstein, der Ober-Kammerherr; der Herr von Schilden, der Ober-Hofmeister; und der Herr von Massow, der Hof-Marschall.

Hierauf wurde der Sarg des Königs von zwölf Unteroffizieren der Kron-Garde getragen.

Hinter diesem gingen die ältesten Söhne des Königs, König Friedrich Wilhelm IV. und sein Bruder, der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm. Darauf folgten die General- und Flügel-Adjutanten des hochseligen Königs.

Still, in ernstem Schweigen, bewegte sich der kleine Zug über den Platz zwischen dem Sterbehause und dem königlichen Schloß; ohne militairische Begleitung; nur wenige Fackeln erleuchteten den Gang. —

Etwa vierzig oder fünfzig Personen waren zur Nachtzeit beim Sterbehause vorübergegangen. Da sie Licht und Bewegung in den Zimmern erblickten, blieben sie auf dem Platze stehen und warteten des Zuges. Als der Sarg die Thür hinaus getragen wurde, nahmen sie vor Ehrfurcht die Hüte ab und folgten schweigend zu beiden Seiten.

An dem Portal das Schlosses angelangt, wollten sie sich zurückziehen, die Vollendung der nächtlichen Feier den Verwandten und nächst stehenden Personen des Gestorbenen überlassen. Der König aber, die Miene der tiefsten Betrübniß in seinem Blick, wandte sich an die freiwilligen Theilnehmer des Todtenamtes. Eine Bewegung seiner Hand sagte, daß sie zum Schlosse hinauf folgen durften. Und Alle gingen mit bis in das Thronzimmer.

Hier wurde der Sarg mit der Leiche unter dem königlichen Baldachin niedergesetzt.

Alle verweilten dort im stillen Gebet ein kleine Zeit lang. Darauf blieben die General- und Flügel-Adjutanten allein zurück und hielten Wache bei dem todten Könige.

Ausstellung der Leiche des Königs am 9. Juni 1840.

Am folgenden Tage den 9. Juni war die Leiche des Königs ausgestellt. Alle Offiziere und Civil-Beamten in Uniform wie auch die Damen, die im Anzug tiefster Trauer erschienen, hatten zu den Gemächern des Schlosses Zutritt und konnten zum letzten mal Antlitz und Gestalt des Königs sehen.

In dem Zimmer waren die schweren Vorhänge vor den Fenstern herabgelassen. Längs der einen Wand war auf der Erde ein schwarzer Teppich ausgebreitet. Da stand der schwarze Sarg mit weißem Atlas ausgeschlagen. Der König hatte die Uniform des ersten Garde-Regiments zu Fuß an; darüber den Mantel aus dem Jahre 1813, — man nennt ihn nach der

Schlacht, in der der König am meisten zum Siege mitgewirkt hatte, den „Mantel von Kulm" —; sein Haupt deckte die Mütze von blauem Tuch mit rothem Besatz.

Die Gesichtszüge des Königs waren von den Körperleiden der letzten Täge ein wenig verändert. Wer sie sah, den rührten die Furchen des Todes auf dem Antlitz, das man im Leben so hoch geehrt hatte, zu Thränen der Wehmuth.

Zu jeder Seite des Sarges standen drei Obersten. Die sämmtlichen Obersten der Berliner Garnison wechselten in diesem letzten Dienst.

Den ganzen Tag über gingen die Beamten und Offiziere des Königs und Damen in Trauerkleidern durch den Saal und standen mit Thränen in den Augen vor dem Todtenbett und blickten mit wehmuthsvoller Liebe auf das, was Gott der Erde läßt, wenn er die Seele zum Himmel hebt.

Ausstellung des Parade-Sarges am 10. Juni 1840.

Tags darauf, am 10. Juni, wurde das Todtenzimmer im königlichen Schlosse allem Volke geöffnet. Zu diesem Zweck war es über Nacht ganz anders eingerichtet worden.

Der schwarze, mit weißem Atlas ausgeschlagene Sarg war geschlossen und in einen größeren eingesetzt. Mit schwarzem Sammet war dieser Parade-Sarg überzogen und mit Gold verbrämt. Er stand auf einem Trauergerüst, zwei Stufen hoch, das mit violettem Sammet bekleidet, mit Gold und Hermelin verbrämt war: und dieses Trauergerüst wieder auf einem niedrigen geräumigen Auftitt, mit schwarzem Tuch belegt. Ueber dem Sarge breitete sich ein faltiger Thronhimmel von Sammet aus: von innen mit weißem Atlas ausgeschlagen und überall mit Gold verziert.

Der Anblick des geschlossenen Todtenbettes auf dem dunklen Gerüst und unter dem prächtigen Thronhimmel war voll ernster Majestät. Erhöht wurde der Eindruck noch durch die Ausstattung des Sarges. Am Kopfende stand auf ihm der große goldene Reichshelm, dessen schwarze und weiße Federn in vollem Busch herabwallten. Daneben lag das Band des schwarzen Adler-

Ordens, des Familien-Ordens, unserer Könige; ferner die Schärpe; der Degen des Königs, der mit seiner Scheide über Kreuz lag; der Kommando-Stab und die goldenen Sporen.

Zu beiden Seiten des Sarges standen in gleichen Zwischenräumen acht hohe Leuchter massiv von Silber. Auf ihnen brannten zahlreiche Wachskerzen und erfüllten das gegen das Sonnenlicht verdunkelte Gemach mit strahlendem Glanze.

Zwischen den Leuchtern neben dem Sarge lagen auf acht kleinen Erhöhungen die Reichs-Insignien: auf der ersten rechts am Kopf-Ende die königliche Krone; auf der zweiten der Reichs-Apfel; auf der dritten das große Reichs-Siegel; auf der vierten der alte Kur-Hut. Auf der anderen Seite links vom Sarge lag auf der ersten Erhöhung das Scepter des Reiches; auf der zweiten das Reichsschwert; auf der dritten die Kette des schwarzen Adler-Ordens; und auf der vierten am Fußende das alte Kur-Schwert.

Ferner stand am Kopf-Ende zur rechten Seite des Sarges ein General-Adjutant des gestorbenen Königs und hielt das Reichs-Panier, die große Fahne von schwerem weißen Atlas mit goldenen Frangen, auf der der preußische Adler mit ausgebreiteten Flügeln emporschwebte; am Fuß-Ende desselben ein anderer mit einem schwarz beflorten Stabe, an dessen oberem Ende der schwarze Adler auf einem silbernen Schilde seine Flügel ausbreitete. Ferner standen zu jeder Seite des Sarges Stabs-Offiziere; Alle trugen Hüte mit herabhangendem schwarzen Flor. Außerdem rund um den Sarg Pagen, Kammerdiener und Leib-Lakaien des Königs.

Dem Sarge gegenüber, an der entgegengesetzten Wand des Trauersaales, stand der Todtenmann, eine Statue mit Stundenglas und Sense.

Leichenzug vom Schlosse in den Dom am 11. Juni 1840.

Des andern Tages, am 11. Juni, begannen um zehn Uhr Morgens die Glocken der Stadt zu läuten. Sie läuteten zum letzten Gange, den der todte König aus dem Palast in die Gruft seiner Väter getragen werden sollte.

Um elf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung.

Zwölf Obersten trugen den Sarg aus dem Thronzimmer des Schlosses die Treppe hinab und setzten ihn auf den königlichen Parade-Leichenwagen, der auf dem kleinen Hof des Schlosses vorgefahren war.

Die Geistlichkeit der Städte Berlin, Potsdam, Charlottenburg und der Umgegend, zu Zweien geordnet, eröffnete den Zug: die katholische und die evangelische.

Ihnen folgte das militairische Ehrengeleite: je Eine Abtheilung aus jedem Garde-Regiment. Immer vor ihnen her die Trompeter, Spielleute und die Hautboisten: die bliesen abwechselnd den Choral: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" und abwechselnd wirbelten die Trommeln in dumpfen Schauern.

Nach den Soldaten kamen die Leib- und Kammerdiener, die Haus- und Hofbeamten des Königs. Dann die Pagen, die drei Leibärzte des Königs und die Kammerherren.

Hierauf gingen unmittelbar vor dem Sarge die Geheimen Staats-Minister und trugen auf schwarzen Kissen, mit Gold und Silber gestickt, die Zeichen der Majestät und des Reiches. Der Minister Rother trug das brandenburgische Kur-Schwert; der Minister von Nagler die Kette des schwarzen Adler-Ordens; der Minister von Rochow das Reichs-Siegel. Der Kriegs-Minister, General der Infanterie von Rauch, trug das Reichs-Schwert; der Minister Mühler den Reichs-Apfel; der Minister von Kamptz das Reichs-Scepter; und der Ober-Kammerherr und Staats-Minister, Fürst zu Sayn-Wittgenstein, trug die königliche Krone.

Als nach den Ministern die acht Trauer-Pferde durch das Portal des Schlosses gingen und hinter ihnen her den Parade-Leichenwagen mit dem Sarg und der Leiche des Königs zogen: senkte sich düstres Schweigen, wie zur Mitternacht, über die unabsehbare Menge, die dem Trauergange zusah. Die Garde-Regimenter aber, die rund umher aufgestellt waren, machten die militairischen Ehrenbezeigungen. Das Spiel wurde gerührt: die kriegerische Musik begrüßte den König wie in den Tagen seines Lebens; aber die Töne waren gedämpft und Takt und Weise

verloren sich bald in den heiligen Gesang: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

Acht Stabsoffiziere führten die acht Pferde des Parade-Leichenwagens an dicken goldnen Schnüren: jedes Pferd war mit einer schwarzen Sammetdecke, die reich mit Adlern gestickt war, ganz behangen. Auf dem Leichenwagen war ein großes Leichentuch ausgebreitet: dessen vier Zipfel wurden von vier Rittern des schwarzen Adler-Ordens getragen, von den Generalen der Infanterie Graf Lottum, Freiherr von Müffling und von Jagow und von dem General der Kavallerie von Borstell.

Auf dem Leichentuch stand der Sarg des Königs mit dem goldenen Reichs-Helm, dem Band des schwarzen Adler-Ordens, der Schärpe, dem Degen, dem Kommando-Stab und den goldenen Sporen des Königs.

Ueber diesem Leichenwagen erhob sich ein mächtiger Baldachin von schwarzem Sammet. Vom Rande des Baldachins hingen Adler auf goldenen Feldern herab: das Innere war mit Goldstoff überall ausgeschlagen. Auf zwölf hohen Stangen, mit schwarzem Sammet überzogen und goldenen Schnüren umwunden, ruhte der Baldachin: sie wurden von zwölf Generalen getragen. Von den vier Ecken des Baldachins liefen dicke goldene Schnüre herab, die der General der Infanterie Krauseneck und drei General-Lieutenants hielten. Der ganze Baldachin ward von dem großen Reichs-Panier, der Fahne von weißem Atlas mit goldenen Frangen und dem großen preußischen Adler, beschattet. Der erste General-Adjutant des gestorbenen Königs, General der Infanterie von dem Knesebeck, trug das Reichs-Panier. Ihm zur Seite gingen die General-Adjutanten von Natzmer und von Thile.

Dem Sarge zunächst folgten alle Söhne und Töchter des Königs, alle seine Schwiegersöhne und Schwiegertöchter und sonstigen Verwandten, nebst deren Angehörigen, Kindern, Hofdamen, Adjutanten und Kammerherren. Voran der König Friedrich Wilhelm IV. nebst seiner Gemahlin, der Königin; der Kaiser von Rußland, der König von Hannover; die Großherzogin von Meklenburg-Schwerin, die Prinzessin Friedrich der Niederlande; die Prinzessin von Preußen; die Prinzessinnen Karl und

Albrecht mit ihren Töchtern Luise und Charlotte; der Prinz von Preußen mit seinem Sohn, dem Prinzen Friedrich Wilhelm; und der russische Großfürst Thronfolger; dann die Prinzessin Wilhelm mit der Prinzessin Marie und der Prinzessin von Meklenburg; dann der Prinz Karl mit seinem Sohn und der Prinz Albrecht; hierauf der Großherzog und der Erb-Großherzog von Meklenburg-Schwerin, der Prinz Friedrich der Niederlande; dann die Prinzen Wilhelm, Adalbert, Waldemar und August von Preußen; endlich der Erb-Großherzog von Meklenburg-Strelitz, der Prinz August von Württemberg und der Prinz Georg von Hessen.

Von allen Angehörigen des Königs war nur die duldsame Wittwe des Gestorbenen, die Fürstin Liegnitz, nicht mit beim Zuge. Sie hatte schon früher zu Wagen sich nach dem Dom begeben, um dort in der Einsamkeit ihr tief bewegtes Gemüth zu sammeln, ihr verwaistes Herz dem Ewigen zu vertrauen. Auch hernach verließ sie den Dom, wie sie gekommen war, nur von einem Kammerherrn begleitet.

Hinter den fürstlichen Herren gingen noch eine große Zahl Staatsbeamte, Minister, Präsidenten, Generale und Stabs-Offiziere, Abgesandte der Landstände, der Regierungen und Universitäten. Den Schluß bildeten Abtheilungen der Garde-Jäger und Schützen, der Garde-Artillerie und Pioniere. —

Als der Leichenwagen vor der großen Pforte des Domes angelangt war, hoben die zwölf Obersten den Sarg wieder ab und trugen ihn in den Dom. Die Geistlichen gingen voran, die Leiche des Königs folgte, die Leid tragenden Personen hinterdrein.

Der Dom war rings umher schwarz behängt. Im unteren Raum hatte man die Kirchenstühle weggenommen und den Fußboden mit schwarzem Tuch belegt. Hier sammelten sich, so viele am Leichenzuge Theil genommen hatten. Die oberen Chöre der Kirche waren mit Trauernden aller Stände gefüllt.

Da stellten die Obersten den Sarg auf eine Erhöhung vor dem Altar, das Fuß-Ende nach ihm zu; die Zeichen der Majestät und des Reiches legten die Staats-Minister zu beiden Seiten des Sarges; der General-Adjutant von dem Knesebeck

stellte sich mit dem Reichspanier am Kopf-Ende, die Geistlichen zu beiden Seiten des Altars auf; ihm gegenüber die ganze königliche Familie; und dahinter alle Uebrigen, die zum Leichenzuge gehörten.

Nun begann man das Lied, „Jesus, meine Zuversicht!“ zu singen. Der Konsistorial-Rath Ehrenberg hielt die Trauerrede und sprach den Segen über die Leiche. Zu gleicher Zeit feuerten die Geschütze draußen und die Garde-Infanterie, die um den Dom aufgestellt war, die letzten Ehrensalven dem geliebten Könige zum Abschied.

Als darauf im Dome unter Schweigen jede Brust beklommen wurde, konnten Alle ihre Wehmuth nicht länger zurückhalten. Auch der König gab die Fassung auf, die er so lange behauptet hatte; kniete vor dem Sarge seines Vaters nieder; küßte den Sammet des Todtenbettes mit Inbrunst und unter Thränen; dann sank er seiner Gemahlin, der Königin, und seinem Schwager, dem Kaiser von Rußland, in die Arme. Alle weinten. „Kann uns etwas um die Vergänglichkeit des Lebens, um den Tod des geliebtesten Vaters trösten: so sei es unsere Liebe unter einander und unser Eifer, ihm ähnlich zu werden!“ so sprachen sie still unter einander.

Langsam gingen Alle in das Schloß zurück.

Beisetzung des Königs im Mausoleum zu Charlottenburg.

Als im Jahre 1810 — jetzt vor dreißig Iharen — die holdselige Königin Luise gestorben war, hatte der König Friedrich Wilhelm III. im Schloßgarten zu Charlottenburg das Mausoleum bauen lassen. Da war ihre Leiche am 23. Dezember jenes Jahres beigesetzt worden.

Vom Schlosse geht man zuerst den breiten freien Gang unter Linden und Orange-Bäumen: dann öffnet sich nach rechts eine dunkle weite Tannen-Allee. Hoch ragen ihre Spitzen; dicht drängen ihre Zweige. Am Ende dieses Weges steht der Todten-Tempel: und drinnen im untern Gewölbe ruht die Königin Luise.

Dreißig Jahre lang war der König diesen Weg gewandelt. In stillen Gedanken, unter heiligen Schauern, das Gemüth dem

Ewigen zugewandt, hatte er den Weg häufig eingeschlagen. Es war ihm himmlisches Labsal, am Sarge seiner verklärten Gemahlin zu beten, im stillen Umgang mit ihr den Geist vom Boden dieser Erde emporzuheben.

Jetzt, da der Rathschluß Gottes mit dem Leben des Königs sich erfüllt hatte, wurde er auch diesen letzten Gang dahergetragen. So war es sein Wille und seine Bestimmung gewesen.

In der Nacht vom 11. zum 12. Juni brachte man in stillem feierlichen Zuge seine irdische Hülle aus dem Dom von Berlin nach dem Mausoleum in Charlottenburg. Da schlummern sie nun Beide, die im Leben so innig vereint gewesen waren:

Luise und Friedrich Wilhelm der Dritte, die Königin und der König von Preußen.

Jacobi, Capitel 1, Vers 12.

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott denen verheißen hat, die ihn lieb haben."

Ed. Freyhoff's Druckerei, Oranienburg.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01412 2520



